

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

**[083840508]**

Fünftes Kapitel. - Der Zusammenbruch.

chtskräftigen

a verkrochen  
ionär zu er-  
ß. Es war  
niemand ein  
euter! Jena  
ge, der Zu-  
en Entwicke-  
lt war.

## Fünftes Kapitel.

### Der Zusammenbruch.

#### 1. Die Leute von Jena.

Friedrich II., der Große, wie man ihn jetzt, der Einzige, wie man ihn damals nannte, war gescheit genug, um darüber zu erstaunen, wie seine geliebten Untertanen dieses Übermaß von wirtschaftlichem Druck und geistiger Unfreiheit geduldig ertragen mochten, die insbesondere die letzten erschöpften Jahre seines herrischen Regiments belasteten. In solchem Gefühl pflegte er sein treues Volk die Kanaille zu benennen. Als nun einmal der Breslauer Popularphilosoph, der sanfte und ehrliche Garve, sich über diesen Beweis unergründlicher Menschenverachtung entsetzte und die Majestät untertänigst auf die Stürme von lodrender Begeisterung hinwies, die ihr beim Einzug in Breslau zuteil geworden, das Volk sei doch nicht canaille, da erwiderte der Einzige — die Anekdote überliefert Theodor v. Schön — hastig: „Setze er einen alten Affen aufs Pferd und lasse er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammen laufen.“

Der  
Monarchismus  
des alten Affen

In einem Satz die Naturgeschichte des monarchischen Gefühls und der monarchisch Gefühlvollen, aufgestellt von einem Mann, den man wohl darin als sachverständig betrachten darf! Ein Jahrhundert später hat der preussische Geschichtsprofessor den nüchternen Monarchismus des alten Affen, den Friedrich II. als sein Werk betrachtete, als ein besonders wunderbares Geheimnis deutschen Blutes erkannt. Den Deutschen sei, hat Treitschke erzählt, die monarchische Gesinnung, die unserm Volke im Blute lag, durch König Friedrich aufs Neue gekräftigt. In keiner andern Nation der neuen Geschichte habe das Königtum seine Aufgabe so groß und hochsinnig verstanden; darum sei das deutsche Volk selbst in der Zeit parlamentarischer Kämpfe das am treuesten monarchisch gesinnte unter den großen Kulturvölkern.

Ohne Blutmystik gesehen, ist die Wahrheit, daß Friedrich II. weder das monarchische Bewußtsein noch irgendeine nationale Gesinnung gekräftigt hat. Derlei Gefühle lagen niemandem im Blut. Wenn Friedrich II. und seine Minister sich zuletzt alle erdenkliche Mühe gaben, auf literarischem Wege

Patriotismus

etwas wie einen preußisch-monarchischen Patriotismus zu erzeugen, so zeigten diese vergeblichen Bemühungen hinlänglich, daß nichts dergleichen irgend jemandem im Blut lag, geschweige, daß das geheimnisdunkle Element gekräftigt worden wäre. Patriotismus war ein veraltetes Wort aus dem lateinischen Lexikon, hat Behrenhorst, der Mann des 18. Jahrhunderts, wahrhaftiger als der Geschichtsprofessor des neunzehnten, kühl geurteilt. „Eroberungen, Abtretungen, Tausche hatten die Untertanen nach und nach einsehen lassen, daß nur ihre Zahl und ihre Habseligkeiten, sie selbst keinesweges, bey den Regierungen in Anschlag gebracht würden, die, was Grundsätze und Behandlung anbetrifft, eine der andern wie Schwestern gleichen. Alle forderten Gehorsam, Grund- und Vermögenssteuern, Akzise, Zölle; keine gab Rechnung von ihren Haushalten. Überall wurden die Söhne der Menschen ausgehoben, wann die Politik Schlachtopfer verlangte. Was war denn noch natürlicher, als daß mit den Regierungen, auch die Namen der Regenten, und ihre nur Wenigen gekannte Personen, den Regierten gleichgültig wurden.“<sup>201)</sup>

Die ewigen  
Byzantiner

Das hindert aber nicht, daß sich immer genug Pöbels einfand, wenn der Monarch durch die Straßen ritt, und daß strebsamen Schriftstellern ihr monarchisches Blut überschäumte, wenn sie ihrem König huldigten. So begrüßte man bombastisch hoffend Friedrich Wilhelm II., als die erbarmungslos harte Hand des Vorgängers erkaltet war; und nachdem dessen Herrschaft in allzu aufdringlicher Verworfenheit geendet hatte,<sup>202)</sup> da schwelgten die getreuen Untertanen in mündlichen und literarischen Subelschreien, wie nie zuvor. Friedrich Wilhelm III. und sein lebenswürdiges Weib, die mit legendarischen Frauenreizen verschwenderisch ausgestattete Königin Louise, wurde in lärmendem Gözendienste umbuhlt. Friedrich Wilhelm III. aber war nicht einmal so bedeutend, daß er des Altenaffenkults hinter den verzückten Grimassen eines erregten Monarchismus bewußt ward; selbst dann noch nicht, als ein Jahrzehnt nach seinem Regierungsantritt der preußische Untertan von seinem an der russischen Grenze vor völliger Vernichtung zitternden bisherigen Landesherrn nur mit frechen und grausamen Spottworten sprach, und die angebetete Louise mit schmutzigen Zweideutigkeiten verantwortlich für die ganze Geschäftsstörung machte. Das monarchische Blut rollte zwar in den deutschen Adern noch immer, aber für einen korrischen Advokatensohn, der sich eine Krone aufs Haupt gesetzt hatte.

Der Feld-  
weibel-König

Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinem Vater an den Verhandlungen in Pillnitz teilnahm, berichtete der österreichische Unterhändler, Spielmann, nach Wien: „Des Kronprinzen Außerer ist nichts weniger als günstig für ihn. Er sieht so ziemlich einem Feldweibel gleich;“ sein Gouverneur, der Graf Brühl, habe geäußert, der Prinz habe alle üblen Eigenschaften Friedrichs II., ohne eine einzige der guten nur im geringsten zu besitzen. Nichtsdestoweniger mußte auch dieser Feldweibel das übliche Handgeld des Kronprinzenliberalismus beisteuern. Er nahm bei Suarez, dem Hauptschöpfer des Allgemeinen Landrechts ein paar Unterrichtsstunden und brachte dann in den Jahren 1796/97 einiges von dem Gehörten als „Gedanken über die Regierungskunst“<sup>203)</sup> zu Papier. An die Spitze hatte er formgerecht den Satz gestellt, daß das größte Glück eines Staates zuverlässig in einem fortdauernden Frieden bestünde. „Es ist schändlich“, philosophierte

Das Jakobiner-  
tum eines  
Kronprinzen

der Kronprinz weiter, „wenn man sein Wort bricht; daher setze man keine Articles fest, wenn man sie nicht zu halten Willens ist. Der gerade Weg ist allemal der beste, und man kommt sicher weiter darauf, als wenn man alle Augenblicke wortbrüchig wird und vom (!) System ändert; daher hüte man sich für einer treulosen und falschen Politik, die uns in den Augen unserer Nachbarn alle Treu und Glauben nimmt und uns der Verachtung unserer Nebenmenschen aussetzt.“ Als König hat dann Friedrich Wilhelm III. den Ehrgeiz gehabt, zu erproben, wie schändlich wohl eine Politik werden könnte, ehe sie sich selbst richtete. Niemand hat jemals eine größere Zahl getäuschter Verträge und gebrochener Versprechungen angehäuft. Sogar hinter die Larve eines preussischen Hof-Revolutionarismus steckte der Hörer von Suarez den Feldweibel-Kopf. Ein unthätiger, lasterhafter und schwacher Regent „verdient nicht zu regieren, und ist es also wohl kein Wunder, wenn seine gedrückten Unterthanen zuletzt, einer solchen Regierung müde, sich zusammen gesellen, um sich eine bessere zu verschaffen. Die französische Revolution giebt hiervon ein mächtiges fürchterliches Beispiel für alle schlechten Regenten, die nicht, wie gute Fürsten, zum Wohle ihres Landes da sind, sondern selbiges wie Blutigel aussaugen und der Unterthanen Geld bloß zu ihren sinnlichen Vergnügungen verprassen und verschwelgen, da sie es vielmehr zum wahren Besten des Staats verwenden sollten.“ Diese blutige Tirade war aber lediglich eine zarte Drohung des nicht einmal liebedürftigen Sohnes gegen den unersättlich verbuhlten Vater. Ebenso angeflogen waren die jakobinischen Äußerungen über das Hofgesinde: „Ein fürstlicher Hof ist gewöhnlich mit trotzigem, eingebildeten, hochmüthigen und impertinenten Subjekten versehen (keine Regel ohne Ausnahme), die tausend eingebildete Prärogativen und Narrheiten im Kopfe haben und Alles, was nicht zum Hofe oder zu ihrem Gelichter gehört, mit Verachtung ansehen und begegnen.“ Echt dagegen waren zwei Reformgedanken, die schon der Kronprinz seinem Geiste sich abgerungen hatte, und sie bildeten das ganze positive Programm, mit dem dieser Fürst seine Regierung antrat. Indem sich der junge Herr anschickte, den Thron zu besteigen, hatte er zwei Sorgen: daß ihn die teuren Untertanen nicht mit Bittschriften belästigen mögen, und daß die Wissenschaft sich nicht über den Beruf der mekkenden Ruh erheben dürfe. Diese im eigenen Kopf gewachsenen Gedanken nahm er denn auch ernst. Von revolutionären Anwandlungen hat man später nichts mehr gehört, außer zu jener Zeit, wo er es — nach eigenem stöhnenden Geständnis — um die Untertanen in den „Befreiungs“krieg gegen Napoleon zu treiben, es als eine saure Nothwendigkeit erachtete, den Jakobiner zu spielen. Dagegen trat er sofort mit einer Kabinettsorder gegen die Zudringlichkeit seiner getreuen Untertanen auf, und schützte sich so zwar erfolgreich vor einem Übermaß monarchistischer Vertrauensseligkeit, zerstörte aber dadurch die Grundtäuschung des Absolutismus, daß der Monarch die letzte Instanz und das höchste Recht für jeden Untertanen bedeute; indem er sich die Bittsteller als Querulanten vom Halse schaffte, schloß er das letzte Thor des Kerkers der Rechtlosigkeit: der Monarch erklärte sich für unzuständig, dem durch das System des Absolutismus Bedrängten und Verfolgten Recht werden zu lassen. Die Gnade des Königs wurde durch das Publicandum vom 17. März 1798 eine höchst gefährliche Eigenschaft des landesväterlichen Regiments:

Reform-  
gedanken  
Friedrich  
Wilhelms III.

Wider die  
Bittschriften

„Wer die vorgeschriebene Ordnung nicht befolgt; wer Seine Königliche Majestät mit Sachen, welche vor Allerhöchstdieselben unmittelbar nicht gehören, behelligt; wer die geordnete Instanzen übergeht; wer seiner Vorstellung die vorigen Resolutionen und Bescheide nicht beylegt, der hat es sich selbst beyzumessen, wenn auf seine Bittschrift nichts verfügt, und dieselbe allenfalls nur an die Behörde zur weitem Veranlassung und Vorbescheidung zurückgeschickt wird.

„Gegen die unruhigen und unbedeutsamen Querulanten aber, die sich nicht weisen und belehren lassen wollen, die Seine Königliche Majestät gegen eigenes Bewußtsein und Ueberzeugung mit Unwahrheiten behelligen, oder welche sogar mit grundlosen Verläumdungen und Schmähungen gegen ihre Vorgesetzten und Obrigkeiten hervortreten, ingleichen gegen die unbefugten Consulanten und Schriftsteller, die ein Gewerbe daraus machen, gemeine Leute zum unbedeutsamen Queruliren aufzuwiegeln, und sie darin durch Rat und Beistand zu unterstützen, erneuern und bestätigen Seine Königliche Majestät hiemit alle in dem allgemeinen Landrecht und der Gerichtsordnung, in dem Edict vom 12. July 1787, und sonst ergangenen Strafgesetze, vornach dergleichen Vergehungen mit Gefängniß, und nach Befinden der Umstände, mit Zuchthaus- oder Bestungsarbeit, geahndet werden sollen; und werden diese Strafen an den Uebertretern von nun an ohne weitere Nachsicht und Schonung in aller ihrer Strenge vollziehen lassen.“

Die Verfügung war zugleich ein weiteres Abschreckungsmittel für jeden Versuch einer öffentlichen Kritik, ein weiteres Schutzmittel für eine selbstherrlich schaltende Bureaukratie; es sollte auch der Weg einer unmittelbaren Beschwerde vor dem Throne versperrt werden. Friedrich Wilhelm III. machte seine Drohung auch wahr. In einer großen Anzahl von Fällen wurden Bittsteller beim König mißhandelt, verhaftet und auf die Festung gebracht.<sup>204)</sup>

Friedrich  
Wilhelms III.  
Wissenschafts-  
haß

Der andere Reformgedanke, die Erniedrigung der Wissenschaft, war in dem Kronprinzenaufsatz so wiedergegeben; „Solche abstracte Wissenschaften, die nur einzig und allein in das gelehrte Fach einschlagen und zur Aufklärung der gelehrten Welt beitragen, sind zur Wohlfahrt des Staates ohnmöglich von wahren Nutzen; selbige ganz zu hemmen, wäre thöricht, sie aber einzuschränken, heilsam. Hiermit will ich ohngefähr so viel sagen, daß nemlich ein Regent gut thun würde, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Academien mehr auf die vorbenannte (Verbesserung der Landwirtschaft, des Handels und Wandels, und der Industrie) und andere mehrere nützliche Dinge zu leiten, als daß sie ihre Köpfe mit speculativischen Raisonnements erfüllen, woraus zum Besten des Ganzen kein Nutzen entsteht“ . . . Nach dem Regierungsantritt erging dann in diesem Sinne jene schon gewürdigte Kabinettsorder an die Akademie der Wissenschaften.

Intoleranz

Es war in Wirklichkeit das harte und öde Regiment eines gekrönten Feldwebels, das den schillernden Aberwitz des ausschweifenden Vaters ablöste. Zu dem religiösen Hokusfokus der Wöllner und Bischoffswerder fehlte ihm die bewegliche Phantasie; religiös unduldsam war auch seine Herrschaft, der Pfaff nahm statt des Weihrauchfessels und der magischen Beschwörungsutensilien wieder den handfesten Bakel, um das liebe Christentum den Untertanen einzubläuen: die Inquisition wurde dürrer und lang-

weiliger. Friedrich Wilhelm III. ging „die Mittelstraße zwischen blinder Anhänglichkeit an den wörtlichen Inhalt der Symbole und unbesonnener Verwerfung der durch ihre Urheber und ihr Alter gleich ehrwürdigen Lehren der Reformatoren und ihrer Nachfolger.“<sup>205)</sup> Auf dieser Mittelstraße ließ er Eltern, die ihre Kinder nicht taufen lassen wollten, für Wahnsinnige erklären. In der Unterdrückung der geistigen Freiheit ging er noch weiter als der König des Wöllnerschen Religionsedikts; er war es ja, der seinen Untertanen sogar das unnütze Grübeln über Dinge, die sie nichts angingen, verbot. Ohne Wissen, Bildung, geistige Regsamkeit und kulturelles Interesse, ein Mensch, der niemals anders wie in stammelnd abgerissenen Sätzen sprach — jemand nannte ihn nach seiner grammatikalischen Redeweise den „Infinitiv von Gottes Gnaden“ —, verabscheute er die Wissenschaft und verhinderte jede geistige Aufklärung der Massen (Verordnung über die Garnisonsschulen!). Sein Herz gehörte der Armee, das heißt jener aufgepushten, toten, in tausend qualvoll eingepügelten, unsinnigen Körperverrenkungen zappelnden Truppe, wo die fürchterliche Technik des Massenmordes wie der rauschende Spektakel eines albernen Ausstattungsstückes behandelt ward. Dabei reichte die Begabung des Königs nur für die Außerlichkeiten aus. Er war unerschöpflich in der Erfindung neuer Uniformen, Ligen, Zierraten. Die goldstarrende Papageienbuntheit der Uniformen unter Friedrich Wilhelm II. nahm im ersten Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms III. noch zu. Marwitz klagte namentlich über die Nachahmung des Russischen: „Jedes Jahr wurde mit den Montirungen, Benennungen und Einrichtungen Veränderungen vorgenommen, die zuletzt eine solche Verwirrung anrichteten, daß bald Niemand mehr wußte, welches Regiment man vor sich sah.“<sup>206)</sup> Von der Kriegswissenschaft, von den Problemen der Strategie und Taktik verstand der König nicht das mindeste. Von ihm gilt recht eigentlich, was Behrenhorst von dem Generalissimus von Jena, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, schrieb, es sei sein Ideal gewesen: „Ein Regiment Drahtpuppen, groß und schön wie das erste Bataillon Garde, angepust zum Mißfallen verständiger Zuschauer, aber zum Leiden der armen Truppen; Inspektoriren, Manöver in den kleinen Garnisonen, endlich mit königlichem Beifall gekrönte Revuen.“<sup>207)</sup>

Trotz seiner Unfähigkeit und Unwissenheit war Friedrich Wilhelm III. aber besessen von der ganzen königlichen Anmaßung des Gottesgnadentums. In der Politik wie in den militärischen Angelegenheiten hat er persönlich die Entscheidungen durchgesetzt; er trägt die volle Verantwortung. Hüffer, der die diplomatische Geschichte der Zeit geschrieben hat, bezeichnet es geradezu als das Hauptergebnis der neueren Forschungen, daß Friedrich Wilhelm III. persönlich den Gang der Politik bestimmt habe.<sup>208)</sup> Die vollendete menschliche Bedeutungslosigkeit, verbunden mit unbeschränkter, ungehemmter Allmacht, gestaltete den tief gegründeten unabwendbaren Zusammenbruch eines Systems in der Art seiner Vollziehung zugleich zu einer Posse königlicher Impotenz.

Die Historiker haben die persönliche Mitschuld des Königs an der Katastrophe in seinem Schwanken und seiner Schwäche sehen wollen, in seiner milden Friedfertigkeit und Blutscheu. Daran ist lediglich richtig, daß Friedrich Wilhelm jene Schwäche und Zaghaftigkeit besaß, die Fichte

Friedrich  
Wilhelm III.  
als Uniform-  
schneider

Die Ver-  
antwortung  
Friedrich  
Wilhelms III.

Schwäche und  
Milde

zergliedert hat: „Jeder hat Mut genug gegen denjenigen, von dessen Schwäche er schon entschieden überzeugt ist; hat er aber diese Überzeugung nicht, bekommt er mit einem zu tun, in welchem er mehr Stärke — sie sei, von welcher Art sie wolle — vermutet als in sich selbst, so erschrickt er vor der Kraftanwendung, der es bedürfen werde, seine Selbständigkeit zu behaupten, und giebt nach.“ Schwäche und Milde schließen sich aus. Schwäche ist brutal gegen den Schwächeren und feig gegen den Stärkeren, Milde ist stark gegen diese und weich gegen jene. Friedrich Wilhelm III. war feig, aber nicht mild. Wo er der überlegenen Gewalt trozen sollte, verlor er alle Würde. Da ängstigte man ihn durch Ängstlichkeit zu Tode, dann traten die Zustände ein, wie vor Jena, da er abwechselnd kollerte und — weinte.<sup>209)</sup> Wo er jedoch seine Gewalt ungefährdet ausüben konnte, da war ihm sogar jede Mäßigung fremd. Er war es, der in dem früher mitgeteilten Edikt die Tortur für Angeklagte organisierte; er ließ die Tortur auch persönlich an einer armen Schloßdiebin in der grausamsten Weise vollziehen, die erst halb zu Tode gepeitscht, dann auf des Königs Gnade, das heißt ohne Verfahren und Urteil, auf unbestimmte Zeit in den Festungskeller gesperrt wurde.<sup>210)</sup> Er verfolgte vor Jena wie nach 1813 seine Widersacher nicht nur, sondern alle ernstere öffentlichen Kritiker heimtückisch und erbarmungslos. Wie er am Anfang des Jahrhunderts die Held, Zerboni, Bülow mißhandelte, so trieb er später die verruchte Demagogenhaz. Wie er vor der Katastrophe den Untertanen das Grübeln untersagte, so verbot er nach dem Triumph „im Preussischen noch etwas über geheime Verbindungen zu drucken oder zu verlegen.“<sup>211)</sup> Er verfolgte die Freiheit und belohnte die Denunziation; ein Schmalz erhielt wegen seiner erfolgreichen Angeberei den roten Adlerorden. Auch Friedrich Wilhelm III. gehörte zu jenen „nicht friedliebenden, aber unkriegerischen Potentaten“, die weder mit ihrer eigenen Person bezahlen, noch ihren Untertanen zeigen, daß ihr eigenes Leben nicht kostbarer als das der anderen; die aber dafür zu einem solchen Grade dumpfer Grausamkeit gelangt seien, „daß der Donner ihrer Zerschmetterungsmaschinen ihnen den Hochzeitshymnus anstimmen, sowie die Geburt ihrer Nachkömmlinge den gemeinen Gebärerinnen ankündigen muß, welche dann bei der glücklichen Entbindung der Königin vor Schrecken abortiren.“<sup>212)</sup>

Die  
Romantiker

Indessen je unbedeutender und widerwärtiger dieses Produkt des Gottesgnadentums war, um so verzückter gebärdeten sich die Leute mit dem monarchischen Blut. Um die Krönung des Königspaares rauschte die poetische Verzückung der aufsteigenden romantischen Literatenschule, welche die deutsche Schriftkunst nun vollends der Zeit und dem Leben entfremdeten. A. W. Schlegel besang acht Jahre vor dem Ende das preussische Königspaar:

Ihr aber habt der Götter Gram erheitert.  
Hier wo der Staat, ein ewiger Tempel, steht,  
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheidert,  
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,  
Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,  
Es gilt der freien Wahrheit Majestät;  
Hier waltet Ruh, stürzt schon, verflucht, bewundert  
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert.

Novalis huldigte Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise mit Profasprüchen von betrunkenem Tieffinn:

„Ein wahrhaftes Königspaar ist für den ganzen Menschen, was eine Constitution für den bloßen Verstand ist. Man kann sich für eine Constitution nur, wie für einen Buchstaben interessieren . . . Ist nicht ein Mensch ein kürzerer, schönerer Ausdruck eines Geistes als ein Collegium? . . . Uebrigens ist auch ein geborener König besser, als ein gemachter . . . Ist denn am Ende nicht die Geburt die primitive Wahl?“

„Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staats; ganz dasselbe, was die Sonne im Planetensystem ist.“

„Man hat sehr unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monarchie, daß sie auf den Glauben an einen höhergeborenen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen beruht. . . Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch.“

„Diejenigen, die in unseren Tagen gegen Fürsten, als solche, declamiren, und nirgends Heil statuiren, als in der neuen, französischen Manier, auch die Republik nur unter der repräsentativen Form erkennen, wo es Primair- und Wahlversammlungen, Direktorium und Rätthe, Munizipalitäten und Freiheitsbäume gäbe, die sind armselige Philister, leer an Geist und arm an Herzen, Buchstähler, die ihre Seichtigkeit und innerliche Blöße hinter den bunten Fahnen der triumphirenden Mode, unter der imposanten Maske des Kosmopolitismus zu verstecken suchen.“

„Dieser König ist der Erste König von Preußen. Er setzt sich alle Tage die Krone selbst auf, und zu seiner Anerkennung bedarf es keiner Negotiationen.“

„Der König und die Königin beschützen die Monarchie mehr, als 200 000 Mann.“

„Ein wahrhafter Fürst ist der Künstler der Künstler; das ist der Direktor der Künstler.“<sup>213)</sup>

Die Neutralitätspolitik begeisterte die Reimer der preussischen Monarchie *Sospoese* zu immer neuen Aufschwüngen:

Im Westen kämpfen Brüder gegen Brüder,  
Noch raucht das Land von kaum gedämpfter Gluth,  
Und schon schwingt Aufruhr seine Fackel wieder,  
Und Mordgier dürstet nach der Bürger Blut.

Borussia! umringt von Angewittern,  
Ragst du ein Fels aus dem empörten Meer.  
In stolzer Ruh' siehst du die Völker zittern,  
Und Schrecken und Verwüstung um dich her.  
Dir selbst genug, wenn Nationen fallen,  
Stehst du, bewundert und gescheut von allen,  
Kühn, aber kalt, und aufgereizt zum Streit,  
Zum Kampf mit Riesen einer Welt bereit.

Bereit für Freiheit deinen Stahl zu schwingen,  
Für ächte Freiheit, nicht ihr Schattenbild,  
Bereit, noch sterbend für ein Glück zu ringen,  
Das aus dem Schooße dieser Ordnung quillt,



Bereit, mit hundert muthbelebten Schaaren  
Des goldnen Friedens Delzweig zu bewahren,  
Bereit, trotz aller Mächtigen Verein,  
Ein glücklich Volk, und groß und frei zu sein.

Ein König steht an deiner Krieger Spitze,  
Den Pallas selbst zu ihrem Sohn ernannt,  
Den Friedrich selbst von seinem Sternensitze  
Zum Retter und zum Schutzgott dir gesandt.  
Wo lebet der von deinen Helden söhnen,  
Der nicht für ihn, den mehr als Kronen krönen,  
Für ihn, der Göttern gleich sein Volk beglückt,  
Den Tod mit Wonn' an seinen Busen drückt?<sup>214)</sup>

Das gepriesene  
Preußen

Als im Januar 1801 der Jahrhunderttag des preußischen Königthums gefeiert wurde, überschlugen sich die Poeten, die nur noch darüber im Zweifel waren, ob das Zeitalter Friedrichs II. oder Friedrich Wilhelms III. das goldene zu nennen sei. Und der Generalleutnant v. Rüchel ermahnte bei dieser Gelegenheit das Kadettenkorps, „den steilen Pfad der Ehre zu durchwandeln“: „Schwören Sie“, rief er ihnen zu, „für Preußens Ruhm zu sterben als Helden. Werden Sie Männer! Werden Sie Helden!“ Alles war auf Ehre, Heldentum und Heldentod gestimmt, und wie bei der ersten Frühjahrsrevue des 19. Jahrhunderts die Grenadiere in neuen Mützen erschienen — „die“, schreibt ein Zuschauer gewichtig, „ohne so kostbar zu sein, als die Bärenmützen, ihnen doch in Rücksicht des Neußern nichts nachgeben, den Krieger sehr martialisch kleiden, und im Ganzen einen recht angenehmen Effect machen“ — war das Schlachtfeld derart mit Karossen und Fußgängern bedeckt, daß die Truppen, um Platz zu gewinnen, das begeisterte Preußenvolk auseinanderreiten mußte, ohne es doch vertreiben zu können: „Die Nation zeigt in dieser Zeit einen durchaus entschiedenen Hang für Kriegsübungen und einen militärischen Sinn“, stellte ein Patriot stolz fest, indem er schilderte, wie das Publikum noch unter den Kavalleriehusen sich als Helden fühlten, die nicht wankten und wichen.

Die Geisterhand erschien dennoch an der Wand und ihre Flammenzüge durchgraute den Lärm der Preisenden. „Wer den König in der Nähe beobachtet, der findet in ihm einen herrschsüchtigen, stolzen, harten, geizigen — nur für seine Soldaten, vorzüglich für seine Garde lebenden und eingenommenen König. Er scheint zu dem sogenannten kleinen Dienst geboren zu sein — denn er exercirt seine Garde oft selbst, und sucht die Mالدroitten selbst zu dressiren — und wenn sie seine eigensinnigen Spielereien nicht sogleich begreifen — das Manöver nicht sofort nach seinen Wünschen nachmachen können, sie zu züchtigen. — Diesen harten, despotischen, militärischen Geist scheint ihm einer seiner Lieblinge, der General Rüchel, beigebracht zu haben. Dieser leitet den König ganz, und hat sogar Einfluß im Civil-Fache. Während die öffentlichen Blätter von dem Lobe unseres Monarchen nicht genug zu sagen glauben, erlaubt sich dieser und sein Pylades Rüchel die größten Ungerechtigkeiten. Daß der König keine öffentliche Mätresse hält, ist wahr — das ist aber auch die einzige Tugend, die man von ihm weiß —, aber auch hier möchte ich mit Ludwig XIV. wiederholen und ausrufen, was dieser einem spanischen Ambassadeur zur Antwort gab, als der

Gesandte versichert hatte, daß sein König keine Mätresse halte, weil er zu fromm wäre und zu christlich dächte: O! Dann muß Ihr König wenig Tugenden haben, wenn man ihm diese einzige Schwäche nicht verzeihen kann. — Denn die Sparsamkeit des Königs verdient diesen Namen wahrlich nicht — sie ist wirklicher Geiz, ein Geiz, der sich zu weit ausdehnt und auf die Unterthanen einen sehr nachtheiligen Einfluß hat.“ Die Begierde, den Schatz zu vermehren, habe die Erhöhung der Abgaben veranlaßt. „Auch darüber würden sich indeß die Unterthanen noch beruhigen, und geduldig die Last so lange tragen, bis sie ihr unterliegen, wenn sich der König nur nicht größere Ungerechtigkeiten erlaubte. — Niemand darf es wagen, den König anzutreten, oder mit Bittschriften zu behelligen — und wenn dies wirklich geschieht, so hilft es dem Supplicanten doch nichts — da diese Bittschriften ohne Verfügung . . . remittirt werden — worauf dann wie natürlich die triviale Resolution erfolgt, daß man sich beruhigen und des Königs Majestät jetzt nicht beunruhigen solle, wenn man nicht für einen Querulanten angesehen und als solcher bestraft werden wollte“. „Schon fängt der König an, mit der Königin blinde Ruh zu spielen — es wird noch besser werden. Den Unterthanen hat er den Zutritt versagt — er scheint sich um nichts zu bekümmern — fragt weder nach Gesetz noch Recht, sein Wille ist ihm Gesetz, und dieser Eigensinn ist so sehr merkbar, daß man ihn leider im Auslande bemerkt.“

So schrill klingt es aus einer Schrift, deren Verfasser unbekannt geblieben ist, der aber unzweifelhaft aus den Kreisen der höheren eingeweihten Beamten-<sup>215)</sup>schaft stammt, zu einer Zeit, da das Gewitter bereits sich zusammenballt.

Noch tiefer als der Sturz des niemals geliebten Königs war der Fall der Königin. Mit der kräftigen Anmut ihres Körpers, der auf hundertten von bildlichen Darstellungen immer anders wirkt, und der Frauenwürde ihres Wesens war ein förmlicher Gözendienst getrieben worden. Sie war von einer liebenswürdigen mecklenburgischen Unbildung, aber nicht ohne geistige Regsamkeit und Wißbegier; während ihres Königsberger Exils erkundigte sie sich bei dem alten Kriegsrat Scheffner harmlos, was denn die punischen Kriege und die gracchischen Unruhen gewesen seien, und was man unter Hierarchie verstünde — sie hatte die Worte in den Kollegheften eines Königsberger Professors gefunden. Mit leichter Sentimentalität und Melancholie ausgestattet, ebenso schnell aber fröhlich und guter Dinge — auch in den düstersten Tagen nach dem Zusammenbruch feierte man vergnügliche kleine Feste<sup>216)</sup> — hat sie wohl ebenso viele und heiße Tränen, wie über Jena, darüber vergossen, daß ihre lebenslustige Schwester, die Wittve des Prinzen Louis, sich mit einem Prinzen Solms heimlich in Liebe und Lager gefellte. In ihren Briefen spricht sie von Krankheiten, Wochenbetten, Kleidern, Kindern und Verwandten. Sie ist sich in nicht allzu aufdringlicher Koketterie der Wirkung ihrer Weiblichkeit und gefälliger Seidenkleider durchaus bewußt, und wendet, wie in der berufenen Szene mit Napoleon, derlei Toilettenkünste auch zu politischen Zwecken an. Ihre frische Erregbarkeit machte sie den Einflüssen von Brauselöpfen, wie des Prinzen Louis Ferdinand, zugänglich, und ihre modische frauenzimmerliche Schwärmerei lieferte sie dem Banne von komödiantischen Heldenspielern, wie des schönen Zaren Alexander, widerstandslos aus. So wurde sie das

Luitse

Haupt der Kriegspartei, und ihr fiel die Rolle zu, den stumpfen Gemahl zu beeinflussen. Ohnehin war sie der höfischen Intrige nicht abgeneigt und ihr deutsches Gemüt fand kein Arg darin, zu gleicher Zeit Napoleons Gattin Josephine durch schmeichelnde Geschenke ihrer Freundschaft zu versichern und mit dem Zaren den Kriegsbund gegen Frankreich vermittelnd zu rüsten. Insbesondere fiel ihr auch die Aufgabe zu, den König für Hardenbergs Politik umzustimmen. Darüber berichtete Wittgenstein an Hardenberg (4. Juli 1806): „Ihre Majestät können nicht öffentlich erscheinen, werden aber mit desto mehrerem Vergnügen im stillen wirken und hiezu die Gelegenheit finden.“ Kein Zweifel, daß die Königin Luise das Verhängnis beschleunigte, seit sie sich als Agentin der russischen Interessen mißbrauchen ließ. Ihre Freundschaft für Alexander I. war blinde Uberschwänglichkeit. Als sie mit ihm 1802 in Memel zusammentraf, schrieb sie an ihren Bruder nach der Schweiz: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Mensch im ganzen Sinne des Wortes, der durch einen Alpenbewohner ist erzogen worden und dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß, mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch seine Huld und himmlische Güte. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander spreche, hast Du doch wohl beim ersten Wort verstanden . . . Nicht ein Wort, welches man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient alles, was man nur Gutes sagen kann.“<sup>217</sup>) „Ich glaube an Sie wie an Gott“, beteuerte sie dem Zaren unmittelbar vor Jena. Ihm berichtete sie noch am 29. September 1806 ihre Siegeshoffnungen, indem sie ihn zugleich beschwor, dem französischen Neigungen verdächtigen Minister v. Haugwitz jetzt sein Vertrauen zu schenken; und ihm schilderte sie zuerst die furchtbare Verwirrung, die nach dem 14. Oktober entstand. Sie weichte den Freund in ihre intimen Angelegenheiten ein und ließ ihn wissen, daß die Gerüchte, die von einer ehelichen Entfremdung ihres Gatten redeten, falsch seien. Der Hofklatfch, den der eingeweihte Friedrich v. Cölln nach Jena geschäftlich glänzend verwertete, behauptete sogar, daß die Badereise, die die Königin Luise im Sommer 1806 nach Pyrmont unternommen hatte, durch eine russische Intrige veranlaßt sei; man wollte den kriegerischen Einfluß der Königin auf den Gatten dadurch steigern, daß man seine Zärtlichkeit durch die Trennung spannte: „Anderer wollten wissen, die russische Partei habe diese Entfernung bewirkt, um dadurch die Sehnsucht des Königs nach seiner Frau, von der er nie getrennt war, zu erregen, woraus dann am Ende der Sieg für sie erfolgen müsse. Sie hat Recht gehabt, denn kaum war Luise zurückgekehrt, als der König an einem Morgen seinem Adjutanten selbst befahl, sofort durch Couriere die ganze Armee in Bewegung zu setzen. Die rückkehrende Königin hatte ihn zum Entschluß gebracht, durch einen Krieg mit Frankreich dem Nationalwillen (wie er glaubte) gegen seine bessere Ueberzeugung nachzugeben.“<sup>218</sup>)

Zarentut

Napoleon und die Königin

Durch aufgefundene Briefe und sonstige Informationen wußte Napoleon darum, daß die Königin mit dem Zaren zusammen den König in den Krieg gedrängt hatte. Gegen die Königin richtete sich in schonungsloser Schärfe der Angriff gleich in dem ersten Bamberger Bulletin Bonapartes: „Da

eine  
wir  
ohne  
so  
Uma  
tägli  
Mar  
Pal  
dem  
voll  
nich  
könn  
Mä  
erklä  
für  
behe  
den  
ein  
Char  
oder  
gebl  
ängf  
der

einer  
der  
halb  
die  
müß  
mit  
heili

war  
dahi  
bis  
und  
die  
Nerg  
schw  
unse  
die  
eines

Wei  
von  
urth  
liege  
wirft

eine schöne Königin, wie man sagt, Zeugin des Gefechts sein will, so müssen wir höflich sein, und wir wollen (sagte Napoleon zum Marschall Berthier), ohne Rasttag zu halten, nach Sachsen aufbrechen. Der Kaiser hatte Recht, so zu sprechen; denn die Königin von Preußen war bei der Armee, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragoner-Regiments. Sie schreibt täglich zwanzig Briefe, um die Feuersbrunst von allen Seiten zu beleben. Man glaubt Armode in ihrer Verirrung zu sehen, wie sie ihren eigenen Palast in Brand steckte.“ Über die Andeutungen einer Liebschaft zwischen dem Zaren und der Königin Luise schrieb die Königin am 13. November 1806 voll Empörung: „Bonaparte speit Beleidigungen und Verleumdungen gegen mich.“ Dazu bemerkt der Herausgeber der Briefe: Der siegreiche Emporkömmling habe die Königin verfolgt, weil er „die Verkörperung der sittlichen Mächte haßte, denen er einst unterliegen sollte.“<sup>219)</sup> Weniger mystisch erklärt, haßte Napoleon vielmehr die Königin gerade deshalb, weil er sie für das Werkzeug jener sehr unsauberer, keineswegs von sittlichen Mächten beherrschten Intrigen-Politik halten mußte, die ihn sehr wider Willen in den Krieg mit Preußen zwang. Die Königin selbst hatte auch keineswegs ein reines Gewissen gegenüber dem korrischen Parvenu. „Napoleon soll in Charlottenburg einen Brief gefunden haben, den die Königin dort gelassen oder der, wie man sagt, hinter ein Sofakissen geglitten und unbemerkt dort geblieben war und dieser Brief hat ihn ganz wütend gemacht“, heißt es ängstlich in einer Tagebuch-Aufzeichnung der Gräfin Voß, der Hofdame der Königin.

Die Öffentlichkeit aber griff die Zoten mit Begier auf. Es wurde zu einer „Soldatensage“, daß sich die Soldaten für des Zaren Liebschaft mit der Königin hätten schlagen müssen. Und in einer Berliner Zeitung wurde bald nach der Schlacht bei Jena von gewissen Gefühlen geschrieben, durch die Luise nach Rußland hingezogen wäre, und die zu nennen, man erröten mußte. Wenige Tage erst waren vergangen, seitdem die Königin Luise mit volleren Tönen denn je gefeiert worden, weil sie den Gemahl in den heiligen Krieg geleitet, und jetzt lasen die Berliner die grimmige Anklage:

„Der auf immer beklagenswerte Besuch des Kaisers Alexander in Berlin, war das Signal der allertraurigsten Veränderung. Unser König, der bis dahin selbst regiert hatte, überließ sich fremden Einwirkungen; unsere Königin, bis dahin sanft und bescheiden, ganz den zärtlichen Sorgen einer Mutter und den häuslichen Pflichten einer Gattin hingegeben, mischte sich nun in die Angelegenheiten des Staates und der Armee, und wir sahen mit Aergerniß eine junge Prinzessin, bald als Oberst an der Spitze eines schweren Dragoner-Regiments, bald debattierend im Kriegsrath, dann auf unseren Wachtparaden, und am Ende nicht einmal errötend, weder über die Licenz eines Haupt-Quartiers, noch über die Unsitlichkeit und Indecenz eines Lagers.“

„Der König hatte aufgehört, er selbst zu seyn; junge Männer und Weiber mischten sich in die Direktion der Geschäfte . . . Ein kleiner Trupp von Stuzzern, etwa hundert Grauköpfe, verführt durch ihre veralteten Vorurtheile, eine Königin endlich, dem Eindruck ephemerer Bewegungen unterliegend, konnte auf die konservativen Einwohner nur schwach und unmerklich wirken. Die Nation blieb ruhig; sie sah nicht nur mit Widerwillen, sondern

Der Fall der Königin

mit einer Art von Verachtung, unsere jungen Höslinge ihre Schwerter wehen, und großsprechend gegen die Franzosen marschiren, als ginge der Marsch gegen rebellische Bauern.“<sup>220</sup>)

Wenn die getreuen Untertanen nach der Katastrophe die bisher vergötterte Königin verfluchten und verhöhnten, so handelten sie genau so wie die Königin selbst, die auch nichts eiligeres zu tun hatte, als nach dem Schuldigen zu fahnden, der das Unglück über die erlauchte Fürstenfamilie gebracht hätte. „Der Herzog (von Braunschweig) allein ist schuld an unserem Unglück; er verstand die Armee nicht zu führen, wie es allgemein heißt. Gott erleuchte Dich und lasse Dich einen würdigen General wählen zur Führung dieser göttlichen Armee,“ schrieb sie schon am 17. Oktober 1806 an den Gatten. Und in Stettin ließ sie den allmächtigen Kabinettsrat Lombard ohne jeden Beweis als von Frankreich gekauften Verräter verhaften, der nun das Glück hatte, „auf der Königin Gnade“ so lange eingesperrt zu werden, bis ihn der König freizulassen befahl. Die Fürstin betrachtete den ganzen Krieg als ein durch schlechte und unzuverlässige Dienstboten pflichtwidrig nicht abgewehrtes Familienunglück, das ein dämonischer Unhold, Bonaparte, tückisch und teuflisch heraufbeschworen. So kindliche Auffassungen von weltgeschichtlichen Prozessen hatte eine holdselige Person, die sich vermaß, mit flinken unruhigen Händen in das politische Gescheh einzugreifen. Flogen bei dem großen Steinewerfen nach Jena nicht die kleinsten Blöcke auf die Königin Luise, so entsprang diese Lynchjustiz, persöhnlich betrachtet, jedenfalls keinem ungerechten Urtheil.

Die  
Kriegspartei

Es fehlte in Berlin weder an Talenten noch an Charakteren. Aber an dem System des patriarchalischen Absolutismus zerrieb sich unaufhaltsam alle Kraft, sofern sie nicht sinnlos vergeudet wurde. Ein rechter genialischer Romanheld war der Prinz Louis Ferdinand, der sein ungeberdiges Temperament an Weiber, Spiel und Trunk zu verteilen bemüht war, sich mit Gläubigern halgte, in den Salons geistreicher Berliner Tüddinnen auf den Höhen der Menschheit plauderte, und da er im Grunde nichts zu tun hatte und selbst das Komponieren ihn nicht ausfüllte, im Kriege die letzte und höchste Sensation erschöpften Lebenssekels suchte. Er war mit der Königin der Mittelpunkt der jüngeren Generation, der Stein und Scharnhorst, die nach Taten drängten, aber vor Jena keine Möglichkeit der Entfaltung hatten. Die älteren Militärs, die den König umgaben, spiegelten sein eigenes Wesen wieder, namentlich sein unzertrennlicher Adjutant Röckeris, eine Mensch gewordene Wachstube aus der preussischen Stockzeit. Diese Generale reformierten die Eizen und verteilten nach Gunst die einträglichen Offiziersstellen; so ward ein Mensch, der bereits in den Revolutionskriegen wegen Feigheit vor dem Feinde bestraft worden war, Kommandant von Magdeburg, bloß weil er zur Sippschaft eines mächtigen Berliner Hofoffiziers gehörte.

Kabinetts-  
politik

Die Politik wurde nicht von der Regierung, dem Generaldirektorium, betrieben, sondern von dem Kabinet. Ein gebildeter und fähiger Mann, wie der kurz vor Jena gestorbene Finanzminister Struensee, an dessen Tafel die Berliner Schöngelster in „unterthäniger Nachgiebigkeit“ schmauseten, wurde zum völlig unfruchtbaren Zyniker, der die Dinge laufen ließ. Der Reichsfreiherr vom Stein wurde sein Nachfolger, ohne daß er etwas wesentliches leisten konnte. Auch der liberale, kernhafte Theodor v. Schön

faß im Generaldirektorium. Aber es war gleichgültig, wie die Menschen hießen und was sie waren: Jede Seele wurde schnell verschlammt.

Die äußere Politik wurde von dem Minister v. Haugwitz, dem Pariser Äußere Politik Gesandten Lucchesini und dem Rabinettsrat Lombard, einem geschmeidigen Emporkömmling, dem Sohn eines Haarträuslers, geleitet. Es war die alte diplomatische Giftmischerei, die zerstörende Tränke braute, die Menschen- und Länderhandel mit der Moral eines Sklavenhändlers und Falschspielers betrieb; niemand strebte über die Sorge und Begier des Tages hinaus, man arbeitete Reste auf, übte boshaft kleinliche Schlaubeiten und hielt sich allem welkenfern, was nach Ideen und Idealen aussah. Clausewitz nennt in seinen galligen Porträtstizzen der Männer von 1806 den leitenden Minister Haugwitz oberflächlich, leichtsinnig und falsch. Er sei in den Staatsdienst getreten unter der Bedingung, ohne Gehalt dienen zu dürfen. „In der Folge ließ er sich für die Opfer durch Güterschenkungen in Polen entschädigen, so wie er sich für die Opfer, die er in der Frömmelrei dem Lebensgenuß gebracht hatte, durch einen nichts weniger als sittlichen Wandel zu entschädigen suchte.“

In der inneren Verwaltung herrschte der Rabinettsrat Beyme. Ihm Die französische und die englische Partei hat Clausewitz eine ganz besonders grimmige Charakteristik gewidmet: klein, plump, schiefbeinig, mit großen, schwarzen, hervortretenden Augen, die etwas auf Fürstengunst lauerndes hatten: „Er hat ein paar Mal nach dem Gelde geheirathet, sich vom Könige bedeutende Geschenke machen lassen, Domänen wohlfeil gekauft und nach seiner letzten, demüthigenden Entlassung eine bedeutende Pension nicht ausgeschlagen, obgleich er die frühere gegen eine Dotation vertauscht hatte, und so ist er denn mit Gottes Hülfe ein reicher Mann geworden, dem nichts als das Adelsdiplom fehlte, welches er sich im Jahre 1816 verschaffte.“ Aus Clausewitz sprach allerdings ein Anhänger der englisch-russischen Hofpartei, die durchweg sich aus dem Adel rekrutierte, während die Günstlinge Friedrich Wilhelms III. bürgerlich und französisch gesinnt waren. Der Gegensatz der französischen und russisch-englischen Partei wurzelte in wirtschaftlichen Interessen. Die Bureaucratie sympathisierte mit dem Bürgertum der Städte, das in seinen intellektuellen Gliedern ohnehin das Land und Volk der Revolution liebte, dessen Händler und Fabrikherren zugleich ihren Absatz und Markt in Frankreich fanden, in der englischen Manufaktur aber und dem englischen Handel ihre gefährlichsten Konkurrenten fürchteten; die ganze gewerblich tätige Bevölkerung ging mit Frankreich. Dagegen waren die Getreide verkaufenden Junker englisch gesinnt, weil sie einen bedeutenden landwirtschaftlichen Export nach England hatten. Aus der Unterbindung des Getreideverkaufs der Ostelbier nach Großbritannien erwuchs der patriotische und nationale Haß gegen den fremden Eroberer.<sup>221)</sup>

Das Rabinett des Königs war bürgerlich und franzosenfreundlich, das Das bürgerliche Element Ministerium adlig und auf seiten der englisch-russischen Allianz gegen Frankreich. Der König regierte durch sein Rabinett und das Rabinett regierte gegen die Minister. Im Rabinett erwies sich schon an einem Vorspiel die geschichtliche Unfähigkeit des bürgerlichen Liberalismus in Deutschland. Männer wie Beyme hatten zwar alle liberalen Reformideen in ihrem Kopfe, verteidigten vielleicht theoretisch sogar die Revolution, sie

leisteten mit diesen „Ideen“ aber nichts anderes, als daß sie dem Junkertum verdächtig wurden, und daß jener merkwürdige, in der Bismarckzeit sich wiederholende preussische Junkerliberalismus die Aufgaben des Bürgerthums auf seine Weise übernahm. Die bürgerlichen Kabinettsräte, urteilt Clausewitz, hätten sich als eine Art von Volkstribunen gefühlt, „die neben den Thron gestellt, den aristokratischen Sinn des adligen Ministeriums im Zaum halten, und die Regierungsgewalt in dem Sinne der Zeit fortschreiten lassen müßten. Diese Rolle wurde ihnen nicht schwer, denn von der einen Seite waren sie selbst Leute, die nicht zu großen Familien gehörten, also keine angeborenen aristokratischen Empfindungen mitbrachten, und die vor der Hand von der demokratisirenden Aufklärung auch für sich nur Vortheil, und keinen Nachtheil zu erwarten hatten; von der anderen Seite glaubten sie durch dieses Schwimmen mit dem Strom am besten dem Drucke dieses Stromes zu entgehen. Sie glaubten dadurch das Ungewitter zu beschwören, was sich seit 1789 in Paris aufstürmte . . . Allein dieser Liberalismus des preussischen Kabinetts, sei es nun, daß man ihn als konsequent oder inkonsequent betrachten will, war doch im Grunde nur eine oberflächliche Vergoldung, eine Höflichkeit gegen den Geist der Zeit in unwesentlichen Dingen. Die wesentlichen Institutionen des Staates wurden nicht verändert, auch zu einer künftigen Veränderung auf keine Weise vorbereitet, und es wurde im Grunde mit dieser demokratischen Tournüre des Kabinetts nichts hervorgebracht, als ein kleinlicher Stolz der mittleren Stände, namentlich der bürgerlichen Beamtenwelt, dem Adel keinen Zoll breit Rang über sich einzuräumen.“<sup>222)</sup>

Das bürgerliche Element erwies sich also damals, wie später, untauglich, seine liberalen Forderungen durchzusetzen, ja sie auch nur ernsthaft zu behaupten. Und es war, wie seit 1860, nach Jena der Adel, der das geschichtlich unaufschiebbar notwendig gewordene Maß von Liberalismus nach Junkerart reformierend verwirklichte — ein aufgeklärterer Adel westlicher Herkunft, der mit den eigentlichen Junkern Osteliens in Konflikt geriet, obwohl er doch gerade ihre Interessen in klügerer Weise, als sie selber imstande waren, vertrat.

Kabinetts-  
ordres

Die Kabinettsräte waren außerordentlich fleißig, während die Minister die Sitzungen des überflüssigen Generaldirektoriums nur selten besuchten. Die eifrigen Schreiber des Königs erledigten die Staatsgeschäfte. Der König regierte unmittelbar durch Kabinettsordre an das Ministerium, nicht nach gemeinsamer Beratung mit ihm. Friedrich Wilhelm III. ließ bisweilen 30 bis 40 Kabinettsordres täglich los. Vom 2. Januar bis 26. September 1806 wurden 5954 derartiger Regierungsakte erzeugt. Die ganze Staatsverwaltung, die wichtigsten wie die lächerlichsten Dinge wurden auf diese Weise besorgt. Lombard war der lebendige Gänsekiel von Gottes Gnaden, das Papier und Tinte gewordene königliche Bewußtsein. Aus einer Einrichtung, die ursprünglich nur Privatschreiber des Monarchen bedeutete, war die wahre, unverantwortliche unkontrollierbare Hauptregierung geworden, die — namentlich unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. — ihre Macht und ihre Informationen auch im persönlichen Interesse nutzbringend anwandte; Indiskretionen waren zu festen Tagespreisen käuflich, und von dem Kabinettschreiber Eichel war es bekannt, daß er jeden Brief unterschlug, den er

nicht  
erreich  
stand  
völlig  
seiner  
bürger  
Kennt  
im G  
hinter  
Treu  
rung  
und k  
Gesch  
Schul  
und d  
vollen  
den S  
ausfü  
Fried  
große  
des Q  
auf g  
oder  
Günst  
Pots  
hatte,  
auch  
in der  
um d  
beschn  
gescha  
eigent  
Mase  
die L  
werde  
werde  
Umge  
verfor  
prallt  
gesteig  
des a  
sämtli  
aus d  
störte

nicht an den König gelangen lassen wollte. Unter Friedrich Wilhelm III. erreichte die Kabinettsregierung ihre höchste Entwicklung. Der König verstand selbst nichts von den Staatsgeschäften, Fachkenntnisse fehlten ihm völlig. Da er aber einen ausgeprägten Herrscherwillen hatte, konnte er in seiner Umgebung nur bescheidene, demütige, unterwürfige und furchtsame bürgerliche Kreaturen dulden, mit denen er sich beriet und die ihm ihre Kenntnisse und Gewandtheit liehen. Mit den selbstbewußteren Ministern im Generaldirektorium hatte der König nur lose Beziehungen, er regierte hinter ihrem Rücken. Für die grundsätzliche Politik des Verrats und der Treulosigkeit eignete sich diese Doppelorganisation von Kabinetts- und Regierung ausgezeichnet. Von beiden Körperschaften gingen Instruktionen aus, und keine wußte, oder brauchte doch von der andern zu wissen. Die preussische Geschichtsschreibung hat den Kabinettsminister Haugwitz mit der schweren Schuld belastet, daß er eigenmächtig, entgegen dem Willen des Königs und der Regierung 1805 in Schönbrunn mit Napoleon jenen verhängnisvollen Friedensvertrag schloß; man weiß heute, daß er lediglich eine ihm durch den Herzog von Braunschweig mündlich übermittelte Instruktion des Königs ausführte, von der das auswärtige Amt nichts wußte.

Auch die persönliche Moralität der regierenden Bureaucratie war unter Friedrich Wilhelm III. nicht viel anders wie unter seinem Vorgänger. Die große Reinigung, die er bei seinem Regierungsantritt unter den Günstlingen des Vaters vornahm, wurde, wie es hieß, nur benutzt, um einmal die Leute auf gute Art los zu werden, die andern Glückrittern im Wege standen, oder lästige Kritiker unsinniger Verordnungen unschädlich zu machen. Die Günstlingswirtschaft haftete unausrottbar an dem System. So wurde ein Potsdamer Justizamtmann, der 70 000 Taler Mündelgelder unterschlagen hatte, nicht nur auf Verwendung des Generals Rüchel freigelassen, sondern auch „wegen langwieriger treu geleisteter Dienste“ mit 600 Talern Pension in den Ruhestand versetzt.<sup>223)</sup>

Der Despotismus war, wie immer und überall, ein eitles Kulissenpiel um die Gunst des Herrn. Des Monarchen gebietender Wille war der beschmutzte Handgriff, nach dem alle gierig haschten. In seinem Namen geschah, was die regierende Sippe wünschte und brauchte: „Die Umgebungen, eigentlicher die Regenten des Despoten, sehen ihn nämlich bloß für eine Maschine an, etwa wie das Rad im Lotto, nichts weiter vermögend, als die Loose auszuwerfen, welche in dasselbe hineingesteckt oder geschüttet werden. Die Öffnungen zu bewachen, durch die nachtheilige Loose eingebracht werden können und deren Autoren zu entfernen, ist Alles, worauf die gedachten Umgebungen, Parteien, Faktionen, Cliques Acht zu geben haben.“<sup>224)</sup>

Mit dieser erbärmlichen Welt des Scheins und der Lüge, mit diesen verkommenen oder verstümmelten Trägern eines innerlich zerfallenen Systems prallte nun der Willensgenius eines Bonaparte zusammen, aus dessen gesteigertem Kraftschatz man das menschliche Größebedürfnis aller Dynastien des alten Europa hätte ausstatten können. Waren, an ihm gemessen, nicht sämtliche Fürsten, Minister, Generäle, Diplomaten nur verächtliche Emigrierte aus der modernen Kultur?

Bonaparte brachte die Revolution, indem er sie umbrachte. Er zerstörte in Europa das Vorrecht der Geburt, um das Vorrecht des Stärkeren

Fäulnis

Bonaparte



schränkenlos zu entfesseln. Seine Herrschaft, ein gigantisches Märchen in der Weltgeschichte, war letzten Endes der tollkühne, für kurze Zeit erfolg- gekrönte Versuch, das alte patriarchalische System mit neuem Blut zu erfüllen, den siechen Despotismus der Gebornen durch den Absolutismus des genialen Helden zu ersetzen. Auch ihm war der Staat eine Domäne, die nach dem Befehl des Herrn zu bewirtschaften war, und die Bürger Tagelöhner, die sich der Obrigkeit zu fügen haben. Sein univervaler Geist, der an den Gedanken der Edelsten aller Zeiten und Länder genährt war, umfaßte weite Gebiete der menschlichen Kultur und griff in sie willkürlich ein. Wissenschaft, Technik, Industrie versuchte er treibhausartig zu fördern; die unter der Revolution rückläufige Woll- und Seidenindustrie wurde mit den rücksichtslosesten Mitteln des wirtschaftlichen Eingriffs gefördert: der Wert der französischen Wollindustrie stieg bis auf 238 Millionen Francs. Das amtliche Blatt Frankreichs, der „Moniteur“, widmete ungleich mehr Raum den Interessen der Industrie als selbst dem blendenden Heldenepos der Napoleonischen Kriegszüge. Der kaiserliche Willen, zugleich fähig eine Fülle von bedeutenden Männern zu finden und dienstbar zu machen, regelte die Gesamtheit der politischen, wirtschaftlichen, privaten Beziehungen, versuchte sie wenigstens zu regeln. Der jung aufwuchernde Kapitalismus wurde mit den Mitteln des alten patriarchalischen Systems zur Entwicklung gebracht. Aber der Mensch besaß jetzt — das war der Ertrag der Revolution — von Geburt ein Lebensrecht, einen Anspruch auf alle Möglichkeiten der Gesellschaft. Die französische Armee vornehmlich war die unbegrenzte Karriere der Besitzlosen, sie bot, wenn nicht die einzige, so doch die all- gemeinste Aussicht für jeden, ohne Rücksicht auf Geburt, Bildung, Besitz, einst eine bewunderte und glänzende Vorzugstellung in der Gesellschaft zu erringen. In dieser Möglichkeit wurzelte die Kraft der Armee. Preußens Armee spiegelte das staatliche System wieder: die Offiziersstellen Versorgungs- und Ruheposten für den Adel, die Soldaten ohne jede Aussicht, vorwärts zu kommen. Die französische Armee war eine Art freier Zukunfts- staat, in der jeder nach Maß seiner Fähigkeiten das höchste erreichen konnte, und die damit jedes Glied an sich kettete. Für die Massen der preussischen Armee bestand nur die öde Aussichtslosigkeit der ewig gebundenen Erb- untertänigkeit. In Frankreich jedoch waren die Massen der Besitzlosen nicht mehr unbeachtete, ungefürchtete Sklaven, die man peitschte, wenn sie durch Demonstrationen ihres Hungers lästig fielen. Napoleon kannte keine ernstere Sorge, als daß aus öffentlichen Mitteln jede Arbeitslosigkeit als Massen- erscheinung verhindert wurde. Aber die Produktivkräfte des aufsteigenden Kapitalismus konnten auch von einem Bonaparte nicht nach merkantilistischen Rezepten gebändigt und gelenkt werden. Bevor sein politischer Welt- patriarchalismus zerbrach, zerstörte eine furchtbare wirtschaftliche Krisis — 1811 — den Glauben an die Allmacht des produzierenden Zäsarismus, gleich wie der absolute Militärstaat einer demokratisierten Säbelhierarchie an sich selbst zugrunde ging. Der Bonapartismus war nur das ungeheure, vor- über rauschende Sonnenuntergangsgewitter, in dem die schwüle Spannung vor der eindringenden Nacht sich groß und furchtbar entlud.

Aus der titanischen Lendekraft der Revolution gezeugt, aus eigener Fülle zum Helden gewachsen, an dem Absterben der Revolution selbst ver-

Die französische  
Armee

Das  
Napoleonische  
System

enden  
seitig  
Bode  
Men

gang  
mit d  
gabe,  
eigen  
fällig  
Saf  
sein  
der  
Völk  
er se  
Flug  
Revo  
Waf  
Rom  
Krieg  
Jahr  
heit  
einen  
auf  
Ruh  
Waf  
beten  
War  
des  
Wal  
verte  
Über  
wie  
Wel  
gege  
des  
unter  
Pre  
jagen  
niem  
drück  
den  
Deu  
natio  
brau

Ehr

endend, war es sein geschichtlicher Beruf, hemmendes Zwerggestrüpp zu beseitigen; es war sein Verhängnis, daß er wie immer auf weiterem freieren Boden und mit genialem Ungestüm eine von den Geburtsfesseln erlöste Menschheit doch nach alter Wirtschaftsmethode zu regieren unternahm.

Auch Bonaparte spielte mit Menschenleben wie ein Despot der Vergangenheit, aber er opferte nicht nur mit der Kaltblütigkeit, sondern auch mit der Sparsamkeit eines Schachspielers, und immer im Dienste einer Aufgabe, einer Idee, eines Ziels. Und jeden Tag seines Daseins setzte er seine eigene Person aufs Spiel. Nie entzog er sich der Verantwortung. Der schwerfällige, menschenfeue, anscheinend unbegabte Knabe wuchs auf in dem Haß des freiheitsdurstigen Korsen gegen das absolutistische Frankreich, das sein Vaterland auspreßte. Der glühende Jünger Jean Jacques Rousseaus, der Jakobiner und Republikaner, dem frühe Menschenverachtung — „die Völker verdienen die Mühe nicht, die man sich ihretwegen giebt“, meinte er schon in den jakobinischen Sturmzeiten — den höchsten menschlichen Flug und Aufschwung verwehrt, hat doch niemals ganz die Sprache der Revolution verlernt; zum mindesten hat er sich ihrer stets als einer mächtigen Waffe bedient. Am 31. März 1797 schrieb der General Bonaparte an den Kommandanten der österreichischen Armee: „Tapfere Soldaten führen Krieg und wünschen Frieden. Dauert dieser Krieg nicht schon seit sechs Jahren? Haben wir nicht genug Menschen getötet, und der trauernden Menschheit genug Uebel zugefügt! Wenn die Eröffnung, die ich Ihnen mache, einem einzigen Menschen das Leben retten kann, so werde ich viel stolzer auf die Bürgerkrone sein, die ich verdient hätte, als auf den traurigen Ruhm, der mir durch militärische Erfolge zu Teil werden könnte.“ Während sein ganzes Dasein eine Kette von Kriegen war, hat er stets beteuert, daß er den Krieg nicht wünsche. War das wirklich Heuchelei? War Bonaparte nur ein von leerem Ehrgeiz Besessener, ein Wahnsinniger des Machtwillens? Wer so urteilt, übersieht, daß Bonaparte gar keine Wahl hatte. Er hatte das Erbteil der Revolution gegen ganz Europa zu verteidigen, Frankreich hatte durch ihn politisch die neue Zeit gegen die Überflutung durch die Verschwörung der feudalen Mächte zu schützen, wie wirtschaftlich gegen das Weltmonopol Englands. Bonapartes Weltpolitik war in Wahrheit durchaus dem alten Länderraubsystem entgegengesetzt. Er hätte zumeist die Möglichkeit gehabt, den größten Teil des europäischen Kontinents Frankreich einzuverleiben, oder ihn wenigstens unter ein paar Mächte aufzuteilen. Nichts hätte ihn hindern können, etwa Preußen vollständig auszulöschen, die Hohenzollern aus dem Lande zu jagen. Er tat es nicht. Nationale Unabhängigkeit hat er im Grunde niemals angetastet. Er befreite die Völker vielmehr von nationaler Unterdrückung. Kein größerer Unterschied, als die Behandlung, die Polen von dem alten legitimen Europa erlitt, und die Politik, die Bonaparte Deutschland zuteil werden ließ. Er forderte nie den Verzicht auf die nationalen Rechte, er verbot den unterworfenen Deutschen nicht den Gebrauch der Muttersprache.<sup>220)</sup>

Bonaparte suchte nicht eine Welt für seinen Ehrgeiz, sondern seinen Ehrgeiz für die Welt, den Ehrgeiz der Revolution.

Der Erbe der  
Revolution

## 2. Die Reformen vor Jena.

Preussische  
Geschichtsnisse

Die preussischen Geschichtsschreiber haben sich eine ganz bestimmte typische Technik ihrer moralischen Färbungsmethode erfunden. Zwei Hauptmittel sind die Nachweise, daß Preußen im äußeren Krieg immer passiv der Not gehorcht, hingegen in der inneren Reform allemal aktiv vorangeht. Preußen sucht niemals leichtfertige Händel, es greift immer nur unter dem äußersten Zwang zur gerechten Waffe, es erklärt stets nur den Krieg, um sich gegen einen längst insgeheim geplanten und böshaft vorbereiteten Überfall zu wehren. Man wird der Ausführung dieses Dogmas im nächsten Abschnitt begegnen.

Umgekehrt steht es mit den Reformen. Sie werden immer freiwillig, aus der erleuchteten Offenbarungskraft der Monarchie gespendet, niemals etwa erzwungen und widerwillig zugestanden. Und wenn die wirklichen Reformen erst, wie nach Jena durch den völligen Zusammenbruch, oder nach dem 18. März 1848 durch die Revolution der erschreckten Monarchie abgerungen worden sind, so beweisen die preussischen Geschichtenerzähler wiederum, daß solche Meinung ein Irrtum sei: Im Gegenteil, es wäre alles längst vorbereitet und beschlossen gewesen, und wäre auch herrlicher und gemüthlicher ausgeführt worden, wenn nicht jene störenden Zwischenfälle hemmend eingegriffen hätten.

Die  
Revolution  
von oben

Auch die Zeit vor Jena ist diesem Nachweis nicht entgangen. Treitschke hat, wie oft, das Stichwort ausgegeben: „Die Reformen Steins und Hardenbergs konnten nur darum einen so durchschlagenden Erfolg erringen, weil sie vorbereitet waren durch die Gesetzgebung dreier Menschenalter. Bei dem Beamtenthum der Krone fand der kleine Mann Schutz gegen adligen Uebermuth, sachkundigen Rath und unerbittlich strenge Aufsicht.“<sup>226)</sup> Neuerdings hat Otto Hinze dann eine viel nachgeschriebene Materialiensammlung für das dem Minister Struensee in den Mund gelegte Wort angefertigt, das der französische Geschäftsträger 1799 nach Paris berichtete: „Die heilsame Revolution, die Ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen. Der König ist Demokrat auf seine Weise: er arbeitet unablässig an der Beschränkung der Adelsprivilegien und wird darin den Plan Joseph's II. verfolgen, nur mit langsameren Mitteln. In wenig Jahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben.“ Auf militärischem Gebiete hat Freiherr v. d. Goltz den königlichen „Demokraten“ und Reformen auf die gleiche Weise — in Gedanken Reformen wälzen lassen, zum wenigsten seine Leute.

Die Reformen

Die unverwirrbare Wahrheit ist: Vor Jena gab es keine Reformen, sondern nur Reformen. Es fehlte natürlich auch nicht in der Umgebung des Königs an Menschen, die von den Ideen wußten, die seit der Renaissance allmählich zum sichersten Gemeingut der kultivierten Welt geworden waren. Auch sie hatten etwas von der englischen Revolution, von dem amerikanischen Unabhängigkeitskampf und der amerikanischen Verfassung gehört, und mit der französischen Revolution waren sie ja in die unmittelbarste Berührung gekommen, als jämmerlich Besiegte und kupplerische Unterhändler. Es war kein Verdienst, daß diese Ideen auch in beamteten

Preuß  
Refor  
schicken  
der S  
nicht  
daß d  
Und r  
wurde  
entfalte  
nur d  
gereich  
hinter  
wurde  
gewor  
geschie  
wieder  
S  
jölle i  
will, d  
für si  
Prov  
Barb  
S  
Krieg  
wagte  
wertes  
weite  
mehr  
und  
Staat  
den G  
minde  
sonde  
veran  
berau  
Ansp  
Götte  
des S  
fällen  
ein r  
von  
nacht  
grub  
von  
seine  
früh  
den  
Gesä

Preußenköpfen spukten, daß selbst des Königs Majestät geruhete, schüchterne Reformvorschläge anzuhören, ohne ihre Urheber gleich auf die Festung zu schicken. Sondern es war vielmehr eine unsühnbare geschichtliche Schuld der Herrschenden, daß diese Ideen, selbst in den bescheidensten Anfängen, nicht Wirklichkeit wurden. Die ganzen Reformversuche bestanden darin, daß die schweren Aktenbündel von einem Fach ins andere gelegt wurden. Und wenn man der Zeit vor Jena nachrühmt, daß damals schon erwogen wurde und gleichsam unter dem Eise keimte, was sich seit 1807 so prächtig entfaltet habe, so ist dieses Entzücken über die schöne historische „Continuität“ nur der krankhafte Zustand geschichtsschreibender preussischer Hofnarren. Es gereicht der regierenden Arbeit vor Jena nicht zum Ruhm, daß ihre leeren, hinter der reifen Zeit weit zurückbleibenden Anregungen später erfüllt wurden, sondern umgekehrt, es ist der Fluch der Reformära nach Jena geworden, daß sie das alte Preußen in sich auffog und peinlich den geschichtlichen Zusammenhang wahrte, bis am Ende das ganze alte Preußen wieder lebendig ward, nur ein bißchen modisch frisiert.

In der gesamten inneren Verwaltung war die Aufhebung der Binnenzölle die einzige Reform, wenn man nicht etwa die Verfügung erwähnen will, daß Friedrich Wilhelm III. 1805 wegen der „drückenden Belästigungen“ für sich und die Prinzen auf den bäuerlichen Vorspann in den westfälischen Provinzen (mit Ausnahme Ostfrieslands) verzichtete, oder endlich 1800 die Barbarei der öffentlichen Hinrichtungen beseitigte.

Im letzten Augenblick, als Preußen sich schon ratlos zwischen einem Krieg mit England und einem Zusammenstoß mit Frankreich eingeklinkt fand, wagte Stein jenen Vorstoß gegen die Kabinettsregierung, die bemerkenswerter durch die zornige Beschimpfung der Ratgeber des Königs als durch weite und kühne Reformgedanken ist. Seine Denkschrift war doch nicht viel mehr als ein Ausbruch der Rivalität zwischen Ministerium und Kabinet, und es ist aus dem einleitenden Satz: „Der preussische Staat hat keine Staatsverfassung, die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation geteilt“, ohne Zwang und Pressung nicht im mindesten die Forderung einer Konstitution, wie Mar Lehmann glaubt, sondern doch nur die negative Begründung für die Notwendigkeit eines verantwortlichen Ministeriums mit Ausschaltung der Kabinettsregierung herauszulesen. Gerade dieses kühnste Pamphlet zeigt, wie bescheiden die Ansprüche der Reformer auch in der Zeit der beklommenen Ahnung einer Götterdämmerung waren: sie zielten auf eine verbesserte äußere Organisation des Absolutismus ab; Stein erschöpfte sich schließlich in den wilden Ausfällen gegen die Männer des königlichen Vertrauens. War es wirklich ein weltgeschichtliches Manifest in gärender Schicksalsstunde, wenn Stein von Beyme schrieb: „Die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig, seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittlichkeit, seine Liebe zum Guten und seine Arbeitsamkeit.“ Oder von Lombard: Er ist „physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich ein auf französische Schöngesterei... Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien des Riez, der Gräfin Lichtenau, an den Ränken und Abscheulichkeiten dieser Menschen, haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen

Steins  
Denkschrift

das Gute und Böse bei ihm gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, der mit der moralischen Verderbtheit eine physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel und Polissonnerien (Sotien) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staats, in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.“ Ein gewaltiges Programm ist es ebensowenig, wenn Stein das Leben des dem Kabinett verbundenen Grafen Haugwitz eine „ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten oder von Verworfenheiten“ nennt oder den General Rökkris einen eingeschränkten Kopf, von einem gemeinen Charakter und Denkungsart, der mit der Plattheit seiner Ansichten eine höchst schädliche und unverständige Geschwätzigkeit verbinde. Das war eine erbitterte und lebendige Charakter- und Sittenstudie, kein Reformprogramm großen Stils, der Schmerzschrei eines ernsteren Mannes, der doch nur das Nächste sah. Zudem hat Friedrich Wilhelm III. die Denkschrift nie gesehen; die Königin, der sie zur Übermittlung anvertraut war, wagte sie auch in einer gemilderten Form dem Gemahl nicht zu überreichen.<sup>227)</sup>

„Leider suchen jetzt mehrere unserer Schriftsteller ihren Patriotismus dadurch zu beweisen, daß sie bei der geringfügigsten Verordnung oder Aeußerung unseres Monarchen ihm ihr Bravo zuzurufen sich nicht entblöden“, so schrieb schon 1801 ein Mann über den Unfug, die königlichen Reformen zu preisen; er hätte sicher nicht erwartet, daß sich nach einem Jahrhundert noch gelehrte Patrioten der Sorte finden würden, obwohl die doch inzwischen erfahren hatten, wie das unheilbare System zur Katastrophe führen mußte.<sup>228)</sup>

Militärische  
„Reformen“

Ebenso schlimm und noch schlimmer stand es um die militärischen Reformen, obwohl ja auf diesem Gebiete die Notwendigkeit der Reformen für jeden Einsichtigen experimentell bewiesen waren. Heute ist ja klar, daß militärische Reformen damals, ohne Umwälzung des ganzen Systems, unmöglich waren, aber man hätte sie doch wenigstens wollen müssen. Man wollte jedoch nur auf die Art Salderns reformieren, der als Gesamtergebnis seines lebenswierigen Nachdenkens einmal die revolutionäre Idee in die Welt hinaus schleuderte: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei.“

Um die elende Lage der Soldaten zu heben, erhöhte man nicht etwa ihren Sold, sondern beförderte ihre Schmutzkonkurrenz gegen das zünftige Handwerk. Man befreite ihren bürgerlichen Nebenberuf in einzelnen Fällen von den Zunftfesseln, ja man war so begeistert von dieser sozialen Reform der Militärarbeit, daß in diesem Zusammenhang flüchtig der Gedanke auftauchte, ob nicht im Interesse der Soldaten-Handwerker die Gewerbefreiheit allgemein eingeführt werden könnte. Hinse sieht in dieser Beförderung der Soldatenarbeit eine „Beseitigung der Kluft zwischen Zivil und Militär, Verschmelzung des Soldaten- und Bürgerstandes“; er hält vermutlich auch die heutige Gefängnisarbeit für ein Bindemittel zwischen Verbrechern und Arbeitern, und die Militärmusik für eine liebevoll innige Annäherung an die Zivilmusikanten.

D  
aktiven  
reichen  
der M  
Organ  
erschei  
ein un  
rung i  
reduzie  
stehend  
Adels  
Herzog  
entwun  
Frank  
Nation  
Vollst  
in ein  
krieg  
allen  
die L  
mit de  
vom  
auszei  
den K  
Miliz  
außer  
Q  
Refor  
gedach  
beamt  
— a  
Unrec  
Engle  
der S  
Vater  
Scha  
Stein  
Scha  
suchte  
aufzu  
horst  
miliz  
war  
Scha  
Stein  
daß  
züge  
lässig

Der Gedanke der allgemeinen Dienstpflicht war in den Kreisen der Knefesebeck aktiven Militärs noch nicht einmal als Ideal aufgetaucht. Einen umfangreichen und weitgehenden Plan einer Landmiliz zur Landesverteidigung hatte der Major v. Knefesebeck 1803 ausgearbeitet; ihm wurde von der Militär-Organisationskommission bedeutet, daß es der Kommission ganz unbegreiflich erscheine, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten könne, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduzieren würde.<sup>229)</sup> Scharnhorst, der früher ein lebhafter Verteidiger der Scharnhorst stehenden Heere gewesen war und es auch bei dem Offiziersmonopol des Adels belassen wollte<sup>230)</sup>, entwarf jetzt, im Frühjahr 1806, in einer an den Herzog von Braunschweig gerichteten Denkschrift auch den Organisationsentwurf einer Miliz. Man müßte, riet er, die Auseinandersetzung mit Frankreich zu einem Nationalkrieg gestalten, der aber die Schaffung einer Nationalmiliz bedinge. „Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensiv-Kriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt.“ Das sei in Preußen leicht durchführbar: „Preußen hat in allen Klassen von Staatsbürgern eine Menge patriotischer Männer, welche die Lage des Staates fühlen und welche das Gefühl für Nationalehre mit dem der militärischen Ehre vereinigen und welche nicht allein Kenntniß vom Militär haben, sondern auch durch eine höhere Kultur des Geistes sich auszeichnen. Das Land hat eine Menge verabschiedeter Soldaten, welche den kleinen Dienst kennen und an Disciplin gewöhnt sind.“ Für diese Miliz, die neben der stehenden Armee eingerichtet werden sollte, wäre außer den Polen jeder Staatsbürger ohne alle Ausnahme dienstpflchtig.

Aber Scharnhorst war vor Jena noch so weit von seinen späteren Reformideen entfernt, daß er selbst für diese nur als Aushilfe gedachte Landwehr selbstverständlich dem ersten Adel und den ersten Zivilbeamten die Befehlshaberstellen vorbehalten wissen wollte. Er berief sich — angesichts dieser Aufrechterhaltung des Klassenprivilegs — sehr mit Unrecht auf das Beispiel Frankreichs. „Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formierung der Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt und einen Enthusiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der sich nicht so lebhaft in andern Ländern zeigt.“ Die Scharnhorst'sche Denkschrift haftete genau so an der Oberfläche wie die von Stein. Der eine wollte die Regierung des absoluten Staates durch Schaffung eines absoluten Ministeriums „demokratisieren“, der andere versuchte die Zersetzung der Armee durch den Feudalismus auf dem Wege aufzuheben, daß er den Feudalismus in die Volkswehr aufnahm; Scharnhorst übersah dabei gerade das Entscheidende, daß die französische Nationalmiliz im Kampfe gegen den Feudalismus entstanden und erstarkt war, er war sich in seinem unmöglichen Kompromiß nicht bewußt, daß ohne die Schaffung einer Nation auch keine Nationalwehr denkbar war. Und wie Stein mündete auch Scharnhorst schließlich in Personenfragen. Er fand, daß die preußische Armee „in den Bewegungen mit großen Massen Vorträge vor der französischen hat; daß die Disziplin in ihr fester und zuverlässiger ist; daß ihre Offiziere ein höheres Ehrgefühl besitzen und daß sie

auch in der Bravour ihren Feinden überlegen sind.“ Aber die französischen Offiziere hätten mehr Erfahrung, und die höheren Führer zeichneten sich durch Mut und Talent aus. Er verlangte also eine Verjüngung der Armee, Auswahl der Tüchtigsten, statt des Avancements nach Kriechen und Konnexion, und Anfeuerung des Muts durch Belohnungen, Auszeichnungen, Ruhmesblätter, wehrte sich aber im übrigen gegen den Glauben — wie hätte man sonst auch unter einem Friedrich Wilhelm III. gegen einen Bonaparte überhaupt wagen dürfen zu marschieren! —, nur ein großer Mann könne eine seltene oder außerordentliche Anstrengung der Völker im Kriege bewirken. Im nationalen Verteidigungskriege vertrete der allgemeine Wille das, wozu unter anderen Umständen die größte Weisheit erfordert werde. „Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert, als der Entschluß des Anführers: zu siegen oder zu sterben.“ „Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in alten Zeiten.“

Nicht nur von den kindischen „Reformen“ des Königs, sondern auch von diesen gründlicheren Anregungen gilt, was Scharnhorsts Biograph von jenen sagt, sie streiften nur ganz leicht den Sitz des Übels. Es war ein utopistischer Versuch, ein verlorenes System nicht zu revolutionieren, sondern mit der Revolution — wie eine Kompagniefirma — zu gesellen. Was diese Anregungen mit den späteren Reformen verbindet, ist ebenso wie bei den politisch-sozialen Änderungen kein Verdienst der Zeit vor Jena, sondern eine Belastung der Ara nach Jena: In den Einrichtungen und Plänen des alten Preußen steckt nicht der Keim des künftigen Fortschritts, sondern vielmehr das hinüber reichende verwüstende Element, das eine radikale Erneuerung lähmte. So ist allerdings auch auf militärischem Gebiete die geschichtliche Kontinuität gewahrt worden: Die Grundgedanken der allgemeinen demokratischen Wehrpflicht sind bis zur Gegenwart in Preußen-Deutschland nicht durchgeführt worden, man ist z. B. heute noch nicht so weit gekommen, wie schon Hardenberg und Altenstein unter Widerspruch Scharnhorsts 1807 vorschlugen, die Offiziere durch die Unteroffiziere wählen zu lassen. Die unzerschnittene geschichtliche Verflechtung war kein Ruhm der Vergangenheit, sondern der Fluch der Zukunft; sie wirkte, daß das alte Jena-Preußen noch nach einem Jahrhundert nicht überwunden worden ist.<sup>291)</sup>

Die Gewalthaber empfanden selbst Scharnhorsts blaffen und vorsichtigen Reformplan als ein Stück Meuterei. Auf seine Denkschrift verfügte ein Immediat-Bericht des General-Adjutanten Kleist am 9. Juni 1806: „Die kleinen Mißbräuche, deren Abstellung bei der heterogenen (verschiedenartigen) Zusammensetzung von Menschen schwer zu bewirken ist, waren nicht von der Art, daß sie, wenn auch Eurer Majestät Unzufriedenheit erzeugen konnten, denn doch nicht vor anderen laut gerügt zu werden verdienen.“

v. Lettow-Vorbeck, der Verfasser des vierbändigen, gründlichsten neueren militärwissenschaftlichen Werkes über den Krieg 1806/07, das sich trotz vieler Bedenken durch ein gewisses aufrichtiges, wenn auch schwerfälliges Bemühen um Wahrheit auszeichnet, hat das Ergebnis der Arbeitsleistung vor Jena mit Recht dahin zusammengefaßt: „Alle Reformen von einiger Bedeutung waren also gescheitert bezw. nicht zur Ausführung gelangt,

durch  
Civilwe  
unmögl  
läßt er  
des U  
Sozial  
den S  
Übung  
Geldm  
durch  
den G  
weiteru  
Theil  
würde  
bevorz  
haupt  
Taktik  
ganzen  
an S  
lichen  
Staa  
Ist  
ist nie  
die R  
führba  
„die a  
keit“  
daß di  
je zu  
Für d  
fachste  
wenn  
umgeg  
gewese  
leibeig  
I  
Heer  
überw  
Auch  
bewuß  
wunde  
den G  
Trupp  
Reich  
I  
scheite  
„Pre  
preuß

durch den Widerstand sowohl aus militärischen Kreisen, wie seitens der Civilverwaltung.“<sup>232</sup>) Lettow-Vorbeck sieht auch tiefer, warum Reformen unmöglich waren. Auf das Gerede von der Unentschlossenheit des Herrschers läßt er sich nicht ein, er erkennt wenigstens die unvermeidlichen Wirkungen des Adelsprivilegs, und dieser konservative Offizier begeht sogar die der Sozialdemokratie gern zur Last gelegte Todsünde, daß er ganz unbefangenen den Segen von militärischen Niederlagen hervorhebt. Schon eine längere Übungszeit, führt er aus, sei unerschwinglich gewesen. Sie hätte bedeutende Geldmittel erfordert. „Wo sollte man dieselben hernehmen, wenn nicht durch Einschränkung der Steuerprivilegien des Adels, des Standes, welcher den Grundpfeiler des Fridericianischen Heeres bildete? Schon eine Erweiterung und Verlängerung der Dienstzeit entzog dem Gutsherrn einen Theil seiner erbunterthänigen Arbeitskräfte. In den ständischen Landtagen würde der Adel jeder Maßregel widerstanden haben, welche seine bisherige bevorzugte Stellung angetastet hätte. Wirksame Reformen waren überhaupt nicht möglich, es hing eines mit dem anderen zusammen, Dienstpflicht, Taktik, Disziplin, Steuerfreiheiten u. s. w., es sei denn, daß man mit den ganzen bisherigen Einrichtungen des Staates brach, und solche Reform an Haupt und Gliedern zeigt uns die Geschichte nur . . . nach ähnlichen Unglücksfällen, wie die von 1806 für den preußischen Staat.“

Segen der Niederlagen

Welch dreister Unsinn dagegen in der Goltzschen Jena-Rettung: „Es ist nicht zu bestreiten, daß des Königs Natur das Haupthindernis für die Reform vor der Katastrophe gewesen ist, nicht deren materielle Unausführbarkeit.“<sup>233</sup>) Welche verwegene Irreführung oder Unwissenheit, daß er „die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene übertriebene Sparsamkeit“ Friedrich Wilhelms III. verantwortlich macht, ohne sofort hinzuzufügen, daß die Masse des Volkes gerade unter ihm härter ausgepreßt wurde als je zuvor, und daß seine Sparsamkeit lediglich Schonung des Adels war. Für den Freiherrn v. d. Goltz löst sich das Jena-Problem auf die einfachste Weise: Wenn der König noch brutaler, noch schneidiger gewesen, wenn er mit dem Gut und Blut der Untertanen noch weniger sparsam umgegangen und die verfluchte Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht gewesen wäre, so wäre Bonaparte von den preußischen Junkern und den leibeigenen Zwangs- und Mietsoldaten in Stücke gehauen worden.

Wie in den Kriegen der neunziger Jahre war es eben auch 1806 das Heer der Revolution, das die Soldknechte und Sträflinge des Feudalstaats überwand, die seit Friedrich II. durchaus nicht schlechter geworden waren. Auch unter der Cäsarenherrschaft war der französische Soldat ein selbstbewußter, selbsthandelnder Tirailleur geblieben, wie ihn Scharnhorst bewunderte: „Ihre persönliche Bravour und ihr Enthusiasmus setzt sie in den Stand, einzeln auf diese Art fechten zu können, da bei anderen Truppen, wo die Disciplin alles in Bewegung setzt, nur so lange, als Reih und Glieder gehalten werden, Bravour stattfindet.“

Zu gleicher Zeit, da Stein und Scharnhorst mit ihren Denkschriften scheiterten, also vor Jena, wies Fr. v. Cölln, wie schon bemerkt, im „Preussischen Staatsanzeiger“ auf die entscheidenden Unterschiede der preussischen und der französischen Armee hin:

Preussische und französische Armee



„In Frankreich ist Jedermann der Conscription unterworfen, sie trifft den Reichen, den Armen, und verschont keinen, der ein waffenfähiger Mann ist.“ Stellvertretungssystem herrsche freilich. Auf die Länge des Mannes aber komme es nicht an. In Preußen sei nicht der Soldat, der gesund und stark sei, sondern wenn er das Maß hält. „Was nützen die Ausländer?... Es sind leidige Paradeurs in Friedenszeiten, die dann Kinder in die Welt setzen, die sich nicht ernähren können, und wodurch stets die Bettler rekrutirt werden... Wie selten treibt den Ausländer etwas anderes, als Lieberlichkeit, Verdorbenheit und ein verruchtes Leben zum auswärtigen Soldatenstande? Dies sind die Patrioten, welche die Paradeplätze in den Garnisonen füllen, die man kleidet, speist und unterhält, welche die Revue mitmachen, wo die Gefahr nur supponirt wird, die aber nach dem ersten Kanonenschuß in der Schlacht, oder auch wohl schon auf dem Marsche, das Weite suchen... Weg mit diesem Auswurf fremder Nationen! Jeder Kantonist, der nur 5 Fuß mißt, ist besser als ein Ausländer von 5 Fuß 10 Zoll. Die Zolle gewinnen keine Schlachten.“

Die Kantonsfreiheit müsse beseitigt werden. „Die Vertheidigung des Staates ist die erste staatsbürgerliche Pflicht, sie muß daher mehr, wie jede andere, mit gleichen Schultern getragen werden.“ Gleichheit des Standes, wie in der französischen Armee, sei notwendig. „In Preußen gelangt der Dominial- und Nominaladel zu den Officierstellen in der Armee.“ „Bei den französischen Truppen seien Stod, Spießruthen und Fuchtel weggeworfen.“ In Preußen sei diese Reform gar nicht möglich.

Diese Soldaten waren nicht zu reformieren. „Wer sie Söldner nennt, thut ihnen Unrecht, weil sich dieser Sold bei den gegenwärtigen Preisen der Dinge beinahe auf nichts reduziert... Unsere Soldaten sind arme Mutterföhne, die bis zu dem schreckensvollen Momente, wo man sie ihrer Hütte, ihrem Pfluge, Weberstuhl, Leisten entriß, vor Degen und Kanone erzitterten und den Soldatenstand als das größte Uebel und Unglück, das ihnen begegnen konnte, betrachteten. Und sie betrogen sich auch keineswegs, denn während sie darin stecken, sind Sklaverei, unmenschliche Strapazen, Hunger und Kummer ihr Loos.“

Ebenso wenig war dieses Offizierkorps zu reformieren: „Vom Generale bis mit Einschluß der Hauptleute, die Kompagnieen hatten, herab, gab es eine Menge Offiziere, die nicht Soldaten waren, wogegen die Zahl derer, welche es mehr oder weniger waren, sich wie 1 zu 25 verhalten mochte. Alle Inhaber dieser obigen Grade waren, wie man zu sagen pflegt, die zu Brod gekommenen. Jeder dieser Quasi-Krieger wollte seine Mahlzeiten ruhig, mit Exercieren, Wachtparaden, zuweilen auch allenfalls mit etwas Manövriren — wenn es nicht zu ermüdend war — verdienen, alle Klassen seiner übrigen Mitbürger über die Achsel ansehen, und, wenn es sich thun ließ, verziern. Die Subalternen der Infanterie, an Paradeplatz und Wachtstube geschmiedet, Hunger und Kummer leidend, waren unzufrieden, ungeduldig, wünschten Veränderung ihres Zustandes, hatten aber keinen wahren Begriff, weder von ihrem Stande, noch vom Krieger. Sie lasen Gedichte und beurtheilten Schauspiele, machten Schulden, prellten die Philister wo sie konnten, rauften sich mit Haudeggen und duellirten mehr wie jemals vorher auf Pistolen. Das Hauptbestreben bestand darin, reiche Heirathen von

3 bis  
und S  
auf die  
gewiß  
I  
und g  
Ursach  
Die pr  
— da  
alt zu  
Alter  
alt (so  
und S  
Napol  
Anger  
weil d  
Freihe  
handel  
Offizie  
Schla  
und S  
„die  
ein an  
Mens  
I  
Umwä  
diese n  
lich ge  
über  
Milite  
v. He  
zog 1  
torisch  
Huren  
von I  
dem I  
des S  
an fi  
ist nie  
gerade  
Wo i  
diese  
einen  
Mutt  
schrei  
Kamp  
zum !

3 bis 4000 Thalern zu treffen, um nach Verlauf weniger Jahre mit Frau und Kindern bettelarm zu sein. Wenn ich von dieser Schilderung etwa auf die ganze Infanterie ein paar hundert ausnehme, so thue ich der Sache gewiß nicht zu viel.“<sup>234)</sup>

Nur einen Vorwurf konnte man der preussischen Armee nicht machen, und gerade ihn hat man immer wieder erhoben und ihn zur wesentlichen Ursache der Niederlage gemacht: das sagenhafte Greisenalter der Generale. Die preussischen Führer waren zwar viel älter als die französischen Generale — das war ein Heer der Jugend! — aber auch sie waren eher jung als alt zu nennen. Die Divisionskommandeure und Generale befanden sich im Alter von 50—65 Jahren. Nur der Braunschweiger Herzog war 71 Jahre alt (so alt war Blücher 1813!), doch körperlich rüstig. Nur die Obersten und Majors waren ziemlich bejahrt, selbst über 60. Freilich standen Napoleon und die Marschälle in den dreißiger Jahren, der älteste, Angereau, war 48. Aber nicht weil die Menschen Greise waren, sondern weil das System greisenhaft war, mußte Jena kommen. Weil es keine Freiheit gab, waren Reformen undenkbar. Wie Preußen keine frei handelnden Bürger hatte, so die preussische Armee keine frei handelnden Offiziere und Soldaten. Nichts ist charakteristischer wie die auf dem Schlachtfelde zu Jena gemachte Beobachtung, daß den preussischen Offizieren und Soldaten der Dienst außer Reih und Glied ganz neu und fremd war; „die Leute blieben stets in dicken Haufen und waren nicht auseinanderzubringen“.<sup>235)</sup> Diese durch Elend und Vorrecht verflawten Menschen konnten nur zu Haufen sterben und zu Haufen flüchten.

Das Alter der Generale

Die lästigen Schwarzseher aber, die das Unheil kommen sahen und Umwälzungen von Grund aus als einziges Rettungsmittel gefordert hatten, diese wahren Reformer und Propheten vor Jena wurden in Kerker unschädlich gemacht, als frevole Brecher jener Geseze, kraft deren in Jena das Urteil über den Staat gefällt und vollstreckt wurde. Dietrich v. Bülow, der Militärrevolutionär, kam auf dem Etappenwege nach Sibirien um. Hans v. Held, der phantastische und eigenwillige Ankläger der Staatsverderbnis, zog 1807 die melancholische, verzweifelte Schlußrechnung seines reformatorischen Strebens: „Da ich im Jahre 1801 zu Betrügnern, Falschmünzern, Huren zc. in die Hausvogtei gesteckt wurde, fiel es wohl keinem der Herren von der Königlichen Adjutantur, dem Generalstabe, der Generalität und dem Ministerium ein, wie oft ich in jeder schlaflosen Nacht, bei Wiederkehr des Sonnenlichts durch das eiserne Gitter und bei jedem sinkenden Tage an sie dachte, wie oft ich mich fragte: Ist denn kein einziger unter ihnen, ist niemand in ganz Potsdam und Berlin, der sich meiner Sache annehme . . . gerade damals, 1801, war es noch die rechte Zeit, den Staat zu retten . . . Wo ist nun dieser Generalstab, diese vermeintliche Intelligenz der Armee, diese potsdamsche Marschallstafel, von deren Mitgliedern sich jeder für einen Heros hielt, wengleich Mancher darunter nicht acht Zeilen in seiner Muttersprache, ohne grobe Sprachschnitzer und burlesken Gallimathias schreiben konnte? Zerstäubt sind sie in alle Winde.“<sup>236)</sup> Der nutzlose Kampf hatte ihn Amt, Freunde, Vermögen, Freiheit gekostet. Er war zum Landstreicher seines preussischen Patriotismus geworden. . . .

Schwarzseher

### 3. Deutscher Patriotismus und preußische Vertragskunst.

Weltpolitik

Zu Amiens war im März 1802 auch zwischen England und Frankreich ein Friedensvertrag zustande gekommen, oder besser das Versprechen eines Friedens. Großbritannien sollte alle Frankreich, Holland und Spanien genommenen Kolonien zurückgeben und sich mit dem Erwerb von Ceylon und Trinidad begnügen. Es dachte nicht daran, die aberkannten Kolonien zu räumen, und im Mai 1803 erklärte es aufs neue Frankreich den Krieg. Pitt, der politische Weltmarschall gegen die Revolution, als die aufsteigende Konkurrenz gegen englische Industrie und Seeherrschaft, übernahm wieder die Regierung und brachte die dritte Koalition gegen Frankreich zusammen. Wieder strömte das englische Gold über den europäischen Kontinent. Rußland, Osterreich, Schweden verkauften sich dem englischen Interesse, Preußen zögerte. Während England zur See siegreich war, neuen Kolonialbesitz an sich riß und die französische Marine in den Jahren 1805 und 1806 völlig vernichtete, unterwarf Frankreich sich das Festland. Die Politik Napoleons wurzelte in dem Gedanken, England ins Herz zu treffen auf dem Gebiete, wo es tödlich zu verwunden war, in seinem Welthandel. Die englische Flotte war gleichsam nur das Mobiliar, der Fuhrpark und der Wachtendienst eines riesigen Handelshauses. Gelang es Napoleon, den Handel zu sperren, so war auch die mächtigste, siegreichste britische Marine ohnmächtig und mußte kapitulieren.

In den Wirrungen dieser Politik lösten sich die letzten rostigen Nägel des Deutschen Reiches und Preußens.

Die preußische Neutralität

Preußen war zunächst von der Koalition gegen Frankreich weder unterrichtet, noch zu ihrer Teilnahme eingeladen, weil man (Clausenwitz zufolge) fürchtete, durch das Berliner Kabinett bei den Franzosen verraten zu werden. Die Politik der Neutralität, die Preußen seit 1795 betrieb und die vielmehr eine Neutralität gegen jede ernste, ehrliche und grundsätzliche Politik war, hatte nach Rantes erstaunlicher Versicherung das Verdienst gehabt, eine ruhige Fortentwicklung des deutschen Geistes, wie sie seit dem Hubertusburger Frieden eingetreten war, zu sichern. Durch den Frieden von Basel sei inmitten der kämpfenden Weltmächte ein neutrales Gebiet geschaffen worden, „in welchem man unter der Ägide des preußischen Adlers die Segnungen des Friedens genoß.“ „Ich wage zu behaupten, daß die Zeit der Neutralität dazu gehörte, um den begonnenen Trieben zu ihrem Fortwachsen und ihrer Reife Raum zu verschaffen. Unleugbar ist es doch, daß die Unruhen und Gefahren des Krieges Alles gestört und vielleicht Allem eine andere Richtung gegeben haben würden. Der Fortgang der sich selbst überlassenen Kultur beruhte auf der Fortdauer des inneren Friedens und den unerschütterten sozialen Zuständen; zugleich aber auf den Anregungen, die aus der allgemeinen Weltbewegung hervorgingen.“<sup>287</sup>) So ein Geschichtsschreiber, der nach akademischer Überlieferung der größte Preußens sein soll. Daß Preußen weder durch seine Neutralität noch durch seine Kriege einen Anteil an der Entwicklung des klassischen Geisteslebens gehabt, daß es vielmehr das geistige Leben unterdrückt und abgelenkt hat, das zu behaupten ist kein Wagnis, weil es die zweifelloseste Tatsache von der Welt ist. Die klassische deutsche Kunst und

Wiff  
Entw  
dritte  
als w  
ohne

Giftr  
aber  
Berl  
Bon  
Waf  
wese  
welch  
Repr  
Der  
nom  
düste  
deren  
werd  
ständ  
urteil  
Der  
und  
fittlic  
Unlo  
anzu  
preuß  
fenne  
dem  
Reg  
Euro  
es o  
man  
über  
Drän  
Koa  
Frie  
herr  
von  
Luif  
am  
sucht  
schof  
hind  
Reg  
Neu  
dara  
Berl

Wissenschaft hat ihre Blütezeit vor dem Baseler Frieden gewonnen, und ihre Entwicklung in irgend einen Zusammenhang mit der Politik des zweiten und dritten Friedrich Wilhelm zu bringen, ist genau so unsinnig und unsinniger, als wenn man behauptete, Goethes Faust, dessen erster Teil 1808 erschien, wäre ohne die Schlacht von Jena undenkbar und also ein Verdienst Bonapartes.

Preußen war neutral, aber es führte doch unausgesetzt Krieg mittels der Giftmischerei der geheimen diplomatischen Intrige. Seit dem Jahre 1804 aber war die mit England und Rußland konspirierende Kriegspartei in Berlin unausgesetzt tätig. Am 20. März 1804 erging der Befehl Bonapartes: „Der ehemalige Herzog von Enghien, angeschuldigt, die Waffen gegen die Republik getragen zu haben, im Solde Englands gewesen zu sein und noch zu sein, Teil an den Verschwörungen zu nehmen, welche von dieser Macht gegen die innere und äußere Sicherheit der Republik angezettelt wurden, soll vor ein Kriegsgericht gezogen werden.“ Der Herzog war im Badenschen mit militärischem Aufgebot gefangen genommen worden und auf das Schloß von Vincennes mit dem wie ein düsterer Romananfang sich lesenden Befehl eingeliefert: „Eine Person, deren Name nicht gekannt werden darf, soll in das Schloß gebracht werden, dessen Befehl Ihnen anvertraut ist.“ Der Gefangene war geständig, im englischen Solde zu stehen, wurde kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und sofort — ohne Wissen Bonapartes — am 21. März erschossen. Der Vorgang erregte die Phantasie aller Gefühlvollen gegen Bonaparte; und Rußland, wie immer bereit, im Blut der eigenen Greuel wadend, die sittliche Entrüstung wider andere zu stacheln und auszubeuten, benutzte den Anlaß, Preußen zu einer provokatorischen Kundgebung gegen Frankreich anzustiften. Am 9. April 1804 bemühte sich der Zar Alexander I., den preussischen König zu einem Bund gegen Napoleon zu gewinnen: „Ich kenne Ihr Herz und seine Art, zu denken, ich habe keinen Augenblick an dem tiefen Eindruck gezweifelt, den dieses neue Attentat der französischen Regierung auf Sie machen würde; es giebt ein Beispiel von dem, was Europa von dieser Seite zu erwarten hat. Aber in unserer Lage genügt es oft nicht, in der Tiefe seiner Seele eine gerechte Empörung zu fühlen, man muß sie bethätigen.“ Friedrich Wilhelm ging auf die Betrachtungen über die Erschießung Enghiens zunächst nicht ein. Endlich, auf weiteres Drängen des Zaren, lehnte der König (im Juli) die Teilnahme an der Koalition gegen Frankreich ab. Er teile seine Gefühle, möchte aber den Frieden erhalten. Über die unglückliche Affäre des Herzogs von Enghien herrsche nur eine Stimme, aber eine befriedigende Genugthuung könnte man von Napoleon nur mit den Waffen in der Hand erzwingen. Die Königin Luise, völlig im Banne des berauschten Zaren und seiner Helfershelfer am Berliner Hofe, wollte schon damals ein entschiedenes Vorgehen. Sie suchte den König zu bewegen, nach dem Vorgang des Zaren, für den erschossenen Herzog Hoftrauer anzulegen. Hardenberg und Lombard verhinderten die Demonstration. Preußen veranlaßte sogar auch den Regensburger Reichstag, auf eine Beschwerde über die Verletzung der Neutralität (bei der Verhaftung des Herzogs) zu verzichten; und wie bald darauf Napoleon den Kaisertitel annahm, brachte zuerst von allen der Berliner Hof seine Glückwünsche dar.

Der Herzog  
von Enghien

Der Fall  
Rumbold

Ein weiterer Zwischenfall im Herbst des Jahres 1804 zeigte, wie wenig Bonapartes Politik auf einen kriegerischen Zusammenstoß mit Preußen, geschweige auf seine Vernichtung, abzielte. Bonaparte suchte im Gegenteil das treulose und bis zum Irrsinn unzuverlässige Preußen mit allen Mitteln als Bundesgenossen zu gewinnen und zu erhalten. Er brauchte es im Handelskrieg gegen England, und ein starkes Preußen war ihm willkommen als Vorposten gegen Rußland, das er bezwingen mußte, um Englands Herr zu werden. Oktober 1804 ließ Napoleon den englischen Geschäftsträger Rumbold in Hamburg verhaften und fortführen; er betrachtete ihn als ein Mitglied einer englischen Verschwörung gegen sein Leben. Friedrich Wilhelm III. legte gegen die Verhaftung Protest ein und verlangte die Freilassung. Hardenberg befürwortete kriegerische Konsequenzen im Falle der Ablehnung. Napoleon gab indessen nach und verzichtete auf jede weitere Verfolgung Rumbolds. Den revolutionären Ursprung des ersten Kaiserreichs hat Bonaparte niemals so völlig verleugnet, daß er eine Politik der nationalen Provokation und nationalen Unterdrückung getrieben hätte. Es galt doch immer das Wort Talleyrands: „Wir können Königen keine Sicherheit gegen die Völker geben“, und das andere: daß die Franzosen nicht eroberten, um mit Völkern Handel zu treiben, um Städte und Völker zu verschenken.

Preußen mobilisiert gegen  
Rußland

Ein Jahr später kam es zu einer Mobilmachung gegen Rußland. Schon anfangs August hatte der Zar den preussischen König über seine Rüstungen gegen Frankreich unterrichtet und dessen Mitwirkung erbeten: „Um Bonaparte zur Mäßigung zu bestimmen, muß man ihm beweisen, daß 200 000 Preußen, 200 000 Russen und 300 000 Oesterreicher in Gemeinschaft mit den Truppen von ganz Deutschland zum Angriff entschlossen sind, wenn er sich unsern Wünschen nicht fügt, und da wird er den unsicheren Aussichten des Krieges gewiß einen noch allzu vorteilhaften Frieden vorziehen. In dieser Ueberzeugung bitte ich, nicht dem Anschluß an einen Bund sich zu weigern, der den Weltfrieden sichern soll.“ Die Ordnung und das Gleichgewicht Europas sollten wiederhergestellt werden. „Meine Truppen rücken nur zu dem Zwecke nach Frankreich vor, um das große Ziel, das wir gemeinsam verfolgen, zu erreichen, den Frieden, und ich bin bereit, sofort sie zurückzuziehen, wenn Bonaparte die Sicherheiten bietet, die ich fordere.“ Am 6. September lehnte Friedrich Wilhelm III. unter Berufung auf seine oft bekundeten Grundsätze ab. Aber eine Zusammenkunft wurde verabredet. Um die Neutralität Norddeutschlands zu sichern — Alexander I. hatte den Durchmarsch seiner Truppen durch Preußen verlangt, was nicht zugestanden wurde — mobilisierte Friedrich Wilhelm III. die Truppen. Der Zar beklagte sich bitter über die gegen ihn gerichtete Unfreundlichkeit. Tatsächlich aber wollte der Zar nicht nur seine Truppen durch Preußen führen, sondern es war alles vorbereitet, um Preußen zu überfallen. Das Udenkbare im 19. Jahrhundert wäre beinahe geschehen: ein Krieg zwischen Russen und Borussen, zwischen dem Zaren der Ost- und dem König der Westalmücken. Die plötzliche Mobilmachungsorder Friedrich Wilhelms III. erregte in der preussischen Armee geradezu Panik. „Die Stabsoffiziere und Capitäns waren, als sie die Ordre erhielten, wie gelähmt. Mit finstern Mienen schlichen sie verstört umher, und konnten ihren Aergern und Anwillen kaum verbergen, wenn sie das freudige Jauchzen der

jünger  
welche  
nur e  
aus i  
erlang  
halb i  
zurück  
sehen.  
atmete  
in sich  
machu  
Anza  
Schul  
liche  
haben  
durch  
partei  
aus f  
wütere  
Neut  
Preu  
Bair  
bezahl  
Moro  
zug.  
in ein  
er ih  
tümer  
gehe  
Harden  
die F  
Vertre  
Franz  
Anger  
War  
noch  
die I  
nicht  
Nap  
währ  
des  
späte  
zieml  
aus  
Am  
pflück

jüngeren Subalternoffiziere hörten. Aber letztere waren auch die einzigen, welche dieses Ereigniß in Freude versetzte; von den Soldaten waren es nur eine Anzahl geworbener Ausländer, die durch einen etwaigen Marsch aus ihrem Kerker befreiet wurde, und dann Gelegenheit zum Ausreißen zu erlangen hoffte, diese theilte sie in gleichem Maaße mit ihnen; die alten halb invaliden Freiwächter dagegen murrten, im Fall eines Feldzuges ihre zurückbleibenden Weiber und Kinder in Noth und Dürftigkeit versetzt zu sehen.“ Wie das Unwetter aber vorübergegangen, ohne einzuschlagen, atmeten die Leute auf: „Die alten Herren im Regiment wähten sich nun in sicherer Ruhe, und zehrten von dem Gewinne, den ihnen die Mobilmachung gebracht hatte, da ihnen von dem Könige eine nicht unbedeutende Anzahl der angekauften Pferde geschenkt war.“<sup>288)</sup>

Da beging Bonaparte jenen Neutralitätsbruch, der in den preussischen Schulbüchern dieselbe Rolle für den Krieg von 1806 spielt, wie die unsterbliche Beleidigung, die Benedetti 1870 in Ems dem alten Wilhelm zugefügt haben soll, für den Krieg 1870/71. Einige Regimenter Bonapartes zogen durch Ansbach-Baireuth. Eine freche Provokation! lärmte die Kriegspartei. Friedrich Wilhelm III., in ewiger Angst, von dem Unbezwinglichen aus seinem Gewerbe gestoßen zu werden, bekam einen patriotischen Anfall wütender Angst. In Wahrheit war es weder eine Provokation noch eine Neutralitätsverletzung. Durch den Vertrag vom 5. August 1796 hatte Preußen ausdrücklich Frankreich das Recht des Durchzugs durch Ansbach-Baireuth zugestanden; nur sollten die Truppen nicht stehen bleiben, und bezahlen, was siebrauchten. 1796 hatte man denn auch Jourdan und Moreau den Durchzug gestattet, ebenso 1800 bei Moreaus zweitem Feldzug. Mehr noch, Friedrich Wilhelm III. hatte noch am 3. Oktober 1805 in einem Auftrag an Hardenberg dieses Recht ausdrücklich anerkannt, indem er ihn anwies, dafür zu sorgen, „daß die Neutralität der fränkischen Fürstentümer wie im vorigen Kriege respektiert werde, da man eine weitergehende Neutralität für dieselben wohl schwerlich werde erhalten können.“ Hardenberg beurteilte diese königliche Weisung direkt als einen Antrag an die Franzosen, durch das Gebiet — unter den Einschränkungen des früheren Vertrags — zu ziehen, und er meinte unwirsch, man könnte doch den Franzosen nicht anbieten, was man den Österreichern verweigert hatte. Die französischen Truppen hatten nun am gleichen Tage, da dieses Berliner Angebot erging, bereits von dem vertragsmäßigen Recht Gebrauch gemacht. Warum nun Friedrich Wilhelm III. in Raserei geriet, ist weder logisch noch psychologisch zu erklären. Hatte er den Franzosen doch geradezu die Anerkennung ihres Rechts entgegen getragen und nur auf jenen (auch nicht verletzten) Beschränkungen bestanden<sup>289)</sup>. Ganz mit Fug hielt Napoleon besonders überschwängliche Entschuldigungen nicht für geboten, während seine diplomatischen Vertreter es an bedauernden Wendungen wegen des unglücklichen Mißverständnisses nicht fehlen ließen. Hardenberg, der später in seinen Denkwürdigkeiten dem kühlen Schreiben Napoleons „unziemlichen Leichtfinn“ vorwarf, wurde beauftragt, den französischen Gesandten aus Berlin zu weisen, ein Auftrag, dessen Ausführung er verhinderte. Am 7. Oktober wurde Kriegsrat gehalten. Man beschloß, sich aller Verpflichtungen gegen Frankreich erledigt zu erklären und Hannover zu besetzen.

Napoleons  
„Neutralitäts-  
bruch“

Es ward schließlich eine scharfe Note an Napoleon abgefaßt, die nach mancherlei schneidigen Wendungen lediglich drohte, der König würde seine Armeen die Stellungen einnehmen lassen, welche für die Sicherheit des Staats erforderlich wären. Zu gleicher Zeit schrieb der König an den Zaren, daß sich seine Stellung zu Frankreich vollständig geändert hätte; er wies auf die Interessengemeinschaft mit dem Zaren hin und zog daraus die Folgerung, daß der Zar die Zusammenkunft mit ihm nicht etwa beschleunigen, sondern vertagen müßte: Friedrich Wilhelm III. besorgte, daß eine Unterredung mit dem Zaren in diesem Augenblick den Krieg bedeuten würde. Der König dachte also nicht daran, die Konsequenzen zu ziehen. Jene Drohnote wurde zwar am 14. Oktober noch dem französischen Vertreter übergeben, aber die Stimmung des Königs war bereits umgeschlagen; er schwor wieder auf die Neutralität.

Nun begann abermals jene Politik des verräterischen Doppelspiels, mit der Preußen ein Jahrzehnt früher alle Welt betrogen hatte, bis sich schließlich die Betrüger in ihren eigenen Ränken fingen.

Der  
Potsdamer  
Vertrag

Am 17. Oktober 1805 hatte in Ulm die österreichische Armee sich den Franzosen gefangen gegeben. Ein paar Tage darauf traf der Zar in Berlin ein. Am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag zwischen dem Zaren und dem König unterzeichnet. Preußen erklärte seinen Beitritt zu den verbündeten Mächten, um einen Zustand herbeizuführen, der Europa gegen die Übergriffe Frankreichs schützte. In einem Geheimartikel war für Preußen die Erwerbung Hannovers in Aussicht genommen und für den Fall, daß Napoleon sich widersetzte, die Mobilisierung von 180 000 Mann Truppen versprochen. Das war ein unzweideutiges Spiel mit der Kriegserklärung. Am Grabe Friedrich des Zweiten schworen sich die beiden Monarchen ewige Treue; die Königin Luise war bei dem Melodram zugegen. Indessen Friedrich Wilhelm III. war nicht abergläubisch genug, um vor den Gebeinen seines Ahnen größere Furcht als vor dem lebendigen Bonaparte zu haben. Er belog die Gebeine des einzigen Friedrich und leistete seinem göttlichen Zaren einen munteren Meineid. Denn unmittelbar darauf nach dieser Gespensterromanzene schickte der König Haugwitz ins Lager zu Bonaparte mit der, wie heute feststeht, zwingenden Instruktion, unter allen Umständen (dans tous les cas) mit Napoleon einen Friedensvertrag zustande zu bringen. Ein paar Tage vor der Schlacht bei Austerlitz hatte Haugwitz eine Unterredung mit dem Kaiser, in der der preußische Minister die Forderung zugestand, daß Preußen die verbündeten Truppen, die Hannover besetzt hatten, verhindern sollte, einstweilen das Land zu verlassen. Preußen, das eben sich Rußland gegenüber verpflichtet hatte, den Mächten mit seinen Truppen Hilfe zu leisten, verstand sich jetzt dazu, einen erheblichen Teil der verbündeten Armeen in Hannover einzusperrn, so daß sie den Franzosen keinen Schaden zufügen konnten! Und diese schamlose Verrätereie war kein Privatunternehmen Haugwitz, wie die Legende später hartnäckig behauptete, sondern das persönliche Werk des Königs, der sich zwei Minister des Auswärtigen hielt, Haugwitz für Frankreich und Hardenberg für Rußland und England.

Der Schönbrun-  
ner Vertrag

Am 2. Dezember 1805 in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz ereilte die österreichische und russische Armee die zerschmetternde Katastrophe. Am

15. D  
jenen  
Frank  
Frank  
noch  
es au  
einen  
mit ei  
Mach  
mit  
zeichn  
fügun  
partei  
feig,  
mit  
zu sei  
wie d  
der R  
König  
den  
Preuß  
die  
Schar  
wollte  
Arme  
ihnen  
keit,  
schloss  
deutsche  
gewinn  
größte  
deutsche  
eine  
verloren  
Kultu  
Verbi  
nicht  
Das  
derer,  
deutsche  
wenig  
Gent  
der d  
anzue  
dem  
Anar

15. Dezember 1805 unterzeichnete Haugwitz zu Schönbrunn mit Napoleon jenen Vertrag, der nichts weniger als ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich bedeutete. Preußen trat Ansbach an Bayern ab, überließ Frankreich Neuchâtel und Cleve, erhielt Hannover. Während Preußen noch mit England über Subsidien gegen Frankreich unterhandelte, nahm es aus den Händen Frankreichs englischen Besitz in Empfang! Gerade einen Monat vorher hatte der Kaiser von Oesterreich einen Waffenstillstand mit einer Proklamation abgelehnt, in der er sich auch auf die ungeschwächte Macht des verbündeten Preußen berief. Jetzt mußte er sich zum Frieden mit Bonaparte entschließen, der am 26. Dezember 1805 in Pressburg unterzeichnet wurde, während das verbündete Preußen mehr Truppen zur Verfügung hatte, als Bonapartes ganze Armee betrug. Die Berliner Kriegspartei raste über den in der That schimpflichen Verrat, der König aber, zu feig, um sich zu seinem Werke zu bekennen, verbrüdete sich ruhig weiter mit Rußland und sicherte einem Berliner Journal eine Geldunterstützung zu seinem Kampfe gegen Frankreich zu; trübsinnig und schlechter Laune wie der französische Gesandte berichtete, leistete er den Kriegseinflüsterungen der Königin und des Zaren einen stumpfen Widerstand. Das Kabinett des Königs wurde immer intimer mit dem französischen Gesandten und schwor den Treuschwur am Grabe Friedrichs II. mit noch treuerem Eide ab. Preußen narrete aber nicht nur Rußland, sondern auch Frankreich. Es zog die Bestätigung des Schönbrunner Vertrages hin. Es war die Zeit, wo Scharnhorst an seinen studierenden Sohn, der Soldat werden und mitfechten wollte, schrieb: „Den Franzosen würdest Du nicht dienen, und die übrigen Armeen befinden sich größtentheils in solchen Verhältnissen, daß auch bei ihnen in der Zukunft wenig Ehre zu ernten ist: Alter, Schwäche, Unthätigkeit, Unwissenheit und Anmuth auf der einen Seite, Thätigkeit und Entschlossenheit auf der anderen.“

Inzwischen entschied sich das Schicksal des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Es wurde französisch. Für dynastischen Untertanengewinn, für Titel und Würden von Bonapartes Gnaden wurden die größten Staaten Deutschlands Vasallen Frankreichs. Das war gewiß nicht deutsch-patriotisch, aber es war ein geschichtlicher Fortschritt und wenigstens eine klare, entschlossene Politik; weit mehr gescholten als die preußische verlogene Dirnenpolitik, die schließlich sich dem Erbfeind der europäischen Kultur, Rußland, als ständigem Herzensfreund an den Hals warf, war die Verbindung der Süd- und Weststaaten mit Frankreich doch bei weitem nicht so vaterlandslos wie die preußische intellektuelle und sittliche Neutralität. Das ist das Urtheil nach der geschichtlichen Wirkung, nicht nach den Motiven derer, die diese Politik trieben; denn die heiligen französischen Fürsten deutscher Nation trieben nicht minder brutale Hausmachtspolitik, nur mit ein wenig mehr Zivilisation als Preußen.

Am 6. Juni 1804 hatte der englisch-österreichische Federagent Friedrich Geng eine Denkschrift an den leitenden Minister Oesterreichs gerichtet, in der die Nothwendigkeit nachgewiesen wurde, Bonapartes Kaisertitel nicht anzuerkennen. „Der verwegene Mann“, hub die Denkschrift an, „der unter dem Vorwand Frankreich aus einer nothwendigerweise vorübergehenden Anarchie zu retten, es auf Jahrhunderte vielleicht zu Krisen und Unglücks-

Das Ende  
des Reichs

Geng' Denkschrift  
gegen  
Napoleon



fällen verdammt hat, und der, unter dem Schein, Europa den Frieden zu geben, es lediglich vor die grausame Wahl einer blinden Unterwerfung oder immer sich erneuernder Kriege gestellt hat, — dieser Mann, der nur groß ist durch die Kleinheit derer, die er unterworfen hat, der nur unüberwindlich geworden ist durch den feigen Schrecken seiner Zeitgenossen, hat endlich den letzten Schleier zerrissen, der noch seinen gigantischen Ehrgeiz verhüllte; er hat seine Hand nach der Krone ausgestreckt; er hat gewagt zu verlangen, und er wird, wenn Gott uns nicht am Rande dieses letzten Abgrunds rettet, er wird den erhabenen und geheiligten Titel erlangt haben, an den sich bisher knüpften alle Gedanken von Größe und Majestät, von alter und legitimer Macht, von politischem und sozialem Vorrang. Er hat sogar gewähnt, seine Macht zu verewigen, die auf den offenkundigsten Raub begründet ist, mit Hilfe dieses neuen Titels, der durch eine wahre Tempelschändung geschaffen, — zu verewigen in einer Familie, die aus der skandalösen Dunkelheit ihres Ursprungs sich notorisch zusammensetzt zum Teil aus dem Ansittlichsten, zum Teil aus dem Verächtlichsten, das es auf Erden giebt.“

Seit Austerlitz klang dieses bombastische Preislied auf den Ahnenkult, als ob der universale Goldschreiber über die legitimen Monarchen seinen Hohn hätte ausgießen wollen. Wie eben erst die Herren des alten Europa der Republik die Anerkennung verweigert hatten, um sich dann um die Erlaubnis zu drängen, die Anerkennung, auf die Frankreich kaum mehr Gewicht legte, aussprechen zu dürfen, so bestand jetzt das ganze Bemühen der deutschen Fürsten darin, die Huld des Schänders des erhabenen und ehrwürdigen Kaisertitels zu erschmeicheln. Die nicht anerkannte Krone des Räubers aus der dunklen und verächtlichen Familie saß fest auf dem verwegenen Haupt, und ihr Glanz gleißte über die Erde. Dagegen fiel die seit einem Jahrtausend anerkannte deutsche Kaiserkrone dem Träger vom wackelnden Haupte.

Deutsche  
Könige von  
Napoleons  
Gnaden

Bayern und Württemberg hatten Anfang Oktober sich mit Bonaparte verbündet. Im Frieden zu Preßburg erhielt Bayern 583 Quadratmeilen und 1 028 000 Untertanen, Württemberg 100 000 Untertanen von dem Schiedsrichter Europas<sup>240</sup>) zugewiesen. Am 1. Januar 1806 setzten beide die Königskrone von Napoleons Gnaden auf; dem Emporkömmling bereitete es gewiß kein geringes Vergnügen, daß er, dessen Legitimität nicht anerkannt wurde, selber nach Gefallen die ältesten Herrscherfamilien mit legitimen Rangerhöhungen beglücken konnte. In welcher Weise deutsche Fürsten durch Bonapartes Vermittlung Gewinn an Land und Leuten einheimsten, dafür ist der Aufschwung Badens ein prächtiges Beispiel. 1746 „besaß“ der Markgraf von Baden etwa 50 000 Seelen, erhielt 1771 Baden-Baden mit 100 000 Seelen, im Lüneviller Frieden trat er die übrerrheinischen Besitzungen mit 38 000 Seelen ab und bekam durch den Reichsdeputationshauptschluß am 25. Februar 1803 so viel neue Seelen, daß er nun 450 000 Untertanen hatte; außerdem wurde er Kurfürst. Im Preßburger Frieden erhielt der Badenser den Breisgau mit abermals 164 000 Seelen und in der Rheinbundsakte durch die Einziehung der Fürsten von Fürstenberg, Leiningen, Salm, Schwarzenberg neue 270 000 Untertanen, so daß er insgesamt fast über 902 000 Landeskinder verfügte; außerdem bekam er den Großherzogtitel — er wäre gern König geworden.

Am 12. Juli 1806 erklärten die rheinischen Fürsten in einem Bundesvertrag mit Bonaparte, das deutsche Reich für erledigt, indem sie aus ihm austraten. Bayern, Württemberg, Baden, der Kurfürst Erzkanzler (der zum Fürst-Primas in Frankfurt a. M. befördert wurde), Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, der Herzog von Uremberg u. a. hatten sich dieser Rheinbundakte zufolge „entschlossen, durch angemessene Vereinbarungen den inneren und äußeren Frieden des südlichen Deutschlands zu sichern, wofür nach langjähriger, noch ganz neuerlich bestätigter Erfahrung, die deutsche Reichsverfassung nicht länger irgend eine Gewährleistung darbieten kann.“ Deshalb trennten sie sich „auf immer“ vom deutschen Reichsgebiete und vereinigten sich als verbündete rheinische Staaten. Der Artikel 35 verkündete die Allianz mit Frankreich, „kraft deren jeder Kontinentalkrieg, welchen einer der verbündeten Teile zu bestehen hat, unmittelbar für alle übrigen eine gemeinschaftliche Sache“ wurde und jede Macht zur Stellung von Truppen verpflichtet war.

Der Rheinbund

Der französische Gesandte in Regensburg übergab am 1. August 1806 die Note, die das Ende des alten römischen Reiches deutscher Nation verfügte: „Der Kaiser hat den Titel eines Protectors des Rheinbundes angenommen. Er hat das nur in friedlicher Absicht gethan, und damit seine unausgesetzte dargebotene Vermittelung zwischen den Schwächsten und den Stärksten jeder Art von Meinungsverschiedenheiten und Unruhen vorbeugte.“ Die Gesandten aber verlasen auf dem Reichstag eine Todes-

Die Todes-  
erklärung des  
Reichs

„Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ohnunterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers miteinander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder daß es in der That schon aufgelöst sei.“ Die Erfahrung der letzten Jahre habe „im Grunde nur die Sinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den — allen menschlichen Anordnungen anklebenden — Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätigt“. Seit der Trennung des nördlichen und südlichen Deutschlands 1794 „mußten nothwendig alle Begriffe von gemeinschaftlichem Vaterland und Interesse verschwinden; die Ausdrücke: Reichskrieg und Reichsfrieden wurden Worte ohne Schall; vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper.“ Die Ereignisse der letzten zehn Monate hätten die letzte Hoffnung vernichtet. Daher hätten „die Souveräne der Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen“. Der gewünschte Endzweck aber wäre nicht erreicht worden, „wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend. Sie gewährt die Versicherung, daß Seine Majestät der Kaiser von Frankreich, Allerhöchstdero Ruhms halber eben so sehr, als wegen des eigenen Interesses des französischen Kaiserstaates, der Aufrechterhaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und der Befestigung der inneren und äußeren Ruhe sich angelegen sein

lassen werden. Daß diese kostbare Ruhe der Hauptzweck des rheinischen Bundes ist, davon finden die bisherigen Reichsmittstände der Souveräns... den deutlichen Beweis darin, daß jedem unter ihnen, dessen Lage ihm eine Theilnahme daran erwünschlich machen kann, der Beitritt zu demselben offen gelassen ist."

Die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone

Darauf erklärte denn am 6. August Kaiser Franz mit geschäftsmäßiger Kühle, daß die Firma des Deutschen Reiches gelöscht sei, und daß er das werthe Publikum bäte, das ihm bisher geschenkte Vertrauen auf seine österreichische Filiale zu übertragen. Er legte die deutsche Kaiserkrone nieder und zog sich auf seine österreichische Kaiserwürde zurück. So endigte das deutsche Kaisertum.

War es nicht das Natürlichste, daß Napoleon noch einen zweiten Staatenbund zu gründen versuchte, war es nicht die Konsequenz seiner Politik, daß er Norddeutschland, unter Preußens Führung, ebenfalls zu vereinigen bemüht sein mußte? Diese Absicht Bonapartes wird grundlos bezweifelt; sie ist vielmehr offenbar durch die unzurechnungsfähige preussische Politik plump und täppisch nur vereitelt worden.

Sardenbergs englische Politik

Während der Schönbrunner Vertrag bereits einige Tage unterschrieben war, und Preußen aus den Händen Bonapartes das englische Hannover genommen hatte, unterhandelte Hardenberg mit England. Am 22. Dezember 1805 sandte Hardenberg eine Note an den englischen Gesandten in Berlin, in der der Plan erörtert wurde, daß im Falle der Fortsetzung des Krieges die noch in Bremen befindlichen englischen Truppen sich mit Preußen gegen Frankreich vereinigen könnten. Als das schmutzige Doppelspiel ruchbar wurde, entschuldigte sich Hardenberg damit, daß er am 22. Dezember den Vertrag vom 15. Dezember noch nicht gekannt hätte. Eine sehr gleichgültige Behauptung, da Hardenberg seit dem 9. Dezember bereits in Berlin mit dem französischen Gesandten ganz in dem Sinne des Schönbrunner Vertrags verhandelt hatte. Da außerdem, sofern Hardenberg nicht log, die Note an den englischen Gesandten auf Veranlassung des Königs gerichtet war, desselben Friedrich Wilhelm III., der Haugwitz zu gleicher Zeit angewiesen hatte, unter allen Umständen mit Bonaparte Frieden zu schließen, so war der König selbst der schuldige Falschspieler.

Preußen besetzt Hannover

Die Anknüpfungen mit England und die niemals stockenden Verhandlungen mit Rußland machten die Berliner Regierung mutig und veranlaßten eine Änderung des im übrigen ratifizierten Schönbrunner Vertrags: Preußen sollte zunächst Hannover besetzen, die Übergabe seiner Gebietsteile aber erst erfolgen, wenn Hannover durch Friedensschluß mit England formell abgetreten wäre. Am 27. Januar 1806 besetzte Preußen Hannover; es wurde „bis zur Abschließung eines allgemeinen Friedens von Uns allein in Verwahrung und Administration genommen.“ Bonaparte aber weigerte sich, die Abänderungen des Vertrags zu bestätigen, zumal damals nach dem Tode Pitts in England Fox, der Demokrat und Freund Frankreichs und der französischen Revolution, die Leitung der Politik übernommen hatte, also Aussicht für eine englisch-französische Verständigung bestand. Haugwitz mußte sich entschließen, am 15. Februar zu Paris einen weit ungünstigeren Vertrag zu unterzeichnen. Preußen wollte auf die hannöversche Beute, die es aus der Hand Bonapartes empfangen, nicht mehr ver-

Der Pariser Vertrag

zichten  
verpfl  
Hand  
Hand  
König  
gedeu  
Haug  
zu F  
Hard  
Paris  
genos  
jenen  
Engl  
hatte  
keit e  
10. S  
gerich  
21. S  
der r  
keiner  
den  
entfa  
werd  
daten  
wurd  
gesch  
eine  
an d  
sei.  
die  
zu p  
seine  
Entl  
hatte  
rend  
Serr  
unhe  
Ver  
mein  
Vor  
was  
Die  
Ges  
dem  
nur  
emp  
mit

zichten. Es willigte jetzt in den sofortigen Austausch der Gebiete, und verpflichtete sich, die Mündungen der Ems, Weser und Elbe dem englischen Handel zu sperren. Die Besetzung Hannovers bedeutete den preußischen Handelskrieg gegen England im Dienste Bonapartes.

Um die unentwirrbar verschlungene Verrats- und Betrugspolitik des Königs und seines Kabinetts bewältigen zu können, hielt sich, wie schon angedeutet, Friedrich Wilhelm III. in dieser Zeit zwei auswärtige Minister, Haugwitz und Hardenberg, beide in ihren Mitteln gleich unbedenklich, der eine zu Frankreich hinneigend, der andere England und Rußland begünstigend. Hardenberg aber mußte über Bord geworfen werden. Als England den Pariser Vertrag erfuhr, durch den Preußen sich als Frankreichs Bundesgenosse gegen England verpflichtete, veröffentlichte die englische Regierung jenen Hardenberg'schen Brief vom 22. Dezember 1805, durch den Preußen England zu gemeinsamer militärischer Aktion gegen Frankreich angereizt hatte. Bonaparte raste, daß die in Preußen herrschende geistige Unfähigkeit es doch verstünde, die starke französische Staatskunst zu überlisten. Am 10. März 1806 ließ er die schon vor einem Jahrzehnt gegen Hardenberg gerichtete Beschuldigung verbreiten, er sei ein englischer Söldner, und am 21. März brachte der „Moniteur“ eine von Napoleon abgefaßte Note, in der von dem preußischen Minister gesagt wurde, es gebe in ganz Europa keinen so völlig ehrlosen Menschen wie ihn. Der preußische König sei für den Verrat nicht verantwortlich zu machen. Auf den Namen Preußens entfalle kein Flecken, denn Hardenberg sei kein Preuße. Auch die Armee werde dadurch nicht berührt, denn Hardenberg sei kein Soldat. Die Soldaten Friedrichs II. seien weder Verräter noch Meineidige. Hardenberg wurde darauf am ersten April von seinem königlichen Herrn in Urlaub geschickt und am 10. April veröffentlichte er in einer Berliner Zeitung eine Antwort an den „Moniteur“, in der er feststellte, daß das Schreiben an den englischen Geschäftsträger offiziell im Auftrage des Königs abgefaßt sei. Der Zweck dieser Kundgebung, durch den der Minister seinem König die Verantwortung für das Doppelspiel zuschob, konnte nur sein, den Krieg zu provozieren. Friedrich Wilhelm III. durchkreuzte die Absicht, indem er seinen Minister (am 15. April) ungnädig entließ. Er erhielt von seiner Entlassung Kenntnis durch die — Zeitungen.<sup>241</sup> Schon zwei Tage zuvor hatte das Haupt der Friedenspartei, der Kabinettsrat Lombard triumphierend das bevorstehende Ereignis nach Paris gemeldet: „Morgen wird Herr von Hardenberg für immer den Schauplatz verlassen, wo er sich eine unheilvolle Berühmtheit erworben hat. Sein letzter Akt hat mich zur Verzweiflung gebracht. Er hat den König überlistet, indem er ihn ohne mein Vorwissen vorgestern die Depeschen unterzeichnen ließ. Unter dem Vorwand, den König von der Beschuldigung der Treulosigkeit rein zu waschen, hat er sich die Erlaubniß zu einer öffentlichen Erklärung verschafft. Die Hauptsache darin ist falsch; die ganze Note (an den englischen Gesandten) ist dem König fremd.“ Von nun an arbeitete Hardenberg, dem auch die 8000 Taler „Safelgelder“ entzogen wurden, obwohl er formell nur beurlaubt war, als geheimer Kriegsdirigent. Nach der Entlassung empfing die Königin den gestürzten Minister heimlich wie einen Verschwörer, mit dem sie im Einvernehmen war.

Napoleons  
Note gegen  
Hardenberg

Der König warf den Minister hinaus, gewiß nicht aus sittlichen Bedenken über sein Doppelspiel, für das er selbst (trotz Lombard) verantwortlich gewesen zu sein scheint. Aber daß er ihn zum Kriege zwingen wollte, hatte seine Selbstherrlichkeit empört und seine Feigheit geängstigt. Denn der König konspirierte ja selbst unablässig mit Rußland. Er schrieb freundschaftliche Briefe an Bonaparte, seine engelreine Gemahlin übersandte an die Kaiserin Josephine ein Geschenk, als Beweis ihrer Zärtlichkeit; es war gewiß nicht die von den preussischen Historikern immer wieder gerügte und beschimpfte aufreizende Unmaßung Bonapartes, sondern ein sehr gesundes Gefühl verächtlichen Ekels, daß er auf diese plumpen Täuschungsversuche mit keiner Silbe einging; die Berlin-Potsdamer Proben der Geschenkpolitik blieben ohne Antwort und Dank.

Ein Komplott  
mit dem Zaren

Nach dem Pariser Vertrag schrieb Friedrich Wilhelm III. an den Zaren: „Mag Uebelwollen oder Irrtum mich verleunden oder mich verkennen, ich erkenne nur zwei Richter an, mein Gewissen und Sie. Der erstere sagte mir, daß ich auf den andern zählen kann.“ Am 18. März gelangte eine Denkschrift des Zaren nach Berlin, begleitet von einem Schreiben des Herzogs von Braunschweig, der dringlich ein festes Zusammengehen zwischen Rußland und Preußen gegen Frankreich empfahl. Tags darauf wurde im Zimmer der Königin ein förmliches Komplott geschmiedet. Friedrich Wilhelm III. erklärte, sein Vertrag mit Frankreich sei erzwungen, er sei entschlossen, mit Rußland zu gehen. Es gelangte ein königliches Handschreiben nach Rußland, in dem es hieß, der König sei bereit, auf die vom Zaren vorgeschlagene Übereinkunft einzugehen und zu diesem Zwecke unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, einzig durch Hardenberg und den Petersburger Gesandten Mopäus, die Verhandlungen zu führen. Hardenberg aber, der öffentlich mit Schimpf und Schande davongejagte Hardenberg, führte die streng vertraulichen Verhandlungen mit dem Zaren ruhig weiter. Unmittelbar nach seiner Beurlaubung schärfte ihm der König in einem eigenhändigen Schreiben ein, er möchte die größte Klugheit und die durchaus notwendige Umsicht in dieser Angelegenheit, bei der es sich um das Wohl des Staates handle, beobachten. In einem vertraulichen Handbillet des Zaren an den König vom 12. Mai dankte Alexander I., daß zwischen ihnen durch Vermittelung Hardenbergs intime Beziehungen hergestellt seien. Mehr und mehr müßten, schrieb der Zar, die Interessen Preußens von Frankreich getrennt und mit denen seiner wahren Verbündeten vereinigt werden. Die Gefühle des Zaren für den König würden nur mit seinem Leben endigen. „Vernichten Sie das Blatt“, schloß der Zar seine Aufforderung zum Verrat.<sup>242)</sup>

Der  
Patriotismus  
des Getreide-  
handels

Die Dinge trieben unaufhaltsam vorwärts. England beantwortete die Sperrung der Häfen mit der Beschlagnahme preussischer Schiffe und erklärte schließlich den Krieg. Mehrere hundert Schiffe fielen England zum Opfer. Schweden eröffnete die unmittelbaren Feindseligkeiten. Jetzt waren die preussischen Grundbesitzer in ihrem Lebensinteresse getroffen. In dem Ministerrat, der Ende April 1806 stattfand, wurden die wirtschaftlichen Interessen erörtert, die — wie bereits angedeutet — den Adel auf die Seite Englands gegen Frankreich drängten; es war der Patriotismus des Getreidehandels, der ihn national befeuerte. Stein erörterte, daß Ausfuhr

und Einfuhr in den preussischen Häfen 47 $\frac{1}{2}$  Millionen Taler betrüge. Der Minister für Ost- und Westpreußen meinte: „Außer etwas Luchern, so nach Rußland gehen, haben wir keinen Landhandel, und selbst unsere schlesische Leinwand findet ihren Absatz nur über See. Ein Jahr unsere Häfen gehörig versperrt, und wir werden Brot und Butter vollauf, auch diese sehr wohlfeil haben, aber keine Revenuen.“<sup>243)</sup>

In dieser Situation war es, als Stein und Scharnhorst ihre Reformpläne ausarbeiteten, die vor dem Beginn der bloßen Erörterung bereits strandeten, obwohl sie nicht im mindesten grundstürzend waren. Der österreichisch-englische Spion Friedrich Genz verbreitete im Frühjahr alarmierende Gerüchte: „Das Berliner Publikum ist“, schreibt er am 3. April, „in einer Raserei von Verzweiflung und Entrüstung, die sich besonders gesteigert hat, seitdem den militärischen und zivilen Staatsdienern befohlen worden, über öffentliche Angelegenheiten nicht mehr zu sprechen. Der König ist wie vernichtet, er weint oft. Er ist entschlossen, alles, schlechterdings alles zu thun, was Bonaparte von ihm verlangen könnte.“ Drei Wochen später schilderte er die verzweifelte Lage Preußens und kündigte furchtbare Explosionen an. Er verbürgte sich für die Wahrheit der Nachricht, daß der König abdanken und die Krone Bonaparte zu Füßen legen wollte. An den Minister Schulenburg habe er geschrieben: „Verlassen Sie mich nicht in einem so schrecklichen Augenblick, glauben Sie, daß ich mehr leide wie Sie, verweigern Sie mir Ihre Hülfe nicht, so lange ich noch am Ruder der Regierung sein werde.“ Aus Münster bombardierte Blücher, der niemals wußte, was er im Frieden mit seinen Schulden anfangen sollte, seinen „Aller dorglaugtigsten König aller gnedigsten König und Herrn“, mit Alarmbriefen, wie dem folgenden vom 25. Juli:

Der König  
weint

Blücher's  
Kriegsalarm

„Frankreich meint es mit keiner Puissance redlich und gut — am allerwenigsten mit Euer Königl. Majestät — als der einzigen macht, die sein Eroberungs und unterjochungs System in teutschland noch allein im wege steth. es verbirgt sogar seine absicht nicht . . . Die Invasion von Hanower, der letzte gewaltsame Durchmarsch durch ansbach'sche — und die erst kürzlich Reüberische besetzung von Essen und Werden — so wie der ganze arrogante ton den der francoische Monarch sich erlaubt, beweisen Euer Kögl. Majestät gewiß mehr als zu sehr, was ich zuvor gesagt habe. Alle treue untertanen Euer Kögl. Majestät — alle ächte Preußen, — und die armée besonders hat daß herabwürdigende dieser französischen Demarchen tief gefühlt, und fühlt sie noch, und alles wünscht die gekränkte national Ehre — bald — recht bald blutig zu rächen.

Wer daß betragen und benehmen Frankreichs Euer Königl. Magistdt auß einem andern gesichtspunkt darstellt — wer Euer Königligen Majestät zu fortwährenden nachgeben — zum Friden mit dieser nation rath — der ist entweder sehr — sehr gutmüthig, sehr kurzsichtig, oder er ist mit Frazoischem goldde erkauf. Fragen Euer Königl. Majestät nur Ihre aufgeklärtesten, ihre talentvollsten — ihre treuesten — ihre kraftvollsten Diner den Statsminister von Hardenberg, den Generall Lieutenant von Ruchell, den Generall der Cavallerie Graff von d. Schulenburg, den Statsminister von Stein, und ich verbürge es mit meinem leben, alle diese Männer werden Euer Kögl. Majestät eben daß sagen — was ich hir in allertiffster Devotion ehrerbittigst vorzustellen wage . . .

„Führen Euer Königl. Majestad nur selbst unsre brave armee, die von den wunsch glüht — die franzosen zu bekriegen, und die Menschheit an diese Reiber zu rächen, und in der kein Tambour ist, der diesen Feind nicht hasse — verachte — und im voraus des Siges gewiß sey...“

„Nur eine glückliche Schlacht — und wir haben allirte, geld und Ressourcen, von allen orten und Enden Europäischen, Rusland, Engeland, Schweden, der größte Teil des teütschen Reichs, und selbst Ostreich werden sich an unseren sigreichen Fahnen gerne anschließen, gerne die Ehre mit uns theilen wollen — besiger der Franzosen zu sein. Und welch ein Ruhm vor Euer Magestad! — welch ein Ruhm vor unsre brave armee, jene Reiber Horden zu demüthigen, die bisher weit mehr durch List, und durch daß elende Benehmen ihrer gegener sigten, als durch Tapfferkeit; denn nie überwinden sie ein Preußisches Heer, — und nie werden sie uns überwinden.“

„Kommen Euer Königl. Magistad nur in die Mitte Ihrer braven armee — führen Euer Magistad uns nur zur Ehre und zum Sige — . . . und wir werden immer siegen — wir werden die Schönen, ehren vollen Zeitten Friedrichs des Großen und des großen Churfürsten wider empohr blühen — werden unser Vaterland, werden den Namen Preußen wider geehrt — und unsere armee wider gefürchtet und geehrt sehen.“<sup>241)</sup>

Preußisch-  
russische  
Deklaration

Am 18. Juni bereits hatte Hardenberg dem Könige einen förmlichen Bündnisvertrag mit Rußland überreicht, nachdem ihn kurz vorher die Königin zu geheimen Besprechungen eingeladen. Es hieß in der Denkschrift, daß sich der König zwischen dem Bündnis mit Frankreich und Rußland entscheiden müsse. Am 1. Juli 1806 wurde eine preußisch-russische Deklaration unterzeichnet, nach der sich Preußen um den Abzug der französischen Truppen und die Freiheit des norddeutschen Handels bemühen wollte, Rußland aber versprach mit seiner Armee die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Preußens zu schützen; der Zar weigerte sich dagegen, sich in London für die Abtretung Hannovers an Preußen zu verwenden.

Napoleons  
Politik

Bonaparte mißtraute Preußen, obwohl er das ganze Maß seiner Intrigen nicht kannte. Er behielt deshalb seine Truppen in Deutschland. Man kannte in Frankreich den preußischen Staat unheimlich gut: „Preußen ist die elendeste Macht, die besteht. Sie können sich keine Vorstellung machen, bis zu welchem Punkt die Verachtung für dasselbe hier allgemein und populär ist.“ „Von allen heute existirenden Mächten ist sie (Preußen) diejenige, welche beim besten Außern und schönsten Aussehen von Festigkeit und Kraft die am weitesten im Verfall vorgeschrittene ist. . . . Sein Prestige, einige Zeit noch durch gewisse Erinnerungen und Schaumandöver aufrechterhalten, wird einer gefährlichen und verhängnisvollen Probe eines aufgezwungenen Krieges nicht widerstehen. An dem Tage, an welchem es alle schamvollen Ausflüchte einer ängstlichen Politik, welche den Krieg vermeiden will, vergeblich versucht hat, wird es zu gleicher Zeit um seine Ehre und um seine Existenz kämpfen. An dem Tage, an welchem es eine erste Schlacht verloren hat, wird es aufgehört haben, zu bestehen.“ Solche prophetischen Sätze wurden schon im November 1805 an Talleyrand geschrieben. Trotzdem wollte Napoleon keinen Krieg. Alles, was man von Herausforderungen Bonapartes gefabelt hat, ist preußische Legende. In dem Wust urkundlichen Materials findet sich keine Zeile, die eine der-

artige Absicht Bonapartes beglaubigte; sie paßte auch nicht zu seiner Politik. Er verachtete Preußen, wollte es aber im Frieden seinen Interessen dienstbar machen. Auch ein sonst gewissenhafter Forscher, von Lettow-Vorbeck, hat ein riesiges Kartenhaus von Hypothesen aufgebaut, um die Absicht Frankreichs zu beweisen, Preußen zu überfallen. Da alle Äußerungen Bonapartes das Gegenteil glaubhaft machen, hat man sich einen wahren Detektivroman ausgetüftelt, der auf dem Trick beruht, daß Napoleon systematisch seine Minister, Generale, Brüder, Freunde über seine Absicht belogen hätte, um das schaurige Geheimnis bis zur Reife ganz allein für sich zu behalten. Selbst der gut preussisch gesinnte Berliner Geschichtsprofessor Kofer hat (in einer Kritik Lettow-Vorbecks) sich gegen diese Torheit gewandt. Seitdem vollends vor einigen Jahren eine vertrauliche Note Bonapartes an Talleyrand vom 12. September 1806 ans Licht gezogen worden ist, läßt sich der Versuch eines Nachweises, daß Preußen 1806 nur einem längst geplanten Überfall zuvorgekommen sei, nicht mehr wagen.

Am 31. Mai 1806 hatte Bonaparte zu Talleyrands Plan einer Neugestaltung Deutschlands bemerkt: „Nur in Betreff Preußens habe ich Ausstellungen zu machen. Die große Schwäche seiner Regierung läßt mich keine entscheidende Unterstützung erwarten, um England durch Schließung des Sundes zum Frieden zu zwingen. Schweden macht es zittern. Eine Garantie Hannovers durch das Reich wäre ein neues Hinderniß für den Frieden mit England, welches vermieden werden muß. Sollte Preußen zur Rückgabe Hannovers gezwungen sein, dann muß es durch Nassau, Fulda usw. schadlos gehalten werden, jedoch nur in einem Ansbach und Cleve entsprechenden Umfang. Für das mich zunächst interessierende Süddeutschland ist mein Plan fertig. Einen Reichstag zu Regensburg wird es nicht mehr geben, denn das Gebiet von Regensburg erhält Bayern, das Deutsche Reich als solches hört auf zu existiren.“

Daß Bonaparte um den Preis eines Friedens mit England Hannover zurückgeben würde und müßte, darüber hätte sich Preußen, wenn anders es nicht völlig verblendet war oder in Hannover den Kriegsanlaß suchte, von Anfang an klar sein müssen. Das hat der Kaiser auch bei der Überreichung des Abberufungsschreibens des preussischen Gesandten Lucchesini — in den ersten Tagen des September — genau so offen ausgesprochen, wie er es vertraulich im Mai zu seinem Minister gesagt.

Dennoch ist kein Grund anzunehmen, daß die Verhandlungen Frankreichs mit Preußen über die Gründung eines Nordbundes unter seiner Führung nicht ernst gemeint gewesen seien. Der Plan fügte sich durchaus in das System Bonapartes. Der Rheinbundakte, durch die sechzehn deutsche Fürsten sich vom Reiche los sagten und 95 bisher reichsunmittelbare Fürsten, Abteien usw. expropriert wurden, stimmte Preußen, als sie ihm am 23. Juli durch den französischen Gesandten amtlich zur Kenntnis gebracht wurde, widerspruchslös zu. Irgendeine Provokation Bonapartes lag auch hier nicht vor. Gerade Preußen hätte am wenigsten ein Recht gehabt, vorher über die Neugestaltung des Deutschen Reiches zu Rate gezogen zu werden, hatte es doch selbst ein Jahrzehnt zuvor, durch seinen Separatfrieden mit der Revolution, seine Trennung vom Deutschen Reich eigenmächtig und verfassungswidrig vollzogen, ohne vorher das deutsche Oberhaupt



in Kenntnis gesetzt zu haben. Sollte man von einem fremden Herrscher verlangen, daß er sich erst bei allen deutschen Reichsständen die Erlaubnis holte, ob sich einzelne deutsche Staaten mit ihm verbinden dürften, wenn die deutschen Staaten selbst es nicht taten. Preußen, das 1795 bereits weit reichsfeindlicher gehandelt hatte, als jetzt die Rheinbundsstaaten, hatte keinerlei Grund zur Beschwerde, fühlte sich auch materiell nicht benachteiligt; die Auflösung des Deutschen Reiches war Preußens alte Sehnsucht, die aus der Rivalität gegen Osterreich erwachsen.

Die preußische Kaiserkrone

Wie schon 1797 wurde Preußen die norddeutsche Kaiserkrone angeboten. Am Berliner Hof wurde diese Rangerhöhung ernstlich in Frage gezogen. Friedrich Wilhelm III., immer mehr in einen verzweifeltsten Angstzustand gesunken, witterte in jeder Neuerung Gefahren und verhielt sich ablehnend; das Kabinett riet ihm zu.<sup>245)</sup>

Die letzten Ursachen des Krieges 1806

Zu dem Kapitel, wie Kriege entstehen, d. h. äußerlich inszeniert werden, werden die Monate vor Jena immer einen der denkwürdigsten Beiträge bilden. Die preußischen Geschichtsschreiber haben die Entwicklung, die zum Kriege führte, verwirrt, nicht aufgeklärt. Historiker, wie Max Lehmann<sup>246)</sup>, die doch nicht mehr den uneingeschüchtern Mut der Lüge haben, der lang vorbereiteten Napoleonischen Kriegsabsicht die Schuld zu geben, haben sich zu einer „Art von Mißverständnis“ als letztem Anstoß der Katastrophe geflüchtet, weil sie nicht vermochten, sich in der wirren Wirrnis dieser Zeit zurecht zu finden. Das diplomatische Problem scheint in der Tat mit vernünftigen Erwägungen nicht auflösbar. Alles scheint tolle Laune, Willkür, Sinnlosigkeit, Zufall. Dazu kommt, daß trotz der Fülle urkundlichen Materials, das Jahr für Jahr neu angeschwemmt wird, die wichtigsten Dokumente fehlen, so für die entscheidenden Monate der ganze Schriftwechsel zwischen dem preußischen Ministerium und Rußland. Die kompromittierendsten Papiere sind nach Jena auf der Flucht vernichtet worden; ob die Archive noch wesentliche Beweisstücke bergen, ist nicht sicher.

Indessen läßt sich unter einem Gesichtspunkt Ordnung und Zusammenhang in das Chaos bringen. Geht man von der unzweifelhaften Tatsache aus, daß es eine Kriegspartei gab, die auf jede Weise nur das eine Ziel verfolgte, den widerspenstigen Preußenkönig und sein Kabinett in den Krieg zu treiben, so gewinnen die einzelnen Geschehnisse die lückenlose glatt ineinandergreifende Logik eines abgekarteten Spiels, einer für den beabsichtigten Zweck gar nicht einfältig organisierten Intrige, an der gemeinschaftlich arbeiteten: die preußische Kriegspartei, die Königin und Hardenberg voran, der Zar, das englische Geld, und, seit einem gewissen Moment, der preußische Gesandte in Paris, Luchefini. Die gesamte gemeinsame Arbeit diente dem Ziel, endlich den Widerstand des Königs zu brechen, wobei man natürlich nicht in den groben psychologischen Fehler verfallen darf, daß jeder einzelne Zug von vornherein berechnet, die Rollen genau verteilt waren; in solchen Aktionen ergeben sich die Schliche und Kniffe erst in der Arbeit, die Romankapitel werden täglich in Fortsetzungen weitergesponnen. Man halte folgende Daten zusammen:

Die Rolle der Königin

Am 4. Juli wandte sich Hardenberg mit einem langen Schreiben an den mit der Königin in Pyrmont anwesenden Fürsten Wittgenstein, um die Gattin Friedrich Wilhelms III. für die Inszenierung eines neuen Kriegs-

attent  
die S  
Schr  
ganz  
sie es  
dem  
zuglei  
inson  
Kann  
Ihre  
Weiß  
nicht  
Stille  
Mein  
dieser  
bei d  
schrie  
sie es  
in de  
  
in P  
bis z  
zeugt  
an E  
einm  
einem  
Trup  
endli  
Engl  
  
Ges  
verfü  
Pre  
  
Blü  
Seit  
Inde  
der  
leiter  
schaf  
treter  
sorg  
gege  
gege  
Ham  
einer  
  
Fur

attentates auf den König zu gewinnen: „Bitten Sie sie auf den Knien, die Sache wohl zu überlegen und mich durch Sie wissen zu lassen, welche Schritte sie für nützlich hält. Ich werde mich lediglich darnach richten, ganz still sein, wenn sie meint, wir würden nichts bewirken, handeln, wie sie es vorschreibt, wenn sie Hoffnung hegt. Wird es helfen, wenn man dem König die Sache schriftlich vorstellt . . . Ist es besser, daß Mehrere zugleich es thun, oder Einzelne? Welches ist der beste Zeitpunkt? Wird es insonderheit möglich sein, eine Aenderung der Personen zu Wege zu bringen? Kann die Königin mitwirken oder darf sie sich nicht kompromittiren . . . Ihre Verschwiegenheit bürgt mir dafür, daß mich dieser Brief auf keine Weise kompromittire.“<sup>247</sup>) Wittgenstein antwortete: „Ihre Majestät können nicht öffentlich erscheinen, werden aber mit desto mehrerem Vergnügen im Stillen wirken und hiezu die Gelegenheit finden. Die Königin ist der Meinung, daß die Sache schriftlich vorgestellt werden und daß Mehrere diesen Aufsatz unterschreiben müssen. Auch selbst Männer von Gewicht bei dem Militär würden einen guten Eindruck machen, wenn sie mit unterschrieben . . . Die Königin haben mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie es Ihnen zur Pflicht machen, auch mein Schreiben und alle Briefe, in denen von ihr Erwähnung geschehe, zu verbrennen.“

Am 20. Juli wurde plötzlich ein russisch-französischer Bündnisvertrag in Paris unterzeichnet. Zur selben Zeit war die preußisch-russische Intimität bis zu deutlichen Kriegsvorbereitungen gegen Frankreich gediehen. Das bezeugt ein Schreiben des preußischen Gesandten in Petersburg, v. d. Goltz, an Hardenberg vom 27. Juli. Rußland und Preußen seien jetzt vollständig einmütig. „Wir können ruhig die Ereignisse an uns kommen lassen.“ In einem zukünftigen Krieg mit Frankreich würde Preußen die russischen Truppen und das englische Geld von Nutzen sein. Um eben dieselbe Zeit endlich kommt das (falsche!) Gerücht nach Berlin, Frankreich habe mit England Frieden geschlossen.

Falsche Alarm-  
nachrichten

Friedrich Wilhelm III. geriet natürlich durch diese Häufung unerwarteter Geschehnisse in noch größere Angst. Der russische Erbfeind mit Frankreich versöhnt, auf England nicht mehr zu rechnen — war nun nicht alles gegen Preußen verschworen, mußte man nicht handeln?

Aus solcher Stimmung erging am 3. August ein Kabinettsbefehl an Blücher: „Ich glaube zwar gegenwärtig noch nicht, daß man französischer Seits die Absicht habe, etwas Feindseliges gegen uns zu unternehmen. Indessen giebt der im Geheimen abgeschlossene Friede mit Rußland und der ebenso geheim betriebene Friede mit England so mancherlei Bedenklichkeiten Raum, daß es die Vorsicht erfordert, sich wenigstens so in Bereitschaft zu setzen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, es mögen Ereignisse eintreten, welche da wollen. Ihr werdet daher auch im geringsten nicht Besorgnisse gegen die Franzosen blicken lassen, noch weniger Feindseligkeiten gegen sie unternehmen, vielmehr das bisherige freundschaftliche Benehmen gegen sie beibehalten und überhaupt sowohl in Euren Reden als in Euren Handlungen eine solche Behutsamkeit beobachten, daß sie keinen Argwohn einer unfreundlichen Absicht von unserer Seite schöpfen können.“

Der König war durch diese Erschütterungen aber aus seiner schlaffen Furcht noch nicht aufgerüttelt. Er mußte stärker beschworen werden. In

der Nacht vom 5. zum 6. August traf eine Depesche des preussischen Gesandten in Paris, Lucchesini, am Berliner Hofe ein, des Inhalts: der englische Geschäftsträger habe in einer alkoholischen Laune das Geheimnis ausgeplaudert, Bonaparte wolle Hannover Preußen fortnehmen und an England zurückgeben. Dieses betrunkene Schriftstück, das seltsamerweise verschwunden ist, also kaum urkundlichen Wert hat, spielte die Rolle der Emscher Depesche vor Jena.

Jammernd wandte sich am 8. August der König an den Zaren: „Ich habe fast sichere Beweise, daß Napoleon bereit ist, seinen Frieden mit England zu schließen und mich zwingen wird, Hannover ohne Entschädigung herauszugeben. . . . Wenn die Nachrichten richtig sind, wenn er einer so schwarzen Treulosigkeit (Perfidie) fähig ist, dann mögen Ew. Majestät überzeugt sein, daß es sich zwischen ihm und mir nicht um Hannover handelt, sondern daß er entschlossen ist, mich um jeden Preis mit Krieg zu überziehen. Er will keine Macht neben der seinigen: er fühlt, daß, wenn ich mich auch durch seine Verrätherei täuschen ließe, mich Vergeltung und Noth zu so innigen Verbindungen mit seinen natürlichen Feinden zwingen würden, daß sich Preußen gedrungenerweise beim nächsten Kriege an ihrer Spitze mit unverfehrten Kräften befinden würde, die er nicht verachten kann; er fühlt, daß er mich rechtzeitig vernichten muß, wenn er dieser Gefahr zuvorkommen will, und daß der jetzige Augenblick ihm die günstigste Gelegenheit bietet, weil Ew. Majestät Frieden gemacht haben, Oesterreich erschöpft ist, Englands Interessen durch eine eigenthümliche Verkettung vom Umständen mit den seinigen gegen mich sind und weil schließlich seine Armee noch in Deutschland steht und die meinige zerstreut ist. Kein Zweifel, daß er mich verderben will, wenn er in London über Hannover unterhandelt.“ Der König flehte den Zaren an, trotz seines Friedens mit Frankreich, seine Truppen an der preussischen Grenze zu lassen, für den Fall, daß man seine Mäßigung mißbrauchen würde: „Sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, ob ich hoffen kann, daß Ihre Armee unter Waffen bleibt, um mich zu unterstützen, und ob ich im Falle eines Krieges auf Sie zählen könnte.“

Das waren genau die Erwägungen und Befürchtungen, in die der König versetzt werden sollte, Stimmungen, die zur selben Zeit durch Pariser Berichte wie den folgenden verschärft wurden: Die Erinnerung an das Uble, welches die preussische Armee Bonaparte im vergangenen Winter hätte zufügen wollen und können, wäre noch ganz lebendig, er sei ganz giftgeschwollen und atme den Wunsch nach Rache. Man spräche vom Krieg gegen Preußen, wolle ihm Baireuth nehmen; alle Welt versichere, Napoleon suche nur einen Vorwand zum Krieg. Außerdem fände eine große Truppenbewegung auf Wesel statt.

Auch mit einem leeren Gerücht von der angeblichen Absicht Bonapartes, das Königreich Polen wiederherzustellen, wurde Friedrich Wilhelm III. in Schrecken versetzt.

Am 9. August begann Preußen die Mobilmachung.

Der Zar aber zog nun die Schlinge zu, die sorgsam gelegt war. Er antwortete Friedrich Wilhelm III. Voll schöner Entrüstung warf er dem Könige vor, wie er nur einen Augenblick habe denken können, daß sein Friede mit Frankreich ihm die Möglichkeit nähme, ihm zu Hülfe zu kommen,

wenn er angegriffen würde. „Meine Verträge werden mir immer heilig sein, und mit Ihnen verbindet mich ein noch lebhafteres Gefühl, das einer wirklichen Freundschaft, einer unverletzlichen Anhänglichkeit. Der Pariser Vertrag sei wider seine Absicht zustande gekommen. Er aber habe ihn nicht bestätigt, in vollem Bewußtsein der schweren Folgen, den der Zwischenfall haben könnte. Der Zar warnt den König, sich nicht von Bonaparte überraschen zu lassen. Er solle sich nicht durch Frankreich zu irgend welchem Abkommen verleiten lassen und dann abrüsten. „Ich beschwöre Sie, bei allem, was heilig ist, bei dem Wohle Europas und Ihrer eignen Monarchie, unterschreiben Sie nichts, nehmen Sie die Gelegenheit wahr und treffen Sie Anstalten, die ihm imponiren. Das ist das einzige Mittel, sich aus vollständiger Knechtschaft zu retten. Ein inniges Zusammengehen zwischen Preußen und Rußland bietet eine Fülle ansehnlicher Kräfte und Aussichten eines glücklichen Erfolgs.“

Wirklich versagte der Zar am 15. August provokatorisch dem Pariser Abkommen vom 20. Juli seine Genehmigung. Er selbst hatte schon auf die schweren Folgen dieses Schrittes den preußischen König aufmerksam gemacht. Es war sehr einfach, dem Könige, der am 26. August die Nachricht von der Tat des Zaren empfing, klarzumachen, daß nunmehr Bonaparte annehmen müsse, Preußen und Rußland wollten den Krieg, er würde also dem Angriff zuvorzukommen suchen. Auch Haugwitz, der sich schließlich mit der Kriegspartei verständigte, — die Königin Luise setzte auf ihn immer Hoffnungen — meinte jetzt, daß Napoleon in der Ablehnung des Zaren eine vierte Koalition gegen Frankreich zwischen England, Rußland und Preußen erkennen und sich sofort mit seinen Truppen auf Preußen stürzen würde.<sup>248)</sup>

Die falschen, alarmierenden Gerüchte von dem Frieden mit England, der Wegnahme Hannovers, der Wiederherstellung Polens, der räthselhafte russisch-französische Vertrag, der dann ebenso unmotiviert lärmend vom Zaren zurückgewiesen wurde, alles war nur darauf berechnet, den preußischen König in eine geistige Zwangslage zu versetzen, in der er sich zum Kriege entschließen mußte. Insbesondere war die Vertragsaffäre des Zaren schwerlich etwas anderes wie eine Komödie. Der Entwurf wurde in Paris nur zu dem Zwecke unterzeichnet, um ihn dann ablehnen zu können, und den preußischen König so einzukreisen, daß er sich nicht mehr herausfand und sich der Kriegspartei ergab.

Das Berliner Doppelspiel ging freilich immer noch weiter. Am Geburtstag Napoleons (15. August) brachte der Feldmarschall Möllendorff im Hause des französischen Gesandten Laforest einen Trinkspruch auf den Kaiser aus. Laforest hatte eben Aufklärung wegen der Rüstungen verlangt, man hatte ihm Friedensbeteuerungen gegeben, mit versteckten Drohungen. „Zwanzigmal habe ich“, äußerte Laforest zum bayerischen Gesandten v. Bray, „die Preußen zu vertheidigen gesucht, aber jetzt bin ich es müde. In dem Augenblick, als man mir die freundlichsten Versicherungen gab, rüstete man. Man wird den Kaiser erbittern und ihn vielleicht dahin bringen, das zu thun, dessen man ihn so grundlos beargwohnt.“

Inzwischen hatte Bonaparte entdeckt, wie der preussische Gesandte in Paris, Lucchesini, zum Kriege hegte. Er war es, der auch dem preussischen

Der Schrift  
Lucchesini

Könige fälschlich berichtete, in dem russisch-französischen Geheimvertrag sei vereinbart, daß Polen als selbständiger Staat einem russischen Großfürsten zufallen solle. Ein Brief Lucchesinis wurde aufgefangen, der dessen Tätigkeit enthüllte. Wütend schrieb Bonaparte an seinen Minister Talleyrand: „Ich schicke Ihnen einen Brief, der Sie endlich ganz diesen Schuft von Lucchesini kennen lernen wird. Ich habe mir längst meine Meinung über diesen Elenden gebildet. Er hat Sie unablässig betrogen, wie ich längst erkannt habe, daß nichts leichter ist, als Sie zu täuschen.“ Man müsse Haugwitz mitteilen, daß Lucchesini die lächerlichsten Mitteilungen nach Berlin berichte. „Ich glaube“, fährt Bonaparte fort, „daß es wirklich schwer ist, einen größeren Beweis von dem Schwachsinn dieses Hanswursts zu geben; weil er selber falsch und niedrig ist, gibt es keine Niedrigkeit und Falschheit, deren er mich nicht fähig hält, bis zu dem Grade, daß er mich mit Rußland und Schweden im Bunde sein läßt, um Preußen Pommern zu nehmen.“

Ende August knüpfte Preußen auch wiederum mit England an. England war bereit, mit Preußen sich zu verständigen, falls seine gegenwärtigen Bemühungen, einen Bund der nordischen Staaten zustande zu bringen, nicht etwa im Sinne der französischen Politik wären. Preußen hatte sich um einen „engen Verband“, hauptsächlich bei Sachsen und Kurhessen, bemüht, die von Anbeginn nicht abgeneigt waren, den Weg des Rheinbunds zu gehen. Später versuchte man, unabhängig von diesen Plänen, Sachsen und Hessen zur Teilnahme am Kriege gegen Frankreich zu gewinnen, während die anfänglichen Nordbundspläne ja von Bonaparte gefördert wurden. Auch nach Österreich wandte sich Preußen um Hilfe; dort erinnerte man an den preussischen Treubruch vom Winter 1805.

Noch am 22. August glaubte Bonaparte nicht an ernstliche Kriegsabsichten Preußens, so alarmierend die Nachrichten aus Berlin lauteten. Die besorgten Meldungen seines Gesandten nannte er Ausschweifungen der Furcht, die Mitleid erregen. Bonaparte erklärte Lucchesini am 26. August, er würde sich in die Angelegenheiten des Nordbunds nicht mischen, vorausgesetzt, daß die drei Hansestädte sich nicht anschließen. Am selben Tage erklärte der „Moniteur“, die französischen Truppen hätten den Befehl erhalten, nach Frankreich zurückzukehren, bis Ende September würde kein Franzose auf deutschem Boden mehr sein. Preußen aber war entschlossen, bis zum Ende doppeltes Spiel zu treiben. Es rief den kompromittierten Lucchesini auf Wunsch Napoleons aus Paris ab und ersetzte ihn durch den in Paris beliebten General Knobelsdorf, der nur von Friede und Freundschaft redete. Unter dem 12. September übergab Talleyrand dem neuen preussischen Gesandten eine Note, in der auf die fortgesetzten Rüstungen Preußens hingewiesen wurde, die nur gegen Frankreich gerichtet sein könnten. Bonaparte habe deshalb sehr gegen seinen Willen seine Truppen verstärken müssen. Preußen sei der natürliche Verbündete Frankreichs, sie seien nicht nur durch Verträge, sondern auch durch gemeinsame Interessen verbunden. Sollte man jetzt an eine russisch-preussische Koalition gegen Frankreich glauben? Und der Minister Napoleons stellte — durchaus mit Recht — fest, daß Bonaparte Preußen keinen Anlaß zu einem Konflikt gegeben hätte. Knobelsdorf gab sofort die beruhigendste Antwort: „Die Gründe, die meinen königlichen Herrn veranlaßt haben, Rüstungen vorzunehmen, sind

durch  
worden  
Mäch  
Seite

wirkli  
schick  
1890  
öfisch  
tembe  
guten  
wärti  
fassen  
den  
Stan  
Rußl  
Es is  
Euro  
mich  
örter  
große  
gründ  
und  
möch  
wie  
bleibe  
Ganz  
doch  
gesetz  
veran  
beruh  
daß  
giebig  
Bünd  
zweif  
Zwei  
land  
wird  
Man  
wirken  
zu sel  
nicht  
unter  
Schr  
die  
nahm  
all se

durch eine Verschwörung der Feinde Frankreichs und Preußens veranlaßt worden, die, eifersüchtig auf die Freundschaft zwischen diesen beiden Mächten, das unmögliche geleistet haben, um durch gleichzeitig von allen Seiten kommende falsche Nachrichten Unruhe hervorzurufen.“

Talleyrand versuchte kein diplomatisches Falschspiel. Er entwickelte die wirklichen Absichten Napoleons. Das ist eine nicht mehr antastbare geschichtliche Wahrheit, seitdem Wertheimer in seiner Geschichte Oesterreichs 1890 zuerst eine geheime Instruktion Bonapartes aus den Akten des französischen auswärtigen Amtes veröffentlicht hat, die an demselben 12. September verfaßt ist, an dem Talleyrand dem preussischen Gesandten den guten Willen Frankreichs versicherte.<sup>249)</sup> In dieser „Note über die gegenwärtige Lage und meine Politik“ gab der Kaiser einen vertraulichen umfassenden Situationsbericht, in dem er ausführte: „Ich habe kein Interesse, den Frieden des Festlandes zu stören. Das Haus Oesterreich ist außer Stande etwas zu unternehmen. Eine Menge Haß und Rivalität trennen Rußland von Preußen; die Wunden von Austerlitz bluten noch allzu frisch. Es ist anzunehmen, daß eine beträchtliche russische Armee nicht so bald in Europa erscheinen wird . . . Der Gedanke, daß Preußen allein gegen mich vorgehen könnte, scheint mir so lächerlich, daß er keine Erörterung verdient. Ich kann keinen echten Bund mit irgend einer der großen Mächte Europas haben; der mit Preußen ist auf die Furcht gegründet. Dieses Cabinet ist so verächtlich, sein Herrscher so charakterlos und sein Hof so beherrscht von jungen Offizieren, die auf Abenteuer ziehen möchten, daß auf diese Macht kein Verlaß ist. Sie wird stets so handeln wie bisher: sie wird rüsten und abrüsten; sie wird rüsten, unter Segel bleiben, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger verständigen. Ganz Europa staunt über die gegenwärtigen Rüstungen Preußens, und doch ist die Angst die einzige treibende Kraft, die seit 12 Jahren unangefest die Handlungen des Cabinets bestimmt und die auch diese Rüstungen veranlaßt hat. Wenn dem so ist, muß man Preußen Zeit geben, sich zu beruhigen, und es in Frieden abrüsten lassen. Indessen wäre es möglich, daß Preußen, nachdem es aus Furcht gerüstet und sich durch meine Nachgiebigkeit beruhigt hat, nun sich durch seine eigene Kraft alarmiren ließe und Bündnisse mit den anderen Mächten Europas knüpfte. Dieser Bund wäre zweifellos gebrechlich; indessen ich muß mich vorsehen und auf der Hut sein.“ Zwei Dinge seien zu tun: Preußen zu beruhigen und die Armee in Deutschland zu verstärken. „Wenn man vor den Truppen Angst hat, die ich habe, wird man sich folglich fürchten vor den Truppen, die ich schicken werde.“ Man müsse auf Preußen durch Friedensversicherungen und Furcht zugleich wirken. Er wolle nicht sagen: Abrüstung oder Krieg! Das würde Preußen zu sehr erschrecken. Er würde vielmehr sagen: Wenn Ihr wollt, daß ich nicht rüste, so rüstet auch nicht mehr. Frankreich wolle gegen Preußen nichts unternehmen, seine Maßnahmen seien abhängig von denen Preußens. „Diese Schritte sind halb beruhigend, halb drohend, die eine Hälfte beschwichtigt die Furcht, und die andere erweckt sie ein wenig. Diese doppelten Maßnahmen werden das rechte preussische Mittel sein.“

Man sieht, daß Bonaparte nicht nur keinen Krieg wollte, sondern auch all seinen Scharfsinn aufbot, um Preußen vor dem Wahnsinn eines Kriegs

Bonapartes  
Instruktion  
vom 12. Sep-  
tember 1806

zu behüten. Er kannte auch durchaus den jämmerlichen Seelenzustand Preußens, aber in seiner psychologischen Rechnung war ein Fehler. Er verkannte, daß die Angst des Königs von Preußen bereits jenen Grad erreicht hatte, wo das Bewußtsein aufhört und die Lähmung in Raserei übergeht. Die bestimmungslose Furcht entfesselte die Energie des Irrsinns.

Palm

Ein an sich unbedeutendes Ereignis kam der Berliner Kriegspartei zu Hilfe. Bonaparte hatte in berechtigtem Mißtrauen gegen die russisch-englisch-preussischen Pläne eine starke Truppenmacht in Deutschland erhalten müssen. Die Belastung erregte Anmut in den verbündeten Südstaaten, zumal die französische Politik immer die Besitzenden, nicht wie man es in Deutschland gewöhnt war, die Besitzlosen heranzog. Auf diesen Anmut des Adels, der wohlhabenden Bürger und größeren Bauern war eine Reihe von heftigen Flugschriften berechnet, die im Süden Deutschlands verbreitet wurden. Zu ihnen gehörte eine Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“. Sie könnte aus dem Hardenbergschen Kreise stammen; sie war durchweg in den Anschauungen der Berliner Kriegspartei gehalten und bemühte sich am Schlusse, mit politischen und wirtschaftlichen Beweisgründen den König von Preußen und den Kurfürsten von Sachsen zum Krieg gegen Napoleon zu treiben. Die Schrift erging sich in grellen Übertreibungen und offenkundigen Erfindungen über die Wirtschaft der französischen Truppen in Süddeutschland, die in der Tat nur bezwecken konnten, einen Aufstand gegen Bonaparte zu entfesseln.<sup>250</sup> Als Verleger wurde der Buchhändler Palm in Nürnberg ermittelt. Bonaparte forderte, daß er vor eine Militärkommission gestellt und innerhalb vierundzwanzig Stunden erschossen werden sollte; denn es sei das Verbrechen des Hochverrats, in den Gegenden, wo französische Truppen lägen, die Bevölkerung gegen sie aufzureizen. Palm weigerte sich tapfer, den Verfasser zu nennen. Bonaparte lag aber wohl weniger an dem Verfasser, als an dem Verleger. Er wollte ein Exempel statuieren, um die Buchhändler von dem Vertrieb derartiger Schriften abzuschrecken. Am 26. August wurde Palm standrechtlich erschossen. Wer der Verfasser war, den er gedeckt, steht nicht mit Sicherheit fest; die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß er selbst an der Urhebererschaft beteiligt war. Gewiß war man in Deutschland an keine glimpfliche Behandlung aufrehrerischer Schriftsteller und Buchhändler gewöhnt, aber die Handlung Bonapartes erbitterte gerade die deutsche revolutionäre Intelligenz und ließ sie in dem Kaiser nur noch den Abtrünnigen der Revolution hassen. Die Hinrichtung Palms warb in der öffentlichen Meinung Stimmen für die Kriegspartei.

Die  
Adresse der  
Kriegspartei

Am 2. September wurde dem König eine Adresse der gesamten Fronde überreicht. Sie war von dem Schweizer Geschichtsschreiber J. v. Müller verfaßt, von den beiden Brüdern des Königs, Heinrich und Wilhelm, von dem Prinzen Louis Ferdinand und Oranien, den Generälen Rüchel und Pfull, dem Freiherrn vom Stein unterzeichnet. Da hieß es: „Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinet Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist . . . All der freche Mißbrauch, welchen Napoleon von der Friedensliebe Eurer Majestät gemacht hat, wird ihm zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung . . . Die Hauptsache ist, daß

nur durch Entfernung des Kabinettsministers Grafen von Haugwitz und der beiden Kabinettsräthe Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in den Gemüthern und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sachen zu erzielen möglich ist."

Friedrich Wilhelm wurde bei der Lektüre der Adresse wieder ganz von Gottes Gnaden. Er ließ jeden der Unterzeichner zu sich kommen und kanzelte ihn ab. Die Prinzen wurden zur Armee gesandt. Die Adresse war für den König Neuterei; ohnehin stand der Prinz Louis Ferdinand im Verdacht, nach dem Thron zu streben. Die Königin Luise, die doch die ganze Aktion angeregt hatte, ließ ihre Freunde treulos im Stich; sie weigerte jede Unterstützung.

Es war schließlich Lucchesinis Bericht über seine letzte Unterredung mit Bonaparte, der die Entscheidung brachte. Er berichtete nur die Drohungen Bonapartes, in geffentlichlicher Zuspizung; gegen die Absicht Bonapartes wurde der König in Form eines Ultimatum's vor die Entscheidung gestellt, ob er abrüsten wolle. An demselben Tage, wo dieser Bericht anlangte — am 16. September — hatte sich auch Haugwitz zugunsten des Krieges in einer Denkschrift ausgesprochen. Er war seit seiner Rückkehr aus Italien übel behandelt worden. Die Kriegspartei verhöhnnte ihn, und der Oberst Massenbach, der nachmals der strategische Sündenbock von Jena ward, hatte an den König geschrieben: „Der Minister, der die Allianz mit Frankreich geschlossen, wird vom Publico beinahe gesteiniget, von Ihrem Hofstaat, sogar dem weiblichen Theil desselben, bei seinem ersten Eintritt in den Königlichen Palast verhöhnnt.“ Jetzt sprach Haugwitz ganz wie die Hardenberg und Stein: „Heute ist Preußen an der Spitze einer Armee von 180 000 Preußen, Sachsen und Hessen, d. h. der besten Truppen Deutschlands; sie brennt vor Leidenschaft, die nationale Ehre zu rächen, sich für die allgerichtigste Sache zu schlagen, für die Existenz, die Sicherheit und die allgemeine Unabhängigkeit, und sie ist bis zum letzten Soldaten überzeugt, daß nur durch Gewalt jenes Ziel erreicht und eine ehrenvolle Ruhe für die Zukunft errungen werden kann.“ Die Unterstützung Rußlands, Oesterreichs und Englands sei sicher, die öffentliche Meinung von ganz Europa auf Seiten Preußens. Bonaparte wolle alle Völker unter das Joch seiner Weltherrschaft beugen. Haugwitz schloß seine kriegerische Brandschrift mit der Forderung, von Bonaparte die sofortige Zurückziehung der französischen Truppen, die Zulassung des Nordbundes, einschließlich der Hansestädte, und die Einberufung eines Kongresses für den kontinentalen Friedensschluß zu verlangen.

Das Bild, das Haugwitz von dem erhabenen Beruf Preußens malte: voran marschierend gegen den Unterjocher der Erde, unterstützt von den jubelnden Völkern Europas, war nun freilich von der Wirklichkeit außerordentlich verschieden. In Wahrheit hatte Friedrich Wilhelm III. nur einen Bundesgenossen gewonnen: das Jägerbataillon des Herzogs von Sachsen-Weimar. Sachsen unterhandelte lebhaft wegen seines Anschlusses an den Rheinbund. Eingekleilt zwischen Napoleon und Preußen, versuchte es sich durch den schlaunen Einfall aus der Not zu retten: es ließ sich durch einen willkommenen Truppeneinfall Preußens scheinbar zwingen, ihm 18 000 Mann zu versprechen; so hatte es auf alle Fälle eine Entschuldigung

Haugwitz'  
Denkschrift

Preußens  
Bundes-  
genossen



bei Napoleon vorbereitet. Ein Bündnisvertrag mit Preußen war entworfen, aber nicht unterzeichnet. Hessen verhandelte, nach preußischem Muster, nur über den Profit, der bei einer etwaigen Unterstützung für den Kurstaat herauspringen könnte.

Die preußische  
Kriegs-  
erklärung

Trotzdem wurde am 17. September der Krieg beschlossen. Und drei Tage darauf berichtete der Berliner Gesandte Frankreichs nach Paris, es sei keine Hoffnung auf Frieden mehr. Am 21. September reiste der König zur Armee, und am 26. September wurde der immer unterwürfige König höchst anmaßend. Lombard schrieb an Bonaparte einen Brief, den Friedrich Genz redigierte und der König unterzeichnete, ein Muster abstoßender Heuchelei. Preußen wiederholte die alten Geschichten von den Übergriffen Bonapartes (die Erschießung des Herzogs von Enghien, Neutralitätsverletzungen usw.), es rühmte sich selbst seiner legalen und offenen Freundschaft mit Frankreich, die es, wie man weiß, durch unablässigen Verrat betätigt hatte; das Schriftstück war nichts viel anderes wie eine Wiederholung des Braunschweiger Manifestes, verlogen, beleidigend und drohend. Napoleon nannte den Brief ein schlechtes Pamphlet, zwanzig Seiten lang, eine Rhapsodie, aus englischen Zeitungen — die Mittäterschaft von Genz verleugnete sich nicht — abgeschrieben; er habe es nicht einmal ganz gelesen. Talleyrand würdigte in seinem Bericht vom 3. Oktober 1806 die preußische Politik ganz zutreffend: „Wenn Preußen irgend eine Ursache zu klagen, irgend eine Beschwerde, irgend einen Grund zu kriegerischen Zurüstungen gehabt hätte, würde es wohl so hartnäckig darauf bestanden haben, sie zu verschweigen? Wäre nicht der Vertreter Ew. Majestät zu Berlin davon unterrichtet worden? Hätte nicht Herr von Knobelsdorf den Auftrag erhalten, sie bekannt zu machen? Herr von Knobelsdorf hingegen hat Ew. Majestät nichts als einen sehr freundschaftlichen Brief des Königs überbracht, und er hat von Ew. Majestät eben so freundschaftliche Zusicherungen mündlich erhalten. . . . Hat etwa die Existenz des Rheinbundes, oder die Einrichtung, die in Süddeutschland erfolgte, Preußen bewogen, die Waffen zu ergreifen? Dies kann man nicht einmal vermuten. Der Berliner Hof erklärt, daß er gegen diese Einrichtungen nichts einzuwenden habe. Er hat den Rheinbund anerkannt.“

Die Kriegs-  
poeten

Der Entschluß zum Kriege entfesselte wieder das ganze wüste Treiben wie in den Revolutionskriegen des vorigen Jahrzehnts. Hatte man bis dahin das goldene Zeitalter des Friedens bejauchzt, so wurden die Siege schon jetzt in Prosa und Reim vorweg gefeiert. Kriegslieder forderten, ehe ein Schuß gefallen, auf:

Stimmt an den Triumphgesang,  
Denn wir waren Sieger.

Und in blödsinniger Verkehrung der wirklichen Verhältnisse wurde die französische Armee beschimpft:

Da wichen sie, die feilen Mietlingscharen,  
Und wie vor fünfzig Jahr,  
Die Väter kühn der Feinde Sieger waren,  
Ward es der Enkel Schar.

Ein Berliner Blatt schrieb, wohl aus alten Rossbach-Schmökern, eine Liste ab, in der die täglichen Bedürfnisse eines Marschalls Bonapartes

aufgezählt waren: 1 Pfund Hausenblase,  $\frac{1}{2}$  Pfund Safran, 6 Maß Milch, 2 Maß Sahne, 6 Muskatnüsse, 50 Zitronen, 24 Orangen; Apffel, Spinat, gelbe Rüben, Sellerie und Sauerkohl in Überfluß, 2 Schock Bratwürste, 8 Bouteillen ordinärer Wein, 1 Bouteille Malaga zum Kochen, 40 Bouteillen Weißwein, 6 Bouteillen Rotwein, 6 Bouteillen Malaga, 6 Champagner, 2 Rum, 2 Franzbranntwein zum Trinken.

Mit derartigen Albernheiten wurde der Patriotismus entfacht, und im übrigen die „Blindheit“ der französischen Nation bedauert, „die, bekannt mit der Überlegenheit der preussischen Waffen, es wagt, ihren Ruhm und ihre Ehre im Kampf mit uns auf das Spiel zu setzen“; „Hochverrat“ sei es, einen Zweifel an dem „völligen Sieg der deutschen Nation über den Feind der Menschheit zu äußern“.

Die Offiziere rasselten heldenhafter denn je durch die Straßen, und die Königin Luise schrieb ihrem teuren Zaren zwei Wochen vor Jena: „Es muß gut gehen. Die Truppen sind von dem schönsten Eifer befeelt, sie brennen, sich zu schlagen und vorwärts zu gehen, niemals gab es eine solche Wut gegen den Feind, der mit der zu vergleichen wäre, von der heute der Soldat erfüllt ist, und nicht allein der Soldat, sondern die ganze Nation selbst denkt so und segnet den König für die Partei, die er genommen, die Beweise von Hingebung und Patriotismus sind wahrhaft rührend und haben Wert für die Zukunft.“

Ganz vereinzelt waren die echten Patrioten aus revolutionärer Gesinnung, die in Napoleon nur den Verräter der Freiheit bekämpften. Fichte entwarf schon damals seine Reden an die deutsche Nation und erbot sich, die Truppen als ein weltlicher Feldprediger in den Krieg zu begleiten. Der Philosoph klagte das Zeitalter an, das den Beruf des Gelehrten von dem des Kriegers abgetrennt habe, und ihm nicht vergönne, trotz der Gefahr und dem Tode, durch Streifen an den gefährlichsten Orten, durch die Tat die Wahrheit seiner Grundsätze zu bezeugen. „Jetzt aber, da er eben nur reden kann, wünscht er Schwert und Blitz zu reden. Auch begehrt er es nicht gefahrlos und sicher zu thun“. Auf sein Anerbieten antwortete ihm der Kabinettschef Beyme, unmittelbar vor Jena, hochmütig und prahlerisch: „Ihre Ideen, lieber Fichte, gereichen Ihnen zur Ehre, der König läßt Ihnen für Ihr Anerbieten danken. Vielleicht können wir in der Folge davon Gebrauch machen. Erst muß der König mit seinem Heere durch Thaten sprechen. Dann kann die Beredsamkeit die Vorteile des Sieges vermehren. Leben Sie wohl; ich gehe morgen ins Hauptquartier.“ . . .

Und so taumelten die Preußen in den Krieg, wie Hühner, die mit durchschnittenen Hälsen wirr flattern. Die nationale Erhebung waren nur die Todeszuckungen der Agonie.

#### 4. Saalfeld, Jena und Auerstedt.

Im Hauptquartier zu Raumburg hatte in den ersten Oktobertagen Friedrich Gens, der schriftstellernde Detektiv Englands, eine ausführliche Unterredung mit Lombard. Der bis dahin allmächtige Mann war körperlich verwüstet und sah in seinem Elend die Dinge ohne Schleier. Nachdem er sich über seine physischen Leiden beklagt, rief er plötzlich aus: „Ach, und

Fichte, der  
Feldprediger

Der unfähige  
König

wenn Sie alles wüßten, was ich auf anderem Gebiete seit einigen Jahren, namentlich seit den letzten sechs Monaten erduldet habe. Man hat mich denunziert und mißhandelt wie einen Verbrecher; mein Name lief durch ganz Europa wie der eines Verräters, der von Bonaparte gekauft; man hat von allen Seiten sich gegen mich verschworen, um mich wegzuschicken und mich zu bestrafen: alle Prinzen des königlichen Hauses, die Königin an ihre Spitze, haben sich gegen mich verbündet. Ich wurde der Vorwand für eine wahre Meuterei, die den König moralisch entthront hätte, wenn der König nur etwas weniger Festigkeit bethätigt hätte." Seit dem Ende des letzten Jahres, fährt Lombard fort, sei man der Entscheidung ausgewichen, „durch Gewaltstreiche, durch verzweifelte Maßnahmen, wie alle jene verfluchten Verträge, endlich erkannte ich, daß die Schicksalsstunde schlagen würde, und sie würde dieses Mal geschlagen haben, seien Sie sicher, auch ohne die Intriguen des Herrn v. Stein und ohne die Deklamationen des Prinzen Louis." Geng wendet ein, warum, wenn man von der Unvermeidlichkeit des Kriegs überzeugt gewesen, man nicht einen günstigeren Augenblick gewählt habe. Da bricht das verzweifelte Geständnis des Vertrauten Friedrich Wilhelms III. hervor: „Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt in dieser einzigen Frage. Ich hätte Sie wohl auf meinem Plaze sehen mögen. Was hätten Sie gethan, um einen Fürsten zum Kriege zu bringen, der den Gedanken daran verabscheut, und der, zu allem Unglück, sich nicht die Fähigkeit zutraut, ihn zu führen. Das ist das große Geheimnis aller unserer Anschliffigkeiten und aller unserer Schwierigkeiten. Die preussische Monarchie ist nicht organisiert wie andere Staaten. Bei uns müssen in Kriegszeiten alle Zweige der Regierung in der Armee konzentriert sein; der König kann also das Commando keinem andern anvertrauen; er würde nichts mehr sein, wenn er nicht an der Spitze seiner Truppen erschiene. Nun wohl, dieser König hat das Unglück, kein geborner General zu sein.“<sup>251)</sup>

Preussische  
Finanznot

Ohne verlässliche Bundesgenossen, ohne klare militärische Führung, einem Manne gegenüber, der nicht nur ein geborner General, sondern ein geborner Welteroberer war, das war eine Lage, in der sich auch kraftvollere Menschen nicht behaglich gefühlt hätten. Dazu kamen auch finanzielle Sorgen. Preußen hatte sich nicht gescheut, bei England, mit dem es doch im Kriege lag, um Subsidien zu betteln. Die britische Regierung hatte aber diesmal ihre Hülfe versagt; so erwünscht ihr ein Krieg Preußens mit Frankreich war, so grollte sie wegen des Pariser Vertrags und der Wegnahme Hannovers. Ohne Zurückgabe Hannovers kein Geld, war die Antwort. Außerdem mochte sich England von dem nur im Geldnehmen zuverlässigen Preußen nicht wieder betrügen lassen. Die Steinschen Finanzreformpläne aber waren im Keim erstickt. Weder verstand sich der patriotische Hof dazu, der Steinschen Anregung zu folgen und einen Teil des Gold- und Silberschatzes zum Einschmelzen in die Münze zu schicken, noch dachte man an die Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer, wie sie in England neuerdings bestand, während die Jakobiner in Frankreich sie schon 1793, dann 1795 und 1799 mit sozialradikaler Energie zur Hebung gebracht hatten: Freilassung der Armen und eines Existenzminimums, Abstufung nach der Kinderzahl und den Quellen des Einkommens, Progression von 10 Prozent

begi  
Wä  
legen  
hätte  
  
fom  
Zut  
siche  
bloß  
„Di  
die  
ber  
Jan  
ehen  
seine  
Pre  
sich  
Inse  
holz  
Sp  
ordn  
aller  
Hin  
teri  
ihm  
in  
sich  
  
wur  
torke  
Kön  
Rof  
schw  
und  
Nan  
lehr  
er d  
imm  
schw  
sind  
fals  
sehe  
heim  
  
führ  
und  
gege  
wert

beginnend und bei 10 000 Francs Jahreseinkommen 100 Prozent erreichend. Wäre es Stein gelungen, nur irgend eine Kriegssteuer dem Adel aufzulegen, es würde zu keiner Schlacht bei Jena gekommen sein: die Junker hätten vorher gemeutert.

Die Lage Preußens war von vornherein verzweifelt. Der Oberstkommandierende, der 71 jährige Herzog von Braunschweig, hatte so wenig Vertrauen zur eignen Sache, daß er seinem eigenen Lande die Neutralität sicherte, er war also nur eine Art Landsknechtführer. Dennoch hatte der bloße Begriff „Preußisches Heer“ eine gewisse Kraft des Wunderglaubens. „Die Armee ist trotz Allem, was da arrivirt ist, unverbesserlich immer noch die erste Armee der Welt“, hatte der General Rüchel noch am 8. September an den Braunschweiger geschrieben. Und so dachten die meisten. Im Januarstück seiner Zeitschrift „Minerva“ hatte vor dreiviertel Jahr der ehemalige preußische Offizier Archenholz verkündet, Napoleon habe in einer seiner Proklamationen beim Einmarsch in Mähren seine Ankenntnis Preußens manifestiert, wenn er zu seiner Infanterie sagte: „jetzt werde es sich entscheiden (im Kampf mit den Russen), ob sie die erste oder die zweite Infanterie des Erdbodens sei“. „Von der preußischen“ — fügte Archenholz hinzu — „die hierin sonst in ganz Europa zum militärischen Sprüchwort diente, war also seiner Meinung nach, bei dieser Rangordnung, gar nicht mehr die Rede.“ Ein Menschenfreund, der Gegner aller Kriege gewesen, hätte auf jene Napoleonische Äußerung erwidert: „der Himmel verhüte, daß der Kaiser Napoleon die Preußische Infanterie und deren Feldherren — einige von einer Gattung, deren Natur ihm aus eigner Erfahrung noch ganz unbekannt ist, da er noch nie, weder in Agypten, noch in Italien, noch in Deutschland, einen großen General sich gegenüber gehabt hat — recht kennen lerne!“

Im Hauptquartier herrschte die größte Verwirrung. Ein Offensivplan wurde binnen weniger Tage durch einen Defensivplan verabschiedet. Man tortelte von einem Kriegsrat in den andern. Vergebens suchte sich der König kriegerisch zu erleuchten, indem er auf das nahe Schlachtfeld bei Rossbach ritt. Tatsächlich übte der König den Oberbefehl aus, der Braunschweiger fühlte sich nur als sein Werkzeug. Friedrich Wilhelm III. befahl und entschied, wo er nichts verstand, und die andern redeten und diskutierten. Namentlich entwarf der strategische Spekulant Oberst v. Massenbach gelehrte Schachrechnungen von jener Art, die Clausewitz treffen wollte, wenn er darlegte, „daß die großen Bewegungen und Kombinationen im Kriege immer sehr einfach sein müssen, nicht sowohl, weil zusammengesetzte zu schwierig sind, sondern weil sie meistens nur unnütze Umwege, Schnörkel sind, die nicht gerade auf den Zweck losgehen. Alsdann wird man diese falsche Generalstabs-Gelehrsamkeit vielleicht schon in ihrer ganzen Blöße sehen, womit die Regierung und das Publikum seit fast einem Jahrhundert heimgesucht worden sind.“<sup>252)</sup>

Zur Aufmunterung wurden für die Soldaten, die sich „durch eine fühne, besonders tapfere Handlung persönlich ausgezeichnet haben“, silberne und goldene Verdienst-Medaillen ausgefetzt, die ohne Unterschied — entgegen dem seitherigen Brauch — an Gemeine und Unteroffiziere verliehen werden sollten.

Die erste  
Armee der  
Welt

Verwirrung

Am 4. Oktober, als man erfuhr, daß Bonaparte bei seinen Truppen in Würzburg eingetroffen, schob man das preußische Hauptquartier nach Erfurt vor, wo die endlosen Diskussionen über den besten Plan fortgesetzt wurden. Die Königin, in Uniform, befand sich im Lager, sie gefiel sich in der Maskerade einer einfachen Soldatenfrau; die Kriegspartei wollte ihren Einfluß auf den König nicht entbehren, damit er nicht schon vor der ersten Schlacht Waffenstillstand schloße.

Napoleons  
Proklamation

Bonaparte brauchte nur zweierlei: ein Ziel und einen Willen. So war sein Feldzugsplan höchst einfach. Er beschloß auf dem kürzesten Wege in möglichster Schnelligkeit von Süddeutschland, wo seine Truppen seit dem Vorjahr noch standen, über Leipzig nach Berlin vorzudringen. Am 6. Oktober erließ Napoleon aus Bamberg die folgende Proklamation:

„Soldaten! Die Anordnung zu eurer Rückkehr nach Frankreich war schon getroffen; schon hattet ihr euch den Gränzen genähert, Triumpffeste erwarteten euch . . .

„Aber während wir uns mit so viel Zuversicht zurückgezogen, schmiedete man unter der Maske von Freundschaft und Bündniß neue Anschläge; das Kriegsgeschrei ertönte zu Berlin . . .

„Die nämliche Faktion, der nämliche Geist des Verderbens, welcher unter Begünstigung unserer inneren Zwistigkeiten vor 14 Jahren die Preußen in die Ebenen der Champagne geführt hat, beherrschte ihre Ratschlüsse . . .

„Ihre Pläne wurden ehemals vereitelt; sie fanden in den Ebenen der Champagne Niederlage, Tod und Demütigung.

Preußen wolle jetzt die Verbündeten Frankreichs vernichten. Sachsen habe man „durch einen erniedrigenden Vertrag seiner Unabhängigkeit zu entsagen“ gezwungen „und zu einer ihrer Provinzen herabwürdigen wollen“ . . .

„Nun denn, aufgebrochen! weil die Mäßigung eine solche unbegreifliche Aufgeblasenheit nicht besänftigen konnte. Die preußische Armee fühle das nämliche Loos, welches dieselbe vor 14 Jahren getroffen hat. Sie soll wissen, daß es leicht ist, Land und Macht durch Freundschaft des großen Volkes zu vergrößern; seine Feindschaft aber (welche man nur durch Hinwegwerfung aller Weisheit und Vernunft herausfordern kann) schrecklicher sei, als die Stürme des Oceans.“

Preußische  
Straßen

Während die Bamberger Proklamation die Wahrheit sprach, und der selbstherrliche Ton des Schiedsrichters über die Welt wie unerschütterliche Gewißheit nicht wie übermüthige Prahlerei klang, gefiel sich die preußische Antwort in der Rolle eines notgedrungenen Abwehrkampfes zur Verteidigung der nationalen Existenz; noch mehr: man hielt den Augenblick für geeignet, den monarchischen Absolutismus mit der Armee versteckt polemisieren zu lassen und dem allweisen Willen des Königs eine ebenso einfältige wie verlogene Huldigung darzubringen. Die preußische Proklamation vom 9. Oktober begann:

„Alle Bemühungen Ihrer (der Majestät) und Ihrer nächsten allirten Staaten, den Frieden noch länger zu erhalten, sind fruchtlos gewesen, und wenn nicht das ganze nördliche Deutschland, ja vielleicht ganz Europa, der Willkühr eines nie ruhenden Feindes und seinen verheerenden Armeen überlassen werden soll, so ist der Krieg unvermeidlich.“

Mit froher Zuversicht werde die Majestät jetzt „Ihr Heer zum Kampf für Vaterland und National-Ehre führen; denn die gerechte Sache ist mit uns.“

„Es ist Sr. Majestät nicht unbemerkt geblieben, daß die Armee längst den Krieg gewünscht; und wenn gleich Rücksichten, die allein aus Ihrem Standpunkte richtig erwogen werden können, Sie abhielten, diesem Wunsche früher nachzugeben, so haben Sie ihn doch geehrt, da Sie Sich überzeugt haben, daß er nur aus wahrer Ehr- und Vaterlandsliebe, welche die Armee immer in so hohem Grade an den Tag gelegt, entsprossen ist.“

Der Krieg sei auch der einstimmige Wunsch des ganzen Volkes.

Dem Preussischen Staate sei die Vernichtung zugebracht gewesen. Auch Preußen „sollte in kurzem hinabsinken, ja wohl gar einem fremden Gebieter dienen, und Übermut und Raubgier träumten schon die Teilung des nördlichen Deutschlands“.

„Indem wir für uns selbst kämpfen, indem wir die tiefste Erniedrigung, die eine Nation nur bedrohen kann, von uns selbst abwehren, sind wir zugleich die Retter und Befreier unserer deutschen Mitbrüder. Die Augen aller Völker sind auf uns, als die letzte Stütze aller Freiheit, aller Selbständigkeit und aller Ordnung in Europa, gerichtet.“

Schon um dieser Proklamation willen war die Zerschmetterung moralisch verdient. Die preussische Politik war seit jeher gegen die deutschen Mitbrüder gerichtet. Preußen hatte zuerst das linke Rheinufer ausgeliefert, Preußen war es, das am gierigsten die deutschen Mitbrüder verschlang; vor Jahresfrist hatte es sich mit Frankreich gegen die deutschen Mitbrüder verbündet und dann aus den Händen Bonapartes den deutschen Mitbruder Hannover empfangen — und nun plötzlich erschien dieser Staat in deutschem Beruf, als Retter der Nation, als Vorkämpfer der Freiheit und der — Ordnung. Mußte der Aufruf nicht das Gelächter erregen, da doch außer dem Weimaraner und seinem Jägerbataillon niemand Preußen gefolgt war, und die Sachsen sich mit ihren 18 000 Mann nur gegen Preußen selbst versichern wollten? Und wußte nicht alle Welt, daß ein um seine Existenz bangender Monarch sich als Werkzeug fremder Mächte gebrauchen ließ?

Die Flucht begann schon vor der ersten Schlacht. Nicht nur in der Führung, sondern auch in der Armee herrschte vollkommene Verwirrung. Wie die höheren Offiziere an den Fortfall ihrer bisherigen Nebeneinnahmen schmerzlich dachten, so stand vor den Augen der zu erheblichem Teil verheirateten Soldaten die hungernden Frauen und Kinder, für die sie im Frieden neben der winzigen Löhnung durch bürgerliche Arbeit sorgen konnten, deren Ertrag jetzt wegfiel. Täglich gab es massenhafte Desertionen. Wachholz berichtet: „Unser Regiment kam zu dem General Grafen von Schmettau. Die von diesem erlassenen strengen Befehle und Anordnungen wollten nicht munden und sich weder mit Paraden, noch Puder und Pomade vertragen; die Leute wurden mißmuthig, viele liefen davon, und binnen kurzem hatte das Regiment über 60 Mann durch Desertionen verloren; doch war diese Zahl bei weitem nicht so groß, als bei anderen Regimentern.“

Die preussischen Soldaten plünderten nach Herzenslust. Aus dem Lager bei Weimar erzählt Wachholz vom 11. Oktober: „Viele der Soldaten

Zuchtlosigkeit  
in der  
preussischen  
Armee

benutzten diese Gelegenheit, und griffen wacker in den Häusern der Bauern zu; es gab blutige Händel, selbst schwere Subordinationsvergehen wurden begangen.“ Die Soldaten drangen in Häuser ein, wo Offiziere einquartiert waren. „Als diese — berichtet Wachholz — die frechen und lärmenden Gäste bei sich einkehren sahen, sprangen sie wüthend aus ihren Stuben, fluchten über die große Unordnung und machten den Commandirenden die bittersten Vorwürfe. Doch während sie also fluchten, drangen die verschmiztesten der Freibeuter von der anderen Seite in die Häuser, und nahmen das an Lebensmitteln weg, was ihnen zuerst auffstieß.“

In Auerstedt plünderten am 13. Oktober abends die Soldaten so viel sie nur konnten, obwohl der König sein Hauptquartier in dem Dorfe aufgeschlagen hatte.

Französische  
Disziplin

Dagegen herrschte in der französischen Armee eine strenge und musterhafte Manneszucht. Was über die Ausschreitungen der französischen Truppen berichtet worden, ist meist Erfindung oder doch Übertreibung. Das hat der unverdächtige Lettow-Vorbeck nachdrücklich bezeugt. Die strengsten Maßnahmen waren getroffen, um Sachbeschädigungen und Placereien der Einwohner zu verhindern. Unterm 6. Oktober hatte der Marschall Soult den Befehl erlassen:

„Während des Marsches werden die Generäle die strengste Disziplin in ihren Truppen aufrecht erhalten; sie werden sie in der größten Ordnung marschieren lassen und verhindern, daß jemand unter irgend welchem Vorwand, außer im Interesse des Dienstes, den Zug verläßt. Sie werden jeden Militair und jede Person im Gefolge der Armee verhaften, einer militärischen Kommission ausliefern und sofort erschießen lassen, die sich im Geringsten einer Plünderung, einer Unordnung oder Bedrückung schuldig machen.“<sup>253)</sup>

Über die Requisitionen gab der Marschall Ney am 4. Oktober die Anweisung, daß sie durch die Truppen nur unter Leitung charakterfester und tatkräftiger Offiziere erfolgen dürften:

„Die Anführer dieser Abteilungen werden niemals außer Augen lassen, daß Unordnung alle Hilfsquellen zerstört, daß die Einwohner ihre Lebensmittel verbergen und fliehen, wobei sie ihr Vieh und ihre Transportmittel mitnehmen; die Offiziere werden also die größte Disziplin unter den Truppen, die sie führen, aufrecht erhalten, damit sie sich in den Orten, wohin sie geschickt werden, alle notwendigen Bedürfnisse verschaffen können . . . Wagen und Pferde vom Lande sind mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zurückzuschicken.“

Saalfeld

Die prahlende Siegestimmung, die in der preussischen Armee genährt wurde, wich noch vor der Schlacht bei Jena anarchischer Feigheit. Die Avantgarde der von dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen geführten Armee war unter dem Prinzen Louis Ferdinand, an der Spitze sächsischer Husaren, bei Saalfeld mit den Franzosen zusammengestoßen und vollständig zersprengt worden. Auf der Flucht geriet das Pferd des Prinzen Louis Ferdinand in einen Sumpf, und hier wurde der Prinz durch einen Säbelhieb in den Hinterkopf getötet. „Von den am Kampf beteiligten 2½ Batterien (24 Geschütze) war nur eine Kanone gerettet, die 16 Stücke der Infanterie waren bis auf fünf in die Hände des Feindes gefallen, ebenso fast sämtliche dazu gehörigen Munitionswagen und vier Fahnen. Die

Franzosen hatten diesen glänzenden Sieg keineswegs ihrer Ueberlegenheit zu danken . . . An Artillerie und Kavallerie war die Ueberzahl auf Seite der Verbündeten. An Geschützen ist die Ueberlegenheit sogar eine dreifache gewesen, wenn die Regimentsstücke der Infanterie mitgerechnet werden, 42 gegen 14. An Kavallerie zählte man zehn Schwadronen gegen sechs.“<sup>254)</sup>

Obwohl Clausewitz ins Hauptquartier meldete, daß die 5000 bis 7000 Mann Louis Ferdinands nur einer fünffachen Uebermacht gewichen seien — er schätzte die Zahl der Franzosen auf nicht weniger als 25 000 bis 30 000 — wirkte die Niederlage verheerend. Die Königin Luise, in Blankenhain angstvoll den Kanonendonner hörend, erkannte jetzt, daß es kein Damentrieg wäre. Noch am Abend des 10. Oktober erhielt das Königspaar die Nachricht von dem Gefecht bei Saalfeld und dem Schicksal Louis Ferdinands. Weinend verbrachte man die Nacht. Am frühen Morgen des folgenden Tages begab sich die Königin nach Weimar und am Morgen des 14. Oktober flüchtete sie nach Berlin.

Wie es am Abend der Schlacht von Saalfeld im preussischen Hauptquartier aussah, das hat Boyen geschildert: „Wir waren im Begriff, unseren Hunger zu befriedigen, als sich die Thür öffnete und der König mit Einigen seines Gefolges schnell durch nach dem Zimmer des Herzogs ging. Es wurde nun bei dem Herzog berathschlagt, Scharnhorst und einige andere, die bei Tische saßen, auch hinzugerufen, und bei diesem Hin- und Hergehen versäumte man, die Thür des Konferenzzimmers zuzumachen. Dies war ein Unglück, denn nun war die Berathung eigentlich bald allgemein und fast Jedermann fühlte sich berufen, in diesem offenkundig gewordenen Zustand der Rathlosigkeit seine Meinung zum Besten zu geben. Es ist unglaublich, wie schnell dabei für diesen Moment die Schranken der bisher bestandenen Militairhierarchie schwankten; die Sache war wahrhaft trostlos.“

Schon kam es zu einer offenen Meuterei von Offizieren. Eine Deputation von Offizieren verlangte von dem General Kalckreuth, daß er die Absetzung des Oberstkommandierenden, des Herzogs von Braunschweig, beim Könige veranlasse.

Meuternde  
Offiziere

Am 11. Oktober marschirten die Hohenloheschen Truppen in Jena ein. Ein Husarenoffizier mit blutigem Kopfe sprengt herbei und schreit: „Zurück, zurück! die Franzosen kommen.“ Eine wilde Panik entsteht. Die Knechte schneiden die Stränge der Gespanne los, jagen mit den Pferden davon und lassen Geschütze und Wagen stehen. In den engen Straßen der Stadt herrscht der Wahnsinn. Die Auswege sind von der verwirrten Menge verstopft. Fußsoldaten und Reiter balgen sich mit einander. Es ist eine Schlacht, die, sich am Boden wälzend, ausgekämpft wird. Wer das Freie gewinnt, entledigt sich des militärischen Ballastes, um freier laufen zu können. Außerhalb der Stadt breitet sich ein weites Schuttfeld soldatischer Trümmer. Die mit heißer Mühe blank gepuzten und polierten Gewehre, deren Läufe durch diese Kultur des Glanzes vielfach so dünn geworden waren, daß ihre Schönheit — nach einer Regimentsmeldung vom Sommer 1806 — das Schießen mit scharfen Patronen nicht ertragen konnte, bedeckten die Felder und Wege. Der Schaden war nicht groß; denn nicht nur die Läufe, sondern auch die Schützen waren unbrauchbar. Von den mit den Preußen verbündeten Sachsen wird berichtet, daß zwei Drittel der

Panik vor  
Jena



Mannschaften bei Jena zum erstenmal ein scharf geladenes Gewehr abfeuerten. In den Gräben aber starrten als erbarmungswürdig drohende Wahrzeichen der göttlichen Armee umgestürzte, verlassene Geschütze.

Die Soldaten froren und hungerten. In den nässenden Oktobernebeln waren sie ohne Mäntel, in einschnürender dünner Kleidung, die den Körper würgte, nicht wärmte. Der König hatte die Mäntel, durch eine Kabinettsorder an das Generaldirektorium vom 27. September, auf dem Wege einer Nationalsammlung zu beschaffen versucht. Die Schlacht von Jena war geschlagen, ehe man sich auch nur über den Wortlaut des zu erlassenden Auftrufs einig geworden war. Die preussische Feldbäckerei war auf die Nachricht von der Niederlage bei Saalfeld von Lobeda nach Weimar geflüchtet, und hatte, um im Fortkommen nicht behindert zu sein, den Teig von 20 000 der berüchtigten preussischen Brote ins Wasser geworfen.

Naumburgs  
Einnahme

Am 12. Oktober verbreitete sich eine neue Schreckensnachricht. Naumburg war von den Franzosen genommen, die preussische Armee war umgangen. Und jetzt ordnete sich das Chaos der strategischen Pläne in den einen rettenden Gedanken: Man will der Umklammerung sich entziehen, nach Magdeburg entweichen, dann wird Gott und der König weiter helfen. Bonaparte erfuhr diese Absicht. Er hatte für den 16. Oktober eine Schlacht in Aussicht genommen. Blißschnell änderte er seinen Plan. Die Preußen dürfen nicht ent schlüpfen. Sie sollen sofort gestellt werden. So erzwang Bonaparte die Entscheidung schon am 14. Oktober.

Aber ein Gebiet von 20 Meilen waren am 13. Oktober die verbündeten Truppen gelagert; das war schon beinahe die Auflösung eines Rückzuges. Die Hohenlohesche Armee, zu der die sächsische Division Zeyschwis gehörte, stand bei Jena, weithin nördlich der Straße nach Weimar zerstreut, nordöstlich bis nach Dornburg hin. Die Hauptarmee unter dem Braunschweiger stand bei Auerstedt, der General Rüchel bei Weimar, der Herzog von Weimar bei Ilmenau, Eugen von Württemberg bei Halle.

Napoleons  
Ausruf an die  
Sachsen

Bonaparte hatte versucht, die in den Krieg gezwungenen Sachsen im letzten Augenblick von Preußen loszulösen. Am 10. Oktober hatte er sich mit einer Proklamation an sie gewandt:

„Sachsen! Die Preußen haben Euer Land überfallen. Ich betrete es, Euch zu befreien. Sie haben gewaltsam das Band Eurer Truppen aufgelöst und sie mit ihrer Armee vereint. Ihr sollt Euer Blut vergießen, nicht nur für ein fremdes, sondern sogar für ein Euch entgegengesetztes Interesse. Meine Armeen waren eben im Begriffe, Deutschland zu verlassen, als Euer Gebiet verlegt wurde; sie werden nach Frankreich zurückkehren, wenn Preußen Eure Unabhängigkeit anerkannt und den Plänen entsagt haben wird, die es gegen Euch im Schilde führt . . . Sachsen! Euer Loos liegt in Eurer Hand. Wollt Ihr im Zweifel stehen zwischen denen, die Euch unterjochen, und denen, die Euch beschützen wollen? Meine Fortschritte werden die Existenz und Unabhängigkeit Eures Fürsten, Eurer Nation befestigen. Die Fortschritte der Preußen würden Euch ewige Fesseln anlegen. Heute würden sie die Lausitz, morgen die Ufer der Elbe verlangen. Doch, was sage ich? Haben sie nicht alles verlangt? nicht schon längst versucht, Euren Beherrscher zur Anerkennung einer Oberherrschaft zu zwingen, die unmittelbar aufgelegt, Euch aus der Reihe der Nationen streichen würde?“

Fast wäre dem Hunger und dem Mißtrauen gelungen, was der Überredungskunst Bonapartes versagt blieb. Am Morgen des 13. Oktober erschienen Abgesandte des sächsischen General v. Zejschwitz bei dem noch im Bett liegenden Hohenlohe und beteuerten, das sächsische Korps würde sofort nach Dresden abrücken, wenn die Truppen nicht Brot bekämen. Das war in der That nicht bloße Ausrede, um Verrat zu üben. Denn die Truppen waren ohne Nahrung geblieben. Aber der entscheidende Grund für die Drohung war ein anderer. Sachsen fürchtete, von Preußen verraten zu sein. War nicht das ganze sonst unverständliche Treiben der Preußen dadurch zu erklären, daß sie sich bereits mit Napoleon verständigt hatten? War Preußen nicht so im ersten Revolutionskrieg verfahren, als es das verbündete Osterreich im entscheidenden Augenblick Frankreich auslieferte? War es nicht ähnlich im Vorjahr gewesen? So wurde denn in dem vom General Zejschwitz veranlaßten Bericht dem Kurfürsten von Sachsen mitgeteilt: „ein zwar noch scheues, aber heimliche Anhänger findendes Gerücht verbreitet, als wäre Preußen im Geheimen mit Frankreich einverstanden, letzteres würde . . . . Sachsen erst ausplündern und dann theilen. Wäre an diesem schwarzen Plan etwas wahr, so gehört der Fürst Hohenlohe so gut wie wir unter die Betrogenen.“ Es gelang, die Sachsen für 24 Stunden zu beschwichtigen, und gerade sie haben dann in der Schlacht die schwersten Opfer gebracht.

Nachmittags am 13. Oktober traf Bonaparte in Jena ein. In der Nacht zum 14. Oktober ließ er jenes für unmöglich gehaltene Wagnis ausführen, die Kanonen auf die Höhen des Landgrafen zu schleppen. Zwischen unwegsamem Felsklippen wurden die Geschütze emporgezogen. Zuweilen war der Hohlweg so eng, daß die Kanonen nicht hindurch zu bringen waren. Dann wurden sie an Stricken über die schwierigen Stellen emporgehoben. Mit der Fackel in der Hand, traf Napoleon persönlich selbst alle Anordnungen. Am Morgen des 14. Oktober beherrschten die französischen Kanonen das Feld. Einen Kilometer entfernt auf weiter Hochebene lagerten die preussischen Truppen und ließen ruhig geschehen, wie über ihnen die Kanonen sich erhoben; der Feldherr schlummerte friedlich in weichem Bett, während Bonaparte in einem Strohzelt rastete, schlaflos, auf einen Überfall rechnend, die Karten studierend.<sup>255</sup> Friedrich Wilhelm III. dagegen hatte sich darauf beschränkt, am 12. Oktober im Lager Hohenlohes zu erscheinen, zu beraten und, ohne daß irgend ein fester Entschluß zustande gekommen wäre, nach Weimar zurückzureiten.

Um 6 Uhr in der Frühe begann Bonaparte die Schlacht. Am Mittag war das Schicksal entschieden. Rüchel, der doch schon seit dem Morgen den Kanonendonner gehört, und von Hohenlohe mit Hülfsrufen bombardiert worden war, langte erst am Nachmittag, als nichts mehr zu retten war, zur Hülfe an, obwohl er nur zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt war. Dieses verräterische Zögern ist in seinen Ursachen nicht aufgeklärt worden. Der Pfarrer von Wenigenjena aber hatte rechtzeitig erkannt, auf welcher Seite der liebe Gott diesmal fechte: er hatte dem Marschall Soult als Führer durch das Rautal gedient. Später entschuldigte sich der Mann wegen seiner dem Erbfeind geleisteten Dienste durch eine jammernde Erklärung: er sei durch Bedrohung seines Lebens zu dem Verrat gezwungen worden.

Als Bonaparte in die sinkende Sonne sah, durfte er sich überlegen, was mit der stärksten Militärmacht Europas zu beginnen wäre. Sollte er den Fuß heben und diese Dynastie austreten?

Die Hohenlohesche Armee war aufgelöst, 15 000 gefangen genommen, 200 Kanonen erbeutet; 6000 Sachsen hatten sich unverwundet ergeben, während 1176 Mann = 6 bis 7 Prozent tot oder verwundet waren. Bei den Preußen lassen sich die Verluste der Mannschaften nicht feststellen. Nach der Zahl der gefallenen Offiziere zu schließen, sind ihre Verluste im Verhältnisse noch geringer als bei den Sachsen. Was von den Verbündeten noch lebte und fliehen konnte, war in wahnsinniger Angst auseinander gestoben. Nicht der eigenen Übermacht verdanke der Kaiser den Sieg. Scharnhorst hat später in dem offiziellen „Hofbericht“ die preußisch-sächsische Truppenzahl, für Jena und Auerstedt zusammen, auf 85 180 angegeben, um die Niederlage durch die Überzahl des Feindes zu erklären; in Wahrheit zählten die Verbündeten 103 000 Mann. Bei Jena hatten die Verbündeten rund 53 000, die Franzosen 50 000, die im Laufe des Tages auf 54 000 anwuchsen; die preußisch-sächsische Kavallerie und Artillerie war sogar an Zahl überlegen.

Auerstedt

Noch größer war der Sieg, den zu gleicher Zeit Davout gegen die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstedt errang. Hier stand eine doppelte preußische Übermacht den Franzosen gegenüber. Die Berechnungen sind verschieden. Clausewitz nahm 50 000 Preußen gegen 25 000 Franzosen an, andere 48 000 gegen 33 000; französische Quellen rechneten auf preussischer Seite sogar 66 000 Mann. Schon in der Frühe wurde der Generalfeldmarschall, der Herzog von Braunschweig, blind geschossen und tödlich verwundet. Mittags war auch hier die Schlacht entschieden. Auf französischer Seite waren fast alle Truppenführer getötet oder schwer verwundet. Der preussische König selbst griff am Nachmittag ein, um den — Rückzug zu befehlen.

„In der furchtbarsten Verwirrung eilten in wilder Flucht durcheinander: Infanterie, Cavallerie, Bagage, Artillerie, Train, der Richtung nach Weimar zu. Gewehre, Pallasche, Patrontaschen, von den Flüchtlingen weggeworfen, lagen auf dem Wege in unendlicher Menge zerstreut. Mühsam schleppten sich die Verwundeten dahin, von welchen viele bald liegen blieben und, jeder Hülfe entbehrend, ihren Geist aushauchten . . . Mit Anbruch des Tages, am 15. Oktober, verließ ich das Dorf und befand mich bald wieder in der Masse von Flüchtlingen und Versprengten, die von allen Regimentern durch einander gemischt, wie eine Herde auf der Straße fortzogen. Sucht und Disziplin hatten gänzlich aufgehört, jeder dachte nur an seine Rettung; denn fortwährend erscholl das Geschrei, daß der Feind uns auf den Fersen folge.“

So schildert Wachholz die Flucht nach der Schlacht von Auerstedt.

In seinem 5. Bulletin gab Bonaparte den Ertrag der Doppelschlacht, ein wenig übertrieben, wie folgt an: 30 000—40 000 Gefangene, 25 bis 30 Fahnen, 300 Kanonen, ungeheure Vorräte, und unter den Gefangenen mehr als 20 Generäle.

Mirabeau hatte einst seine Eindrücke von dem Staat Friedrichs II. in die furchtbare Formel verdichtet: „Der Krieg ist die Nationalindustrie Preußens.“ Diese Industrie hatte sich jetzt selbst verschlungen. Niemals

ist ein  
Syste  
und d  
des S  
Stimm  
und  
derber  
von  
räube  
Staat  
war m  
militä  
Auße  
C  
land  
letzte  
eben  
freund  
diese  
Grab  
Geda  
dem  
schaff  
Sinn  
die ih  
ein p  
franz  
unsan  
besan  
dichte  
ist.  
Leben  
die C  
einer  
überl  
die b  
Papi  
sich f  
zum  
Men  
Weg  
ein L  
drunt

ist ein Staat so völlig betäubt worden, als Preußen nach Jena. Das ganze System war zerschellt. Und über die Trümmerstätte gelleten die wilden Flüche und das höhrende Gelächter. Der erhabene König des goldenen Zeitalters des Weltfriedens erschien den Abtrünnigen nur noch als ein armseliger Stümper; die engelschöne und tugendsame edle Königin als ein intrigantes und höchst verdächtiges Hofweesen, das leichtfertig den Staat ins Verderben gestürzt; die göttliche Armee des einzigen Friedrich eine Horde von Feiglingen und Verbrechern; der Adel ein elend verkommenes, räuberisches Gesindel wie die Emigranten von 1792; der graniten gefügte Staat eine Lüge der Fäulnis, die endlich entlarvt war. Dieses Preußen war nur noch ein verächtlicher Begriff. Der politische, wirtschaftliche, soziale, militärische, monarchische und finanzielle Staatsbankrott war die letzte Äußerung der glorreichen Hohenzollerngeschichte.

Ein eigenes Verhängnis fügte es, daß das feudale Zeitalter in Deutschland die politische Existenz des alten Reiches und der deutschen Nation letzten Endes auf einer Stätte zerschlagen wurde, wo der deutsche Geist eben seine höchsten Kräfte entfaltet hatte. Dem Leben und der Tat entfremdet, einer kleinen Gemeinde ein Reich der Schönheit träumend, war diese Kunst nun wie eine bunte Märchenblume auf einem ungeheuren Grabe. Von Deutschland war nichts mehr übrig, als diese entzeitlichten Gedanken und Gebilde. Die Menschen aber, die sie schufen, wurden von dem rauhen Krieg grausam gerüttelt. Blut und Brand störte ihren schaffenden Frieden. Wunderlich übertrieben erschollen aus dem Lager der Sinnenden, Gestaltenden, Schreibenden die Schreckensrufe über die Leiden, die ihnen der Krieg brachte; und es war ihnen doch kein Haar gekrümmt: ein paar brennende Häuser, etliche geringfügige Ausschreitungen trunkener französischer Soldaten, ein wenig geplünderte Küchenvorräte und ein paar unsanft geöffnete Haustüren. Als aber der störende Lärm vorübergezogen, besannen sie sich schnell, daß das alles sie eigentlich nichts anginge, und sie dichteten wieder, in jener Kunst, die Schmuck, nicht Kämpfer des Lebens ist. Der Zwiespalt der deutschen Kultur, die Trennung der Dichtung vom Leben, des Worts von der Tat, jene innerste Zerklüftung eines Volkes, das die Geister abseits des tätigen Daseins stellte und die Politik zumeist einer kleinen brutalen, jeder Bildung entfremdeten, mustulösen Barbarenkaste überließ, — nach Jena ward diese Erscheinung mit Händen greifbar, als die besten Köpfe und Charaktere Deutschlands sich ruhig wieder über ihr Papier beugten, nachdem das Ungewitter vorbeigezogen. Nicht als ob sie sich für den Preußenkönig oder das heilige römische Reich deutscher Nation zum Heldenkampf hätten begeistern sollen, aber sie waren schuldig, einer Menschheit, die, revolutionär geläutert, zu neuen Formen drängte, den Weg der Freiheit zur Selbstbestimmung über ihr Geschick zu bahnen.

Eine Woche vor der Schlacht, am 5. Oktober, tuschte Goethe in Jena ein Landschaftsbildchen für das Albumblatt eines Stammbuchs und setzte drunter die weltflüchtigen Verse:

Zu unsres Lebens oft getrübt'n Tagen  
Gab uns ein Gott Erfas für alle Plagen,  
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne —  
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

Jena und die  
Klaffter

Ein Jahr später aber konnte er bereits mit behaglichem Humor der Prinzessin Karoline von Weimar seine Stimmungen aus den Tagen der Schlacht von Jena in folgenden Knittelversen malen:

Denn guter Dinge konnt' ich nicht sein,  
Wir waren schon in den Oktober hinein,  
Und preußische Schaaren allzumal  
Zertrappelten uns Berg und Thal,  
Und damals war noch nichts verloren.

Ich traute mir aber hinter den Ohren,  
Und setzte mich, wie vor alter Zeit,  
Wieder an des Thales Wirklichkeit,  
Und wollte kühnlich mich erdreisten,  
An der Saale das auch zu leisten,  
Was an der Sepel ich trieb im Spiel;  
Das war nun freilich gar nicht viel.

Raum hatt' ich aber ein paar Pappeln zeichnet,  
Und ein paar Berge mir angeeignet,  
Da brach die Sündfluth auf einmal herein:  
Es hätte nicht können schlimmer sein.

Preußen ohne  
Regierung

Während die deutsche Dichtkunst der Weimaraner die Katastrophe von Jena nur als ein schnell überwundenes ärgerliches Zwischenspiel empfand, und fröhlich weiter rauschte, stockte der preußischen Regierungskunst das Blut. In den schweren Folianten, die — unter dem Namen „Mylus“ bekannt — die preußischen Edikte, Gesetze, Verordnungen aufgespeichert haben, klappt eine Pause von fast sieben Monaten, in der die Hohenzollern das Regieren vergessen haben. Das letzte Edikt stammt vom 11. Oktober 1806 und ist ganz mittelalterlich. Es ist ein Reskript an die Regierung zu Marienwerder wegen Anzulässigkeit der Abdecker als Beweiszeugen (für die Todesart krepiereten Viehs). Es erfolgte die „Resolution“:

„daß der Abdecker allerdings zu den Personen gehört, welche ein mit Verlust der bürgerlichen Ehre verbundenes Geschäft treiben, und also in Befolge der Gerichts-Ordnung Th. 1 Tit. 10 § 230 Nr. 14 als Beweiszeuge nicht aufgestellt werden kann“.

Wenige Tage darauf befand sich die Majestät selbst, die diesen allergnädigsten Spezial-Befehl erlassen, in der Lage eines Abdeckers, der freilich auch nicht einmal fachverständlich genug war, die Todesursache des krepiereten Staates festzustellen und jedenfalls in diesen Tagen ein Geschäft betrieb, das mit dem Verlust der geschichtlich-politischen Ehre verbunden war.

Die Edikte beginnen wieder am 14. April 1807 mit einer Strom-, Deich- und Ufer-Ordnung für Ostpreußen und Litauen. In einem Edikt vom 4. Mai 1807 weht bereits ein Hauch der neuen Zeit; es wird da der freie Betrieb der Lein- und Baumwollen-Weberei in Ost-, West- und Neuest-Preußen gestattet, und alle Garn-Züchner, Leinweber-Zünfte, Gilden und Innungen, sowie die damit verbundenen oder nicht verbundenen Baumwollen-Weberei-Zünfte, Gilden und Innungen gänzlich aufgehoben. Die ganze Leinen- und Baumwollen-Industrie wird für ein durchaus freies, an keine Zunft, Gilde oder Innung gebundenes Gewerbe erklärt, sowohl für die Bewohner der Städte, als für die des platten Landes.

Während dieser schönen regierungslosen Zeit aber, da alles verloren war, hatten die Berliner Schusterbuben auf einmal schrankenlose Freiheit gewonnen, und so piffen sie ein freches Lied, das begann:

Die Sorgen  
des Königs

Unser Demel  
Sitzt in Memel.

Das war nun freilich ungerecht. Denn der König Friedrich Wilhelm III. saß nicht, sondern in seiner Verzweiflung über den Zusammenbruch seines Staates jagte er auf Clentiere oder lief in seiner nie rastenden landesväterlichen Fürsorge mit schweren Schritten das Zimmer auf und ab, um über die notwendigen Umwälzungen der Uniformen nachzudenken. Wirklich gelang es ihm bald, ein neues Modell zu erfinden, nach russischem Vorbild. Aber auch diese Reform brachte keine Schicksalswende, denn ein böser Dämon vereitelte ihre Durchführung. Die Uniformen wurden bis unten zugeknöpft; es wurden zwei verbraucht, um eine vollständig zu machen. Die weißen kurzen Beinkleider wurden weggeworfen, die grauen Pantalons eingeführt. Von den hohen schwarzen Stiefeletten ward die Hälfte abgesehritten. Die Hüte wurden weggeworfen und Eschakos angefertigt. Auch die Mäntel bei den Kavallerie-Regimentern mußten blau und weiß sein. Aber es gab — so erzählt v. d. Marwitz — in Königsberg, Tilsit und Memel nicht so viele Schneider, „vorzüglich gab es lange nicht genug graues Tuch, und die wenigen ungeschickten Hutmacher konnten keinen Eschako zu Stande bringen; sie sahen alle aus wie waschlappige Dützen. So kam nichts zu Stande“.

Damit nicht genug, beschäftigte sich der Monarch auch sonst eifrig mit den Begebenheiten der Zeit und hielt grüblerische Ansprachen diesen Stils: „Schon gehört, — wohl leider wahr, daß Manche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. — Aber, der Fürst Hohenlohe, ein so ausgezeichnete Herr, — nicht begreifen, wie er zu der Capitulation gekommen ist.“<sup>257)</sup>

Die Berliner Schusterbuben, wahrlich, verleumdeten ihren unglücklichen Landesvater an der russischen Grenze . . .

## 5. Die Flucht.

Am Abend des 14. Oktober gab es keine preussische Armee mehr. Alle Bände waren gelöst, in regelloser Flucht, besinnungslos jagten die Truppen in die Nacht davon — der König immer voran. Während die Preußen unendliche Zeit brauchten, um in die Schlacht zu marschieren, waren sie jetzt die Schnelligkeit selbst: in 32 Stunden legten sie 90 Kilometer zurück.

Die Zer-  
sprengung der  
Armee

Ein Teil der Hauptarmee floh nach Erfurt, ein anderer nach Nordhausen, andere Truppenmengen gerieten in das feindliche Lager. Niemand dachte an Widerstand mehr. Nur dem Feinde enttrinnen! Die Elbe schien der Strom des Lebens! Kein größerer Gegensatz als die Ruhe und Klugheit, mit der Bonaparte und seine Marschälle die Verfolgung des Feindes organisierten, und die schwachsinnige Feigheit, mit der der preussische König und seine uradligen Generäle in einer Epidemie von wahnsinnig-ratloser Angst die eigene göttliche Armee mehr verwüsteten als der Feind. Es war

die Gespensterflucht der Ahnen, der Veitstanz des edlen Bluts, die frampfzuckende Fallsucht des Gottesgnadentums.

Die Männer  
des Sieges

Bonaparte, ein namenloser Advokatensohn. Von seinen Marschällen war Murat der Sohn eines Gastwirts; Ney das Kind eines Böttchers, ein ehemaliger Notenschreiber und gemeiner Soldat; Lannes ein Färber; Angereau, der Sohn eines Obsthändlers, Karabinier, Fechtmeister in Neapel; Soult, bäuerlicher Herkunft, wie die Mehrzahl aus dem einfachen Soldatenstande emporgestiegen. Niemand hatte die Ehre einer hundertjährigen Familie zu verteidigen, einen mit blöden Fabeltierschnörkeln erfülltes Wappenschild rein zu halten. Aber sie waren Männer, voll Würde und Kraft, wunderbar gehoben durch die Kultur der Revolution, wie immer sie auch nur der Barbarei des Krieges dienten. Auf der anderen Seite aber das ganze schlotternde Elend entthronten Kastendünkels und Klassenprivilegs, alle gleich in der jämmerlichen, geblendeten und verwirrten Gier, sich zu retten. Die ganze Moral der heroischen Aristokratie war jäh abgefallen; wie abgeschminkte Komödianten, die in Flittern Könige und Grafen und Feldmarschälle gespielt, höhnten sie menschliche Größe, Karikaturen ihrer selbst. Was war jetzt der Hohenzollernkönig gegen den Bauernsohn Soult! Hohenlohe, Kalkreuth, Möllendorff, Prinz von Oranien — es waren nur noch lächerliche Namen, weit verächtlicher als der unbekannt marobierende Deserteur, der in Bäckerläden einbrach!

Napoleons  
Friedensbrief

Erst am Morgen der Schlacht von Jena hatte Friedrich Wilhelm III., seiner Behauptung zufolge, einen Brief Napoleons erhalten, den der Kaiser schon am 12. Oktober ihm übermittelt hatte. Da der Überbringer bereits am 13. Oktober in Hohenlohes Lager festgenommen worden war, so hätte der König den Brief einen Tag vor der Schlacht besitzen können. Ist die Angabe des Königs nicht eine Unwahrheit, so muß die Umgebung des Königs ihm die rechtzeitige Mitteilung des Briefes vorenthalten haben, vielleicht in der Furcht, daß er auf das Anerbieten des Kaisers eingehen möchte. In seinem Schreiben — aus Gera vom 12. Oktober datiert — bedauerte Napoleon, daß Friedrich Wilhelm III. jene Schmähschrift vom 7. Oktober unterzeichnet hätte:

„Ich antworte nur, um Ihnen zu betheuern, daß ich die darin enthaltenen Dinge Ihnen niemals zuschreiben werde... Ich beklage und verachte die Verfasser eines solchen Wertes. Unmittelbar darauf habe ich die Note Ihres Ministers vom 1. Oktober (das preußische Ultimatum) erhalten. In ihr ist mir ein Rendezvous für den 8. gegeben.

Als guter Kavaliere habe ich Wort gehalten. Ich stehe mitten in Sachsen. Möchten Sie mir Glauben schenken, daß meine Stärke eine solche ist, daß all Ihre Kräfte den Sieg nicht lange zweifelhaft machen können. Aber warum Blut vergießen? Zu welchem Zweck?...

Krieg ist also beschlossene Sache zwischen uns, und unser Bündnis auf immer gebrochen. Aber warum unsere Untertanen sich gegenseitig umbringen lassen? Ich schätze keinen Sieg, der mit dem Leben einer großen Zahl meiner Kinder erkaufte ist...

Ev. Majestät wird besiegt werden, Sie werden damit die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Untertanen preisgeben, ohne auch nur den Schatten eines Vorwandes. Heute sind Sie ungeschlagen und können mit mir in einer Weise, wie sie Ihrem

15. S  
aller  
als  
Red  
u. a.  
10 S  
Mil  
hatte

Brie  
knirf  
nicht  
Käu  
von  
seien  
Kön  
und  
viele  
in S  
meid

schl  
Ab

Ränge gebührt, verhandeln; Sie werden, ehe noch ein Monat vergangen, in anderer Lage unterhandeln... Sie sind Herr, Ihre Unterthanen vor den Verwüstungen und Unglücksfällen des Krieges zu bewahren. Den Krieg, der kaum angefangen hat, können Sie beendigen und damit eine That vollbringen, für die Europa Ihnen Dank wissen wird... Ich bitte Ew. Majestät, in diesem Briefe nichts zu sehen als meinen Wunsch, Menschenblut zu sparen, und daß einer Nation, die ihrer geographischen Lage nach keine Feindin der meinigen sein kann, die bittere Reue erspart bliebe...“

Der 14. Oktober erfüllte die Voraussage des Briefes. Schon am 15. Oktober konnte der Kaiser öffentlich erklären, „daß sich die Eroberung aller dem Könige von Preußen gehörigen Länder diesseits der Weichsel als Resultat der gestrigen Schlacht ergibt“, und er präsentierte sofort die Rechnung: eine Kriegsschädigung von 159 $\frac{1}{2}$  Millionen Franken, zu der u. a. Preußen 100 Millionen, einschließlich der Berliner Kontribution von 10 Millionen, Kurfachsen 25 $\frac{1}{3}$  Millionen, das Herzogtum Weimar 2,2 Millionen, Braunschweig 5,6 und Hessen-Cassel 6 Millionen beizutragen hatten.

Friedrich Wilhelm III. aber benutzte jetzt den angeblich zu spät gelesenen Brief, um am 15. Oktober, von Sömmerda aus, in einem widerlich zerknirschten Brief den Sieger um einen Waffenstillstand anzusuchen. Da war nicht mehr die Rede davon, daß der Preußenkönig die Welt von dem Räuber erlösen wolle, unter dessen Joch die Völker seufzten, nichts mehr von herausfordernden Schmähungen und rüden Drohungen. „Differenzen“ seien in letzter Zeit zwischen ihnen vorgefallen, aber trotzdem erkennt der König „nicht weniger den erhabenen Charakter Ew. Kaiserl. Majestät und ihre Neigung an, lieber Glückliche zu machen, als das Blut von so vielen Millionen Menschen zu vergießen“. Der König glaube, er würde in Napoleons Meinung verloren haben, wenn er den Kampf hätte vermeiden wollen. Er habe den Beweis der Tapferkeit seiner Truppen geführt:

„Ew. Kaiserliche Majestät wollen sich mit mir verständigen und die Verbindungen, die bis dahin so glücklich zwischen uns bestanden, erneuern. Ich biete dazu aus aufrichtigem Herzen die Hand, wie ich es mit demselben Eifer gethan haben würde, wenn das Glück meine Waffen begünstigt hätte. Machen Ew. Majestät mich gütigst mit den Grundlagen bekannt, auf welche hin Sie alles, was uns entzweit, der Vergessenheit anheim geben wollen, damit sich unsere Freundschaft zweifels-ohne bewähre. Sie werden mich bereit finden, Allem zuzustimmen, was uns auf immer vereinigen kann. Ihr Seelenadel und Ihre Loyalität sind mir im Voraus ein sicheres Pfand, daß Sie nichts gegen meine Ehre und die Sicherheit meiner Staaten verlangen werden. Zu diesem Zwecke schlage ich Ew. Kaiserl. Majestät einen Waffenstillstand vor, um nicht noch mehr Unheil zu verursachen, während wir verhandeln, um das dauernde Glück unserer Unterthanen zu begründen. Ich schreibe diese Zeilen in großer Eile, aber mein Herz diktirt sie mir.“

Napoleon dachte nicht daran, durch einen Waffenstillstand einem geschlagenen und zersprengtem Feinde die Zeit zum Sammeln zu geben. Aber er ließ sich Zeit mit der Antwort. Der Überbringer des Briefes,

Kriegsschädigungen

Friedrich Wilhelm bettelt um Waffenstillstand



Graf Dönhoff, meldete dem König sofort, daß die Sache nicht günstig stehe. Der Kaiser habe dem Vorschlage eines Waffenstillstandes kein Gehör geschenkt. Er habe geäußert, daß er seinen Marsch nicht aufhalten und seine Maßregeln so treffen würde, früher an der Elbe zu sein als die preussischen Truppen; wenn ihm dies gelinge, so hoffe er dem Kriege früher in Berlin als in Weimar ein Ende zu machen.

Feige  
Kriegslisten

War der Wunsch nach einem Waffenstillstand auch nicht erreicht, so benutzten die Generale des Königs, offenbar nach gemeinsamer Verabredung und auf seine Weisung, die bloße Bitte zu einem der schimpflichsten Täuschungsversuche. Man suchte den Feind von einer weiteren Verfolgung durch die Lüge abzuhalten, der Waffenstillstand sei bereits geschlossen. Am 16. Oktober erreichte der Marschall Soult die jetzt vom General Kalkreuth kommandierte Hauptarmee. Ein preussischer Parlamentär erschien zunächst und dann Kalkreuth selbst, der — so berichtete Marschall Soult alsbald an den Generalstab — bei seiner Ehre versicherte, daß Vorschläge für einen Waffenstillstand gemacht worden seien, und daß er glaube, sie seien vom Kaiser angenommen worden. Kalkreuth bat den Franzosen, vorläufig nichts zu unternehmen, und er berief sich auf das Beispiel des französischen Generals Klein, der tags zuvor preussische Truppen auf die Versicherung hin habe passieren lassen, daß der Waffenstillstand geschlossen sein dürfte. Soult fand es sehr befremdend, daß ihm der General Kalkreuth einen derartigen Vorschlag machen konnte, und zog die Verhandlungen so lange hin, bis Verstärkungen eingetroffen waren; dann verfolgte er und zerstreute die Truppen vor Greußen. Soult gewann aus der Unterhaltung mit Kalkreuth, der bis zum Verrat offenherzig seine beklommenen Meinungen ausschwahte, den Eindruck, daß die feindlichen Generale ebenso entmutigt seien wie die Soldaten. Bei den Generalen Klein und Lasalle hatte in der That der Schwindel gewirkt. Sie ließen das Korps Blüchers entkommen, weil ihnen versichert wurde, daß ein Waffenstillstand zustande gekommen. In einem ärgerlichen Tagesbefehl rügte Napoleon am 19. Oktober die beiden Generale und sprach ihnen sein Mißfallen aus, „weil sie zwei feindliche bereits abgeschnittene Kolonnen haben passieren lassen und so außerordentlich einfältig waren, den Versicherungen des feindlichen Generals Blücher zu glauben, daß ein sechswöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen sei. Seit wann läßt Se. Majestät ihre Befehle durch den Kanal des Feindes gehen?“<sup>258</sup>)

Friedrich  
Wilhelm ver-  
läßt sein Heer

Am 15. Oktober war Friedrich Wilhelm III. in Sommerda, am 16. traf er in Sondershausen ein und jetzt trennte er sich von der Armee, über Nordhausen nach Magdeburg flüchtend, wo er am 17. Oktober anlangte. Das preussische Heer konnte seinen König nicht verraten, weil der König selbst vorher bereits sein Heer im Stich gelassen hatte. Ein preussischer Offizier, von Lettow-Vorbeck, beschuldigt kaum verhüllt Friedrich Wilhelm deshalb feiger Flucht: „Die Abreise des Königs konnte nur einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Gemüter machen. Viele mußten glauben, daß der Monarch, dessen persönliche Interessen mit denen des Staates aufs Engste verknüpft sind, die Sache verloren gab. Kann man dann erstaunt sein, wenn sich die Gedanken für das eigene Wohl überall hervordrängten und die Pflichten gegen König und Staat vernachlässigt wurden?“

Aber sogar in der für uneinnehmbar geltenden Elbfeste Magdeburg litt es den König nicht. Er glaubte den Feind auf den Fersen. Er bemusste nur die Raft in Magdeburg, um, ohne die Antwort Napoleons auf seinen Brief abzuwarten, Lucchesini mit einem neuen Bettelbrief als Unterhändler ins kaiserliche Lager zu schicken. In der vom König unterzeichneten Instruktion erhielt der Gesandte bereits die Vollmacht, die Bereitwilligkeit zur Zahlung einer Kriegsschädigung und zur Abtretung preussischen Gebiets zu erklären; Friedrich Wilhelm III. bot alle Landesteile westlich der Weser an. Zu gleicher Zeit schrieb der Kabinettschef Beyme aus Magdeburg an seine Frau in Berlin, die Lage wäre so, daß man um Frieden nicht bitten, sondern betteln müsse, es würde Vermessenheit sein, Vorschläge zu machen, man müsse lediglich submittieren. Abschriften dieses tröstlichen und würdigen Briefes verbreitete die Gattin fleißig in Berlin.<sup>269)</sup>

Den 18. Oktober reiste Friedrich Wilhelm III. weiter. Damit gab der König das Zeichen zur Kapitulation. Er durfte sich später nicht über den Kommandanten beklagen, er selbst hatte ja vorher die Festung ausgeliefert. „Welchen Eindruck von der allgemeinen Lage mußten die Truppen empfangen, wenn selbst die starke Elbfeste dem König anscheinend nicht hinreichenden Schutz bot“, schreibt Lettow-Vorbeck. Seine Hauptstadt umging der König. Dort glaubte er schon die Franzosen. Erst an der Oder wagte er zu verbleiben; Küstrin schien ihm einstweilen nicht gefährdet. Flucht und Frieden — die beiden einzigen Begriffe, die noch in dem königlichen Hirne lebten! In Küstrin erst empfing er am 23. Oktober die am 19. von Napoleon abgefaßte Antwort auf das erste Waffenstillstandsgesuch: „Jeder Waffenstillstand, welcher den russischen Heeren, die Sie anscheinend im Winter gerufen haben, Zeit geben würde, anzukommen, wäre meinen Interessen zu sehr entgegen, als daß ich ihn unterschreiben könnte, wie sehr es auch immer mein Wunsch ist, der Menschheit Leiden und Opfer zu ersparen. Ich fürchte die russischen Heere keineswegs. . . Ew. Majestät wird sich mehr über sie zu beklagen haben als ich.“ Von Lucchesinis arg verzögerter Mission hörte er nichts. War Napoleon bei der furchtbaren Weigerung geblieben? Oder hatten ihn inzwischen die Anerbietungen des Königs erweicht? Der letzte Rest von Männlichkeit war in Friedrich Wilhelm III. geschwunden. Unmaßend und brutal im Genuß der Gewalt, beugte er sich jetzt im Unglück zu jämmerlicher Unterwürfigkeit. Am 25. Oktober sandte er aus Küstrin dem Sieger den folgenden Brief, in dem er von vornherein seine Bundesgenossen preisgab:

„Mein Herr Bruder!

Mein Adjutant Graf Dönhoff hat mir den Brief hier zugestellt, den Eure Majestät ihm wohl für mich hat anvertrauen wollen. Niemand beklagt mehr als ich die unglücklichen Umstände, die zwischen uns einen Kriegszustand herbeigeführt haben, der so wenig mit den wahren Interessen unserer beiden Nationen verträglich ist. Sie sind zu gerecht, mein Herr Bruder, um mich zu beschuldigen, ich hätte unbedacht die Bande zu zerreißen unternommen, die meine persönlichen Gefühle für Sie mir doppelt teuer machten; Sie sind zu groß, als daß das Ergebnis eines einzigen Tages Sie veranlassen könnte, mich geringer zu schätzen. Ich glaube meinen ernsthaften Wunsch betätigt zu haben,

Verzicht auf  
das Gebiet  
westlich der  
Weser

Flucht des  
Königs nach  
Küstrin

Weitere  
Bettelbriefe  
Friedrich  
Wilhelms

zwischen uns die Beziehungen wiederherzustellen, die uns allein angemessen sind, indem ich in das Hauptquartier Eurer Majestät meinen Staatsminister, den Marquis Lucchesini schickte, um über einen Waffenstillstand und den Frieden zu unterhandeln.

Aber, könnte ich es Ihnen verschweigen, Sire! Ich bedaure, noch ohne irgend eine Antwort zu sein, welche Aufnahme die Eröffnungen dieses Ministers gefunden haben. Wenn sie derart gewesen ist, wie mich das Vertrauen in die Entscheidungen Eurer Majestät hoffen läßt, warum kann ich darüber nicht schon unterrichtet sein? Die Zurücksendung der russischen Armeen würde die unverzügliche Folge davon sein, und befreit von dem Zustande der Ungewißheit, der auf mir lastet, würde ich nicht schwanken, Eurer Majestät diesen Beweis meiner Dienstfertigkeit zu geben, loyal Verpflichtungen zu erfüllen, die — ich wage es zu hoffen — der Anfang einer neuen und unerschütterlichen Freundschaft zwischen uns sein werden. In diesem Sinne bitte ich Gott, mein Bruder, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme. Friedrich.“

Ranke hat den vergeblichen Rettungsversuch gemacht, den Brief als nicht an seine Adresse abgesandt, auscheiden zu lassen, da selbst einem preussischen Hofhistoriographen es unmöglich schien, dieses Übermaß bettelhafter Kriecherei zu entschuldigen. Der Brief aber ist abgeschickt worden und ist 1879 aus dem französischen Kriegsarchiv, als in Deutschland das Siegesgeheul und das Erbfeindsgeschrei besonders widerwärtig grassierte, zur Abkühlung veröffentlicht worden.<sup>200)</sup>

Friedens-  
verhandlungen

Endlich tags darauf, am 26. Oktober, erhielt Friedrich Wilhelm III. den Bericht Lucchesinis.

Napoleon war geneigt, Frieden zu schließen. Am 22. Oktober schrieb er an den Minister Talleyrand: „Der König scheint mir vollständig entschieden, sich zu arrangiren; ich werde es thun, aber das soll mich nicht verhindern, nach Berlin zu gehen.“ Die Friedensbedingungen des Kaisers, die er in Wittenberg am gleichen Tage entwarf, gingen so weit über die Instruktion hinaus, daß Lucchesini Bedenken trug, sie anzunehmen: 100 Millionen Kriegsschädigungen; die Elbe wird Preußens Grenze, nur Magdeburg bleibt preussisch; Preußen verzichtet auf alle Verbindungen mit deutschen Staaten, die sämtlich einen Bund unter dem Schutz Napoleons bilden sollen; außerdem Aufteilung der Länder des Prinzen von Oranien und des Herzogs von Braunschweig. Ubrigens erklärte schon am 23. Oktober der Kaiser die Besitzergreifung des preussischen Gebiets zwischen Rhein und Elbe sowie Einziehung der genannten beiden Gebiete. Friedrich Wilhelm III. schickte nunmehr am 26. Oktober den General von Zastrow zu Napoleon mit einem Brief, in dem er zuerst seinen Schmerz über die Härte der Bedingungen äußert, zugleich aber seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, der Kaiser möchte sich zu minder empfindlichen Forderungen erweichen lassen. Inzwischen fühlte sich der König auch in Küstrin nicht mehr sicher. Weiter ging die Flucht ostwärts — über die Weichsel! Am 30. Oktober unterzeichnete Lucchesini und Zastrow die ungemilderten Friedensbedingungen . . .

Sollte die Armee sich wehren, da der oberste Kriegsherr selbst sie preisgegeben? Das Heer strebte seinem Könige nach, nur daß die Flucht sich minder rasch vollziehen konnte.

Nach der Schlacht bei Auerstedt war, wie erwähnt, ein Teil der Hauptarmee nach Erfurt versprengt. Der 81 Jahre alte Feldmarschall Möllendorff war hierher geflüchtet. Am 15. Oktober nachmittags erschien der Marschall Murat vor der Festung. Er hatte nur Kavallerie bei sich, mit der sich sonst keine Festungen erobern lassen. Statt der fehlenden Infanterie verwandte Murat eine Drohung: er werde die Stadt einäschern, wenn sie sich nicht ergäbe. Das reichte aus, um die Preußen sofort zu Unterhandlungen willfährig zu machen. Man kann in diesem Fall nicht dem Alter die Schuld geben; denn der greise Möllendorff hatte sich wegen Erschöpfung zu Bett gelegt. Die Verhandlungen führte zuletzt der vier- unddreißigjährige Prinz von Dranien, Schwager Friedrich Wilhelms III., später König von Holland. Am nächsten Tage schon kapitulierte diese Festung, die erste in der Reihe ihrer vielen schimpflichen Schwestern. Man hatte ein dreistes Mittel versucht, um die Schande zu umgehen; man verlangte freien bewaffneten Abzug aller Truppen nach Halle. Murat forderte, daß sich die Garnison als kriegsgefangen ergebe, die Offiziere auf Ehrenwort, nicht eher als bis zu einer Auswechslung wieder die Waffen zu führen, entlassen würden. In die Ehre dieser ersten — nach dem Kriegsrecht mit dem Tode zu bestrafenden — Übergabe teilten sich der Prinz von Dranien, die Generäle v. Alt-Larisch und v. Grawert, der Kommandant der Festung Oberst v. Trüschenk. Schon am 16. mittags konnten die Franzosen Erfurt wieder verlassen; sie trafen auf einen Trupp von 4000 Preußen, die sich widerstandslos gefangen nehmen ließen; unterwegs fanden sie 12 verlassene Geschütze, 20 Munitionswagen.

Kapitulation  
von Erfurt

In Halle stand das preussische Reservekorps unter dem Herzog Eugen von Württemberg. Am 17. kam es zum Gefecht mit Bernadottes Truppen, das sich als Straßenkampf in der Stadt fortsetzte. Obwohl die Preußen ebenso stark waren wie die Franzosen, 13 000 gegen 13 000, und sie an Kavallerie und Artillerie sogar überlegen waren — 58 preussische gegen 12 französische Geschütze — gelang es nicht, den Übergang über die Saale zu verwehren. Auch hier stob das preussische Korps auseinander; ohne daran zu denken, Berlin zu decken, liefen sie nach Magdeburg. Nachdem hier der Fürst Hohenlohe von dem ostwärts enteilenden König zum Oberstkommandierenden der gesamten Armee ernannt worden war, beschloß er, dem Beispiel seines Königs zu folgen. Am 18. wurde der Beschluß gefaßt, Magdeburg seinem Schicksal zu überlassen, und am 21. rückte die Armee nach Stettin ab. Solche verächtliche Armseligkeit hatte Napoleon trotz allem nicht für möglich gehalten. So erklärt es sich, daß er die Verfolgung Hohenlohes, in Unkenntnis seines Marschzieles, unterließ und geradenwegs nach Berlin eilte, weil er auf dieser Straße die preussische Armee in gesammeltem Widerstand zu treffen glaubte: Berlin war den Preußen keinen Junker wert.

Der Kampf  
um Halle

Nur einen Erfolg hatten in diesen Tagen die Preußen aufzuweisen, einen Erfolg, der zugleich zeigte, daß die Katastrophe im System selbst lag. In der Nähe von Eisenach befreite ein Leutnant v. Hellwig durch einen Überfall 4000 Gefangene aus französischen Händen; sie sollten sich in Göttingen sammeln. Keiner einzige stellte sich ein. Man wollte lieber in Frankreich gefangen sein, als für Preußen kämpfen. Kein preussischer

Lieber ge-  
fangen  
als preussischer  
Soldat

Flucht-  
anarchie

Offizier getraute sich mehr einen Befehl zu geben. Der geprügelte Sklave fühlte sich jetzt stärker als der Herr. Wie es bei der wüsten Flucht der Hauptarmee durch den Harz ausfiel, hat uns Wachholz überliefert. „In buntem Gemisch der verschiedensten Waffengattungen zogen Officiere, Unterofficiere und Soldaten ohne Ordnung auf der Straße hin, alle Subordination hatte aufgehört, jeder sorgte nur für sich, und kein Vorgesetzter wagte Gehorsam und irgend ein Vorrecht in Anspruch zu nehmen. Nur die Furcht vor dem nachfolgenden Feinde, der sich schon Nordhausens bemächtigt hatte, hielt von groben Erzessen und Plünderungen zurück, und ließ die Flüchtigen sich nur mit der Stillung des Hungers begnügen.“ Magdeburg aber bot nach demselben Gewährsmann am 22. Oktober dies Bild: „Ein dichtes Gedränge von Flüchtlingen und ein endloser Zug von Armeegepäck jeglicher Art füllte die engen Thore und Zugbrücken der Festung; in dumpfer Bestürzung und sinnloser Verwirrung rannten Officiere und Soldaten durcheinander . . . Wir bildeten eine herrenlose Heerde.“

In Nordhausen hatten die Preußen noch einen Triumph erfochten. Alle Bäckerläden mußten vor den Plündernden kapitulieren!

Dem Sieger strömten die Deserteure zu.

Französische  
Strapazen

Die Verfolgung der Preußen bereitete den französischen Truppen ungeheure Strapazen, namentlich wo die voraneilenden Preußen alle Lebensmittel geraubt hatten und den Verfolgern keine Stillung ihres Hungers möglich ward. So löste sich auch hier die Zucht; namentlich in dem Soult'schen Korps, das vom 7. bis 21. Oktober in 15 durch keinen Ruhetag unterbrochenen Marschtagen 385 Kilometer zurückgelegt hatte, die größte Leistung (nach Lettow-Vorbeck's Urteil), die von einem größeren Truppenkörper in der neueren Kriegsgeschichte erreicht worden ist. Aber mit unerbittlicher Strenge steuerte Soult den Plünderungen, Brandstiftungen und Verbrechen. In den Jahren 1805/1806 befand sich die kaiserliche Armee auf ihrer Höhe. Je mehr das kapitalistische Säfsarentum die innere revolutionäre Einheit zwischen Volk und Heer zerstörte, um so mehr verfiel auch die Armee. Französische Forscher haben neuerdings über diese spätere Entwicklung sehr düstere Schilderungen gegeben.<sup>201)</sup>

Loslösung  
Sachsens

Wenn der preussische König sein Heer, das Heer seine Offiziere, die Offiziere Truppen und Festungen in besinnungsloser Flucht verrieten, so ist nicht weiter verwunderlich, daß Preußen an eins gar nicht dachte: an die Bundesgenossen, die es mit in den Krieg getrieben. Der Verrat, den die Sachsen schon vor Jena den Preußen zutrauten, wurde unmittelbar nach der Niederlage vollzogen. Preußen unterhandelte mit dem Feind, ohne sich um Sachsen zu kümmern. Als Friedrich Wilhelm III. Lucchesini instruierte, was er Napoleon bieten könne, um Waffenstillstand und Frieden zu gewinnen, fand er kein Wort zugunsten der Sachsen, von denen er damals noch nicht wußte, was sie beschließen würden. In keinem der winselnden Bettelbriefe an Bonaparte hat er mit einer Silbe sich für seine Mitkämpfer verwandt. Die Preußen haben also aufs Schmäählichste den sächsischen Kameraden im Stich gelassen. Freilich ergab es sich von selbst, daß nach der Katastrophe das widerwillig in den Krieg gezogene Sachsen seine Sache von der preussischen lösen und suchen mußte, zu retten, was zu retten war. Schon am 15. Oktober hatten die Offiziere der 6000 gefangenen

Sachsen kapitulierte, in einer Form, die zwar kein Verrat an Preußen, wohl aber eine Meuterei gegen ihren eigenen Landesherrn war. Sie setzten ihre Namen unter folgenden Eid:

„Wir unterzeichnete Sächsische Generals, Obristen, Obristleutnants, Kapitäns und Offiziers, wir schwören auf unser Ehrenwort, nie wieder die Waffen gegen Se. Majestät den Kaiser von Frankreich und König von Italien, und Seine Allürten zu ergreifen; wir schwören diesen Eid auch zugleich im Namen aller Unterofficiers und Soldaten, welche mit uns gefangen worden sind, und wovon die Liste hier beigefügt ist, sogar wenn wir die förmliche Ordre dazu von unserem Befehlshaber, dem Kurfürsten von Sachsen erhielten.“

Offiziers-Eide  
gegen den  
Landesherrn

Das war die eigenmächtige Aufhebung des landesherrlichen Fahnen- eides. Der Napoleon-Schwur brach die Treue zum angestammten Monarchen; und unter diesen Offizieren, vom ältesten General bis zum jüngsten Kadetten, die sich dem französischen Imperator verpflichteten, ihrem eigenen Fürsten den Gehorsam zu weigern, befanden sich die Namen der erlauchtesten Adels- familien z. B.: von Beust, von Einsiedel, von Lobkowitz, von Schlieben, von Gersdorf, von Marwitz, von Bosc, von Polenz, von Kleist, von der Planitz, von Ryau, von Schierbrandt, von Seydewitz, von Brandenstein, von Dallwitz, von Staff, von Jagemann, von Linsingen, von Schönaich, Graf von Derßen, von Klitzing usw.<sup>262)</sup>

Zwei Tage nach dieser Kapitulation wurde ein sächsischer Rittmeister nach dem französischen Hauptquartier abgesandt, um über einen Waffen- stillstand zu unterhandeln, und am 19. Oktober entschloß sich der sächsische Kurfürst selbst, dem gar nicht standesgemäßen Emporkömmling einen demütigen Brief zu schreiben, den Napoleon liebenswürdig beantwortete. Die sofortige Lostrennung von den preußischen Truppen war Friedens- bedingung. Hohenlohe gab dann auch formell die Sachsen frei.

Von französischer Seite selbst wurde jeder Versuch einer sächsischen Volkserhebung im ersten Beginn blutig niedergeschlagen. Die neue franzö- sische Armee hatte ihren Ursprung und ihre Kraft in der Einheit von Volk und Heer, in der bewaffneten Nationalerhebung. In Deutschland aber paßte sich Bonaparte durchaus der Landesanschauung an, daß der Krieg keinen Untertanen etwas angehe außer die Soldaten. Davon zeugt der Stil folgender Bekanntmachung Davouts vom 16. Oktober, die durch die Ermordung französischer Soldaten auf kursächsischem Gebiet veranlaßt war, und an sich die stets und überall geltende Ahndung des völkerrechtswidrigen Verbrechens bedeutete, daß Nichtuniformierte feindliche Soldaten töten.

Ermordung  
französischer  
Soldaten

„Die Einwohner des Dorfes Weßdorf haben die Verwegenheit gehabt, die einzelnen auf ihrem Gebiete durchziehenden Franzosen zu morden; sie haben einen Transport angehalten und geplündert. Ein schreckliches Beispiel war notwendig, um solchen Frevelthaten Einhalt zu thun; es ist auch gegeben worden. Die Einwohner des erwähnten Dorfes sind alle, die Greise, Weiber und Kinder aus- genommen, mit dem Tode bestraft worden. Eine ähnliche Behandlung ist denjenigen vorbehalten, welche dem Beispiel dieser Rebellen nachahmen möchten. Indem man aber mit der größten Strenge alle völker- und kriegswidrige Handlungen strafen wird, so erteilt man zu gleicher Zeit allen ruhigen Einwohnern Schutz und Sicherheit.“

Sachsens Einwohner! Lasset den Militairpersonen die Sorge, die etwa zwischen beiden Nationen bestehende Zwistigkeiten zu beenden; bleibt ruhige Zuschauer der Gefechte und nehmet daran keinen Theil, indem solches nach allen von civilisirten Völkern angenommenen Grundsätzen ein Verbrechen ist, welches nie ungeahndet bleiben wird.“<sup>263)</sup>

Die Elbbrücke  
bei Wittenberg

Daß die Sachsen vor den Preußen mehr Furcht hatten als vor den Franzosen, hatte sich am 20. Oktober gezeigt. Die preussischen Truppen hatten versucht, die Elbbrücke bei Wittenberg zu verbrennen, um die Franzosen an der Verfolgung zu hindern. Die Bürger von Wittenberg aber fürchteten für ihre schöne Brücke und löschten in einer Viertelstunde mit ihren Feuerspritzen den Brand. Sie vertrieben sogar die Preußen mit ihren Heugabeln und zwangen sie, durch die Wälder nach Berlin zu flüchten.

Der „Verrat“  
Sachsens

Wurde dergestalt Sachsen, teils durch Gewalt, teils durch die damals in Deutschland allgemein herrschende unwürdige Unterwürfigkeit von Preußen losgetrennt, so hatte doch zu allererst Preußen, wie wir gezeigt haben, ein Recht, sich darüber zu beklagen, daß das Kurfürstentum, dessen kleine Armee ohnehin Preußen nicht retten konnte, sich der unvermeidlichen Vernichtung seiner Selbständigkeit zu entziehen bemüht war. Wenn gleichwohl Treitschke mit den bittersten Wendungen seines Stils gerade den Verrat Sachsens an Preußen geißelt, über den er grimmigere Worte wählt, als über das sentimental aufgeputzte, eilig überflogene „Unglück“ Preußens, so ist das nur ein lächerlicher Versuch, die Aufmerksamkeit von der beispiellosen Schande Preußens abzulenken, das gerade auch den sächsischen Mitkämpfer treulos und feig verlassen hatte.

Treitschke und  
der Instinkt  
der Gemeinheit

Es ist dasselbe plumpe Spiel, wenn Treitschke über Napoleon herfällt: „Napoleon stammte auf in wilder Schadenfreude, als er die ruhmreichste der alten Mächte so hilflos unter seinen Griffen sah; die Schmähungen troffen ihm von den Lippen; noch niemals war er so ganz Leidenschaft, so ganz Haß und Grimm gewesen. Er fühlte, daß in diesem Staate Deutschlands letzte Hoffnung lag; er ahnte mit dem Instinkte der Gemeinheit, daß diese Hohenzollern doch von anderem Metall waren als Kaiser Franz und die Satrapen des Rheinbundes. In seinen Ansprachen an die Armee überschüttete er vor Allem die edle Königin mit pöbelhaftem Schimpf; sie, die an den entscheidenden Beratungen des Augusts gar keinen Anteil genommen hatte, sollte die Schuld tragen an dem Bürgerkriege, der das arglose Frankreich so ganz unvermutet überraschte.“

Gewiß, kein Staat und kein Fürst ist so übel von Bonaparte behandelt worden wie Preußen und Friedrich Wilhelm III. Aber es war der Hohn grenzenloser Verachtung, die er über eine Herrschaft ausschüttete, die ihn — mit der heuchlerischen Salbung deutscher und christlicher Biederkeit — betrogen und belogen hatte; die ihn mit frecher und dummer Anmaßung beschimpfte, als sie das Schwert zog, und dann sich in jammervoller Feigheit zu Boden warf, wie noch niemals ein Staat, noch niemals eine gebietende Raste. Es ehrt vielmehr Bonaparte, es zeugt dafür, daß in diesem Genie des Willens doch auch reineres sittliches Empfinden lebte, wenn er die preussische Katastrophe nicht als einen bloßen kriegerischen Triumph nüchtern berechnete, sondern wenn er sich wie der Rächer sittlicher Würde schien, als der Sieger eines stolzen Willens, eines klaren Denkens und einer

überl  
Gen  
heits  
öffent  
Sofe  
geblä  
aus  
oder  
nicht  
Krieg

daß  
Köni  
einen  
Bere  
Dritt  
haben  
antw  
Sinn

Arm  
Flie  
abfie  
sind  
hieß  
was  
Wei  
sehr  
Unte  
beda  
Vat  
Dag  
Nap  
Fran  
Bul

überlegenen Staatskultur über den dumpfen, lichtlos brütenden Instinkt der Gemeinheit. Und es ist schließlich auch ein Beweis seines gerechten Wahrheitsmuts, wenn er jener Frau, ohne zimperlich verlogene Galanterie, öffentlich die Schuld zumaß, die sie in ihrer aufgeregten Einfalt angehäuft. Sofern Treitschke auch nur einmal Hardenbergs Denkwürdigkeiten durchgeblättert hat, durfte er nicht mehr bestreiten, daß Bonaparte durchaus zutreffend den Anteil der Frau Luise am Kriege feststellte. Edel oder nicht — es war die Wahrheit, was Bonaparte schrieb. Edel oder nicht — gleichviel, in jedem Fall war diese Frau die Treiberin des Kriegs gewesen.

Napoleon ist auch von Historikern Frankreichs hart gescholten worden, daß er nach Jena den Krieg der Feder gegen eine Frau führte, gegen die Königin Luise. Bonaparte aber hielt das ganze sinnlose Unternehmen für einen Weibekrieg und er tat nichts anderes, aber mit erheblich mehr Berechtigung, als was etwa die Herolde des siegreichen Preußen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der Gattin des dritten Napoleon angetan haben. Der Sieger von Jena sprach aus, was war; er stellte die Verantwortlichkeit fest, und die lastete, soweit persönliche Zurechnung überhaupt Sinn hat, auf der schönen Königin.

Jetzt war ihm das Königspaar so geschwind entflohen, daß seine Armee es einstweilen nicht erreichen konnte. Aber die Feder holte die Flüchtigen ein und schrieb, wenn man von den kleinen sexuellen Bosheiten absieht, das Urteil, das die Geschichte bestätigt hat. Die Vorwürfe selbst sind schon früher erwähnt worden. Im neunten Bulletin vom 17. Oktober hieß es über die Rolle der Königin im Kriegslager: „Es scheint, daß, was man von ihr gesprochen hatte, sehr wahr sei; sie hielt sich hier (in Weimar) auf, um das Kriegsfeuer zu unterhalten. Es ist eine Dame, die sehr schön ist, aber wenig Verstand besitzt, und unfähig, die Folgen ihrer Unternehmung vorauszusehen. Jetzt muß man anstatt sie anzuklagen, sie bedauern; denn ihr Gewissen muß sie wegen der Übel, welche sie über ihr Vaterland gebracht hat, anklagen.“ Das war noch ruhig und glimpflich. Dagegen scheinen die zurückgelassenen Brieffschaften der Königin, die Napoleon im Potsdamer Schloß vorgefunden, ihn über den Charakter der Frau derart aufgeklärt zu haben, daß er nun in dem Potsdamer siebzehnten Bulletin vom 25. Oktober sehr erbittert schrieb:

„48 Stunden darauf (nach der Schlacht bei Austerlitz) gab man einen Kupferstich heraus, welchen man in allen Läden findet, und der selbst das Lachen des Bauern erregt. Man erblickt darauf den schönen russischen Kaiser, neben ihm die Königin, und auf der anderen Seite den König, der die Hand auf Friedrichs Grab legt; die Königin selbst, auf eben die Art mit einem Shawl verschleiert, wie die Londoner Gemälde Lady Hamilton darstellen, legt die Hand auf ihr Herz, und scheint den Kaiser anzusehen. Man begreift nicht, daß die Berliner Polizei eine so erbärmliche Satire vertreiben ließ. Ein Franzose schrieb mit Bleistift unter einen dieser Kupferstiche diese Verse von Voltaire:

Der Schatten des großen Friedrich kann jedoch nur unwillig wegen dieser schandvollen Scene gewesen sein.“

Napoleons  
Angriffe  
gegen die  
Königin Luise



Die Zerstörung  
der Legitimität

Die Anspielung auf die Dame Hamilton, die englische Dirne der berühmten Männer, deren unverschleierte Plastik das skandalisierende Entzücken von ganz Europa erregte, war gewiß ebenso wenig fein wie der nur punktierte Voltairische Vers, der das schlimmste ahnen ließ. Aber das war einmal die Antwort auf zweifellos ebenso wenig feine Bemerkungen in den intimen Briefen. Und dann erfüllte Napoleon, indem er rücksichtslos diese Frau angriff, auch wieder seine Lebensaufgabe, die Legitimität zu zerstören, die gerade in der Person der Königin Luise zu einem ausschweifenden Zauberdienst gediehen war. Die Jakobiner hatten die legitime Monarchie durch die Guillotine zerstört, Bonaparte übertrumpfte das blutige Zerstörungswerk der Revolution, indem er nach Laune Kronen tauschte und erzeugte und die bisherigen Träger in ihrer Menschlichkeit entblößte; die Legitimität wurde ein Fabrikationszweig; die Firma eines Emporkömmlings betrieb die gewerbmäßige Herstellung vom Gottesgnadentum. Verdiente schließlich eine Frau eine besonders rücksichtsvolle, zarte Behandlung, die sich ein paar Monate später dazu hergab, als dressierter Lockvogel zu girren, um den vordem dünnlich verachteten und einfältig beschimpften Gegner mit der Wirkung ihrer Weiblichkeit zu günstigeren Bedingungen für das künftige Geschäft ihres königlichen Gemahls zu gewinnen?

### 6. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Das Plakat  
der höchsten  
Bürgerpflicht

„Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!“ Auf roten Plakaten ermahnte dergestalt am 17. Oktober 1806 der Gouverneur von Berlin, der General der Kavallerie, Staatsminister Graf von der Schulenburg-Rehnert, die Berliner Untertanen, dem — Allgemeinen Landrecht nach wie vor gehorsam zu sein.

Zwei Tage zuvor hatte der Gouverneur an die Tür seines Palastes die Kunde von glorreichen preussischen Siegen anschlagen lassen. Schon am Morgen des 16. Oktober aber hatte er einen Brief des Ministers Haugwitz vom 13. Oktober aus Weimar — also vor der Katastrophe abgesandt! — erhalten, in dem er die Besetzung Naumburgs durch die Franzosen und die Umgehung der preussischen Armee meldete, um daran die Mahnung zu knüpfen, schleunigst die Wertsachen aus Berlin zu flüchten. Um die Kassen zu retten, wurde die Bevölkerung in Unwissenheit erhalten. Selbst die immerhin erwähnenswerte Tatsache, daß zum ersten (und bis jetzt auch zum letzten) Male ein leibhaftiger Hohenzoller, der Prinz Louis Ferdinand, im Kriege gefallen sei, wurde eine Zeitlang verheimlicht.

Allgemeiner  
Rechtszustand

Sehr mit Unrecht hat man über jene Proklamation ein Jahrhundert lang den wohlfeilsten patriotischen Spott und Zorn ausgegossen. Was der Graf v. Schulenburg verkündete, war nichts wie die selbstverständliche Erinnerung an den bestehenden Rechtszustand, der jede Art und jeden Akt bürgerlicher Selbsthilfe als Verbrechen bedrohte und der Obrigkeit die alleinige Machtvollkommenheit zuerkannte, Entscheidungen zu treffen.

Das Schulenburgsche Plakat war eine selbstverständliche Wahrheit, die einfache Anwendung des Gesetzes. Dagegen traf am 19. Oktober morgens

eine  
borg  
dient,  
ist da  
blick  
und  
Schu  
ging  
foll,  
Revo  
Köni  
gelass  
Stun  
— d  
Mag  
Rabi  
— a  
Staa

genu  
die  
Über  
Vert

Gou  
seine  
burg  
herr  
offen  
zu se  
dame  
14. S  
Su

eine andere Botschaft in Berlin ein, die ein Jahrhundert lang im Verborgenen geblieben ist, und die all jenen Hohn und jene Verachtung verdient, die man der Ruhe-Proklamation zu Unrecht gewidmet hat; denn es ist doch eine unmögliche Zumutung, daß ein preußischer Junker im Augenblick des nahenden Feindes die innere Revolution hätte erklären sollen, und eine grundstürzende Revolution wäre es gewesen, wenn der Graf Schulenburg die Bürger zur Verteidigung der Stadt aufgerufen hätte: die ging gesetzlich der ganze Krieg nichts an, wie man denn daran denken soll, daß niemand die Idee einer bewaffneten Volkserhebung in den Revolutionskriegen so heftig bekämpft hatte, wie gerade Preußen. Der König jedoch, der erst seine Armee, dann seine stärkste Festung im Stich gelassen hatte, der nicht den Mut fand, seine Hauptstadt auch nur auf eine Stunde zu besuchen, der beim ersten Mißerfolg gleich bis zur Oder flüchtete, — dieser Friedrich Wilhelm III. wagte es, am 17. Oktober 1806 zu Magdeburg eine erst kürzlich veröffentlichte unwahre und widerlich heuchelnde Kabinettsorder nach Berlin zu senden, in der er Berlin — aus der Ferne! — aufforderte, sich zu verteidigen; der königliche Befehl an den „großen Staatsrath zu Berlin“, der dort am 19. Oktober morgens anlangte, lautete:

Friedrich  
Wilhelms  
Befehl an den  
Staatsrat

„Da meine Armee am 14ten October auf allen Punkten, wo sie mit dem Feind engagirt gewesen, Unglück gehabt und ungeachtet der größten Bravour vom Feinde und der ungeheuren Übermacht desselben größtentheils [vom Könige eigenhändig statt „gänzlich“ gemildert] zerstreuet worden; so tritt nun der in der Instruction für den Staatsrath eventuell bestimmte Fall ein, wie für die Sicherheit von Berlin die möglichen Maßnahmen schon genommen und mit der größten Schnelligkeit und Energie zu verfolgen seyn werden. Ich überlasse Mich hierin und wegen der Sorge für Meine Familie vorzüglich auf Euch den Grafen von der Schulenburg, weshalb Ich Euch auch durch den Grafen von Haugwitz habe praeveniren lassen. [Gemeint ist die oben erwähnte Warnung des Ministers]. Dem ganzen Staatsrath aber mache Ich bekannt, daß Ich nach Cüstrin gehe, um den Mitteln zur Fortsetzung des Krieges näher zu seyn, falls die eingeleiteten Waffenstillstands- und Friedens-Unterhandlungen keinen glücklichen Erfolg haben sollten.“

Als ob der König mit dieser Reihe von Unwahrheiten noch nicht genug gehabt hätte, fügte er eigenhändig noch die weitere Unwahrheit über die demnächst nach Stettin flüchtende Armee Hohenlohes hinzu: „Die Ueberreste der Armee ziehen sich hier wieder zusammen zur Verstärkung und Vertheidigung der Bestung.“<sup>204)</sup>

Wahrlich, es gehörte noch mehr Verantwortung für den Berliner Gouverneur dazu, jene Proklamation zu erlassen, als für den König, brieflich seine Residenz zu ersuchen, Sicherheitsmaßnahmen zu treffen. Graf Schulenburg war klug genug, die Order nach dem Vorbild seines obersten Kriegsherrn aufzufassen: er brachte zunächst sich selber in Sicherheit und verließ, offenbar wie der König, um den Mitteln zur Fortsetzung des Krieges näher zu sein, seinen Posten. Der vollstümlichste Arzt Berlins, Heim, berichtete damals kürzer aber ehrlicher als der König, über das „Unglück“ des 14. Oktober; er vermeldete einfach: „Sie sind davongelaufen wie die Hundsfötter“ . . .

Die Berliner  
Garnison ver-  
läßt die Stadt

Ruhe! Mit dem roten Plakat errichtete der Gouverneur in einer knappen Formel angesichts des Zusammenbruchs noch einmal das herrschende System. Ruhe war nicht nur jetzt, sie war immer die erste Bürgerpflicht. Ruhe war nicht nur die höchste Pflicht, sondern auch das einzige Recht der patriarchalischen absoluten Monarchie. Ruhe — wenn das Unrecht zum Himmel schrie! Ruhe — wenn der Despot seine Willkür zum Gesetz erhob! Ruhe — wenn das Volk für eine winzige Kaste ausgesogen wurde! Ruhe — wenn die Leiber gepeitscht und die Geister gefoltert wurden! Ruhe — wenn die Landeskinder als Schlachtvieh ins Ausland vermietet oder verkauft wurden! Ruhe! Ruhe! Ruhe!

Es war nicht der unglückselige Einfall eines besonders feigen Junkers, der das Wort prägte. Den Triumphator Napoleon begleitete als ein siegreicher Nebenbuhler durch ganz Preußen, durch ganz Deutschland die eine und dieselbe Losung: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Dies Wort hat Bonaparte mehr gewonnen als seine Armee, seine Marschälle, sein Genie und die Kraft seines Willens. Überall öffnete diese innerste Lebensformel des absoluten Staates dem Sieger die Tore. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ das war die Grabinschrift des Deutschen Reiches. Das System selbst lieferte Deutschland dem fremden Sieger aus. Staaten werden zertümmert, Throne stürzen, Kronen zersplittern, Völker verzweifeln, Menschenmassen morden einander, Handel und Gewerbe stocken — aber die Ruhe der Untertanen bleibt ewig unwandelbar — wie es das Gesetz befiehlt. So hatten schon die kurbraunschweigischen Geheimen Räte bei dem drohenden französischen Einbruch in Hannover die Untertanen ermahnt, „alles zu vermeiden, was Ombrage (Verdacht) und Aufsehen erregen könne“. Daher konnte dann der Schwiegersohn Fürst Haßfeld, als er nach der Flucht des Schwiegervaters Schulenburg Zivilgouverneur von Berlin ward, mit genau der gleichen Philosophie untertäniger Ruhe die Berliner anherrschen: „Ich ermahne jeden . . . außer jenen Tagen, wo er zum Dienst der Stadt gefordert wird, ruhig bei seinem Gewerbe zu bleiben, und alle Sorgen denenjenigen zu überlassen, welche sich rastlos mit seinem Wohl beschäftigen werden. Ich verbiete durchaus alles Zusammenlaufen, alles Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an denen so verschiedentlich einlaufenden Kriegesgerüchten: denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgehet, dieses ist nur unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen. Unbemerkt kann ich nicht lassen, so unnötig ich auch diese Warnung glaube, daß gegen jeden Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit mit der größten Strenge zu Werke gegangen werden wird.“

Niemals haben die Berliner eine obrigkeitliche Verfügung so freundlich aufgenommen, wie jene Mahnung, aus Bürgerpflicht sich nicht zu rühren. Die Losung fand in einem ekelhaften Klatschblatt, dem „Beobachter an der Spree“, Anfang 1807 sogar einen Poeten, der sang:

Der Berliner.

Wer den Berliner fähig glaubt  
Zur Meuterei, und Aufruhr zu erregen,  
Dem hat, bei Gott! die Bosheit den Verstand geraubt.  
Auf uns ruht Friedrichs großer Segen:

Aufruf  
des Fürsten  
Haßfeld

tanen  
Kauf  
Es w  
Endig  
Verh

am 5

Vernunft. — Durch Wissenschaft gestärkt, kann uns kein Schatten,  
Rein lustig Meteor erschrecken noch ermatten;  
Die Dummheit raset nur gleich einem Sturm bei Nacht,  
Doch der Berliner sieht den Sturm der Zeit, und — lacht.

Daselbe hatte der Rat zu Leipzig schon am 13. Oktober die Unter- Leipzig  
tanen wissen lassen, als er eine Verordnung erließ, in der die fremden  
Kaufleute aufgefordert werden, das Ende der Messe ruhig abzuwarten.  
Es ward bekannt gegeben, „daß die Abreise fremder Handlungsherren vor  
Endigung der Messe nicht nachgelassen werden könne, und daß zu deren  
Verhinderung bereits die erforderlichen Maßregeln getroffen worden“:

„Im Übrigen versteht sich Hochw. Rath zu hiesiger wohlbedenkender  
Bürgerschaft, daß sie bey allen etwa eintretenden Ereignissen sich ruhig  
verhalten, und in dem Fall, daß fremde Truppen allhier einrücken  
sollten, durch Zusammenlauf und Unordnungen sich keine Unannehmlich-  
keiten zuziehen, vielmehr durch eine bescheidene und gutmüthige  
Aufnahme des fremden Militairs zu ihrer eigenen Erleichterung  
alles beytragen werden.“

In Raumburg begrüßte der Magistrat den Imperator: Raumburg

„Wir beglückwünschen uns, Ew. Majestät in unseren Mauern zu  
sehen, denn wir verehren den größten der Heroen, begabt mit allen  
Tugenden, die das menschliche Herz schmücken.“ und Halle

Nach der Schlacht von Halle flehte man dort zu dem Überwinder:

„Die Stadt Halle ist immer arm gewesen. Wir werden uns bestimmt mit  
der größten Genauigkeit bemühen, die Befehle zu erfüllen, die E. M. ge-  
ruhen wird uns zu geben. Insbefondere sehen wir E. M. ganz ehrerbietig  
an, die armen Einwohner unter Ihren kaiserlichen Schutz zu nehmen.“

„Directores, Bürgermeister und Rath“ von Breslau veröffentlichten Breslau  
am 5. November 1806 ein Publicandum des folgenden Inhalts:

„Die Gefahr, die der guten Stadt Breslau zeitlich nur von ferne  
drohte, ist unvermerkt näher gerückt; der Zeitraum scheint nicht mehr  
fern zu seyn, wo feindliche Heere vor ihren Mauern sich zeigen werden.  
Bürger und Bewohner Breslaus! Die Schicksale der Völker stehen  
in der Hand einer weisen Vorsehung . . . Verliert in den Tagen  
der allgemeinen Gefahr das Vertrauen auf diese Vorsehung . . . nicht.  
Ein Geist müsse Euch alle beseelen, der Geist der Ruhe, der  
Ordnung und der Eintracht. Ueberlaßt in stiller Ergebung alle  
etwaigen Vertheidigungs-Anstalten einem hohen Gouvernement;  
der friedliche Bürger hat mit Waffengeräusch nichts zu schaffen. Der  
Staat fordert Eure Einmischung nicht; die Klugheit gebietet Euch dringend  
Mäßigung und Ruhe, selbst der Feind wird ein so eingerichtetes Be-  
tragen zu ehren wissen.“ Es folgen dann Verhaltensmaßregeln, u. a.:  
„Sobald der Generalmarsch von der Garnison geschlagen werden sollte,  
verhalte sich ein jeder ruhig und still in seinem Hause. Kein Familien-  
vater gestatte, bey eigener Vertretung, seinen Untergebenen den Austritt  
aus demselben . . . Jeder, der Schießgewehr in seinem Hause hat, muß  
solches bey schwerer Ahndung binnen 24 Stunden auf das Rathhaus  
abliefern. Kein Verdacht müsse uns treffen, daß wir nur einen  
Augenblick hätten vergessen können, daß wir nichts weiter als friedliche  
Bürger sind. Und so laßt uns denn, gute Bürger und Bewohner  
Breslaus, gefaßt und ruhig das erwarten, was nach dem weisen Rath-  
schluß Gottes über uns verhängt seyn sollte.“

Schweidnitz

Auch in den preussischen Festungen wurde christliche Ruhe als erste Bürgerpflicht kommandiert. Während der Kommandant von Schweidnitz, Herr v. Haak, seine Vorbereitungen zur Belagerung auf die weitere Anwendung seiner vorzüglichsten Lebensregel beschränkte: „Rein ausprügeln!“, während er mit Festungsstrafen und Auf-die-Wache-Setzen dräuend weiter wirtschaftete, schärfte der Magistrat in einem u. a. von den Herren v. Steinwehr und v. Gerskow unterzeichneten Anschlag vom 10. November den Freunden und Mitbürgern das standhafte Vertrauen auf Gott und die Obrigkeit ein, und wurde in dieser Bemühung sogar poetisch. Ohne Gottes Zulassung werde niemandem ein Haar gekrümmt:

„Gefahren und Schrecken kann er wie das Gewölk am Himmel zerstreuen. Blickt in die Natur — noch geht die Sonne wie seit Jahrtausenden, auf und unter, und der Mond erleuchtet die Nächte wie sonst. Ist auch die Erde mit Blut bedeckt; der Weltbau steht unerschüttert. Er, dessen Hand ihn hält, wird uns auch erhalten . . . Dringt der Feind in unsere Mauern, so wollen wir ihn durch friedliches und vorsichtiges Benehmen zu besänftigen suchen. . . Es wäre Zerrüttung des Verstandes, oder Verrätherei gegen seine Mitbürger und gegen sich selbst, wenn jemand unter uns sich könnte einfallen lassen, sich aus falschem Patriotismus dem Feinde auf irgend eine Weise widersetzen zu wollen. Das sicherste Mittel, unser Eigenthum, Leben und Gesundheit zu schützen, haben wir in unseren Händen. Es ist unsere eigene Wachsamkeit über Ruhe und Ordnung, Entfernung alles Verdachts pflichtwidriger Einmischung in Gegenwehr und Vertheidigungsanstalten, welche, ohne Landesherrlichen Befehl, nie die Sache des Bürgers, sondern ausschließlich des Soldatenstandes sind.“

Grafschaft  
Mark

Der Soldatenstand dachte aber in diesem Fall ebenfalls gut bürgerlich, und überließ, wie die schmählich rasche Kapitulation zeigte, die Festung Gott und den Franzosen. In der Grafschaft Mark, unter dem 18. Oktober 1806, erließ die Königlich Preussische Kriegs- und Domänenkammer (unterzeichnet u. a.: v. Rappard, v. Beust, v. Ammon, v. Erdmannsdorff, Terlingen, v. Müns) ein Publicandum, in dem zur Beruhigung „aller getreuen Unterthanen“ verordnet wurde:

„Alle Unterthanen und Eingeseffene werden ermahnet, sich nicht durch ungegründete Gerüchte oder bösgesinnte Personen in Unruhe bringen zu lassen, sondern sich bey den Ihrigen ferner stille und ruhig zu verhalten, ihre Berufsgeschäfte und Arbeiten wie bisher fortzusetzen, und zu vertrauen, daß das Dienliche von der Landes-Obrigkeit wie bisher werde fortgesetzt werden.“

„Sollten aber in Zukunft wirklich fremde Kriegsvölker in hiesige Provinz auf eine Zeitlang einrücken, so haben sie sich denselben nicht zu widersetzen, sondern ihr Schicksal mit Standhaftigkeit und Gelassenheit zu ertragen und sich gegen dieselben auf die beste Weise zu verhalten.“

Braunschweig

Nicht anders war es außerhalb Preussens. In Braunschweig, dessen Landesherr doch der Oberstkommandierende der verbündeten Truppen gewesen war, wurde der Jahrestag der Krönung des Kaisers Napoleon feierlich begangen, und bei der Festpredigt wurde der Tert Römer 13, Vers 1, 2, unterlegt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die

Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung. Die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen". Am gleichen Tage predigte in der Universitätskirche zu Helmstädt der Geistliche:

"Der Ihn mit Geist und Kraft von der seltensten Größe ausrüstete, der allen Seinen kühnen und schweren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg zuwinkte, der Ihm Gewalt und Herrschaft von dem erstaunlichen Umfange gab, der Ihm große Nationen und blühende Reiche anvertraute; der Herr aller Herren, der Freund der Menschen, der hat Ihn gewiß nicht zum Verderben, sondern zum Segen, als ein Wunder des Zeitalters, also verherrlicht. Aber Er selbst auch hat alle Welt berechtigt, zu hoffen, daß Er das Ziel aller Seiner Anstrengungen und Kämpfe immer noch nicht erreicht haben wolle, daß es vielmehr bis dahin ausgestreckt liege, da Er den Kriegen der Völker und den eifersüchtigen Zwietrachten ihrer Fürsten ein Ende gemacht, und also die gräßlichste aller Menschenplagen von der Erde verbannt, das Meer alles Uebels und Lasters verschüttet, Frieden und Ruhe, Menschlichkeit, Sitten und Tugend, überall hin verbreitet haben werde. — O! wie gewiß dieser edelste und schönste Entwurf von Ihm gefaßt ist, so gewiß wird Ihm vom Himmel herab die Ausführung desselben gewährt, so gewiß wird diese verdienstvollste und glorreichste aller Seiner Heldentaten mit dem herrlichsten Gelingen bekrönt, und Sein unsterblicher Name von der spätesten Nachwelt mit Dank, Bewunderung und Entzücken unter den größten Errettern und Beglückern der Menschen benannt werden."

Die Predigt  
von Helmstädt

Man sieht, es waren nicht die Aufklärer und die Aufgeklärten, sondern die frommen Christen, die dem Kaiser gaben, was des Kaisers war.

Wo den Untertanen bei dieser Gelegenheit auch ihr teurer angestammter Landesherr abhanden kam, ergaben sie sich nicht weniger ruhig in ihr Schicksal. Am 28. Dezember erließen die von der französischen Regierung entlassenen ehemaligen kurhessischen Minister an die hessischen Soldaten, die gegen die Franzosenherrschaft rebellierten, einen Aufruf, in dem es heißt:

Kurbessen

"Wenn die Hessischen Soldaten den Churfürsten, ihren alten Landesherren, wirklich lieb haben und ihn wieder unter sich zu sehen wünschen, dann müssen sie förderfamst (schleunig) ruhig auseinander gehen; dann wird sich der französische Kriegsherr desto eher bewegen lassen, dem Churfürsten sein Land wieder zu geben, und auch solches mit den schweren Kriegskosten desto mehr verschonen."

Das weite Meer, der Wageruhm der alten Hansa, — die weckten nicht das mindeste Stürmchen. Der freien Stadt Hamburg Senat erneuerte am 22. Oktober, wie schon am 1. November 1805, das Mandat vom 6ten September 1756:

Hamburg

"Wir Bürgermeister und Rath der freien Hansestadt Hamburg, fügen hiemit zu wissen, daß Wir bey den jetzigen kritischen Weltbegebenheiten es nöthig erachten, durch gegenwärtiges Mandat dieser Stadt Bürger und Einwohner alles Ernstes und wohlmeynend zu erinnern, daß sie im Reden und Schreiben aller nur immer möglichen Behutsamkeit sich befleißigen, über hoher Mächte Handlungen und Absichten sich aller vorwitzigen, freyen und unbescheidenen Beurtheilung enthalten, vor Ausbreitung solcher Schriften, welche

dergleichen ungebührliche Urtheile enthalten, wenn sie gleich auch von ihnen selbst nicht verfertigt worden, sich dennoch aufs sorgfältigste hüten, und überhaupt wohlbedächtig erwägen, wie sehr sie durch dergleichen unüberlegtes Betragen gegen das Wohl ihrer Vaterstadt, die Regeln der Klugheit und wider die den hohen Mächten und Regenten und deren Regierungen schuldige Hochachtung fehlen würden, auch sich dadurch gar leicht die größten Widerwärtigkeiten zuziehen könnten; indem Wir dieselben, falls sie eines solchen sträflichen Betragens erweislich überführt werden sollten, keineswegs obrigkeitlich vertreten, sondern sie vielmehr mit der schärfsten Ahndung anzusehen gemüthiget seyn werden; da sie sodann alle ihnen daraus erwachsenden verdrießlichen und unglücklichen Folgen sich lediglich selbst beizumessen haben werden.

Lübeck „Gegeben Lübeck in der Rathsverammlung, den 4. November 1806“  
erschien folgende

Bekanntmachung.

„Aller angewandten Bemühungen und auch die vollkommenste Neutralität hiesiger Stadt und deren Gebiets gegründeten Gegenvorstellungen ungeachtet, hat das Eindringen fremder Truppen in dieselbe nicht abgewendet werden können.

Es ermahnet daher Ein Hochw. Rath alle Bürger, Einwohner und hier anwesende Fremde, nicht nur überhaupt zu einer ruhigen Fügung in die Zeitumstände, sondern auch namentlich auf das angelegentlichste, während des hiesigen Aufenthalts fremder Truppen, sich gegen dieselbe friedlich und bescheiden zu betragen, auch alles dasjenige, was auf irgend eine Art Unruhe oder Unzufriedenheit erregen könnte, insbesondere alles Zusammenlaufen, sorgfältigst zu vermeiden, vielmehr ruhig den obliegenden Geschäften, jeder dem seinigen, nachzugehen“ usw.

Straßsund Zur selben Zeit, am 3. November, verfügte das königliche Polizeidepartement von Straßsund:

„Da dem Vernehmen nach in Wein- und dergleichen Häusern hieselbst müßige Klügler, zumal aus dem Mittelstande, sich damit beschäftigen sollen, nicht nur über Welthandel und Zeitereignisse im Allgemeinen, sondern auch vorzüglich über innere Landes-Angelegenheiten und obrigkeitliche Verfügungen, Reden zu führen, Darstellungen zu machen, Urtheile zu fällen, Gerüchte zu verbreiten und Gesinnungen zu äußern, die oft geßfentlich darauf berechnet zu seyn scheinen, arglose Personen irre zu leiten, nicht unterrichtete zu beunruhigen, ja wol gar die öffentliche Meinung umzustimmen und nach ihrem Dünkel zu lenken; so werden selbige nachdrücklich hiedurch ermahnt, sich dessen von jetzt an zu enthalten, so wie über publike Vorgänge, sie seyen welcher Art sie wollen, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, da die Polickey, aus früheren Zeiten her, sie zum Theil schon als freche Schwäger kennt, und genau auf sie achten läßt, auch bestimmten Befehl hat, sie im Betretungsfall sofort zur verdienten ernsthaften Beahndung anzumelden.“<sup>205)</sup>

Frankfurt a. M. Nicht nur nicht handeln durfte der ruhige Bürger, sondern nicht einmal denken, urtheilen, reden.

Am 2. Januar huldigte Frankfurt a. M. seinem neuen Herrn, dem Fürst Primas des Rheinischen Bundes. Zu diesem Zwecke erließen Bürgermeister und Rat der Stadt folgende Bekanntmachung:

heit,  
Oste  
und  
Stad  
Reic  
wur

pflich  
Rev  
die  
sehen  
über  
Ang  
brach  
heißt  
drän  
Aug  
in d  
Tröf  
Sieg  
franz  
wied  
Freu  
bestä  
stand  
die  
Leich  
den

Schl  
matio

„Es wird der gesammten Bürgerschaft und den Beysassen hiemit aufgegeben, besagten Tages frühe nach 8 Uhr, wenn die große Glocke geläutet wird, in ehrbarer Kleidung, ohne alle Waffen und in guter Ordnung und Bescheidenheit, vor dem Römer zu erscheinen, auf dasjenige, was allda wird vorgetragen werden, mit schuldiger Ehrerbietung fleißig acht zu haben, die Huldigungspflicht abzulegen und nach vollbrachter Handlung sich in Stille und Ordnung nach Hause zu verfügen, unter der Bedrohung, daß gegen diejenigen, welche wider Verhoffen ohne erhebliche Ursachen nicht erscheinen, oder sonst sich bey dieser Handlung ungebührlich betragen würden, mit angemessener Strafe verfahren werden solle. Schließlich wird denjenigen, welche keine Huldigungspflicht abzulegen haben, mithin hierzu nicht berufen sind, als Personen weiblichen Geschlechts, fremden Handwerksburschen usw. untersagt, sich während dieser Zeit auf den Straßen befinden zu lassen.“

Das sind die Stimmen des patriarchalischen Zeitalters, das keine Freiheit, keine Selbsthülfe, keine Gegenwehr duldete. Auf diesem Felde waren Osten und Westen, Adel und Bürgertum, Militär und Zivil, Obrigkeit und Untertanen, kleine und große Staaten, absolute Monarchien und freie Stadtrepubliken, Hafenorte und Landstädte, Gelehrte und Analphabeten, Reiche und Besitzlose völlig einig. Die Vereitelung der inneren Revolution wurde jetzt zum Verhängnis derer, die sie unterdrückt hatten.

Weil die Beherrschten zur Wehrlosigkeit bei schärfster Ahndung verpflichtet waren, mußten jetzt die Herrschenden wehrlos sich der in der Revolution befreiten und gestählten Macht ergeben. Nicht zuletzt war es die deutsche Gelehrsamkeit und Kunst, die, den Grundsatz des Nichtwiderstehens befolgend, sich ruhig zu ihrem Geschäft begab und dem neuen Herrn überschwenglich, vielleicht sogar mit größerer Aufrichtigkeit als früher dem Ungestammten, huldigten. Die Jenaische „Allgemeine Litteratur-Zeitung“ brachte am 27. Oktober Betrachtungen über die Katastrophe, in denen es heißt: „Wenn auch von den Armeen Napoleons hin und wieder im Gedränge der kriegerischen Nothwendigkeit die Musen erschreckt oder auf einen Augenblick verschleucht werden, so erkennen diese doch bald nachher selbst in der Person des Kaisers ihren Freund, und finden in ihm ihren Tröster, ihren neuen Pfleger und Beschützer. Unmittelbar hinter dem Siegeszuge ist die Kunst schon wieder im Gefolge.“ In Weimar hätten französische Künstler Goethe und Wieland medailliert. So habe es sich wieder glänzend bestätigt, „daß Wissenschaft und Kunst den politischen Freundschaften und Feindschaften fremd sind“. „Es hat sich aufs Neue bestätigt, daß Künste und Wissenschaften kein Ziel der Waffen, kein Gegenstand der Rache oder der Beute seyn dürfen. Also hielten es auch einst die Römischen Legionen, auf den blutigen Spuren des Sieges, unter den Leichnamen mochten die Raben ihren Adlern nachträchen, nur nicht auf den Ruinen und Brandstätten der Wissenschaften.“

So konnte der Prorektor der Universität Jena, zehn Tage nach der Schlacht, am 25. Oktober in einer deutschen und französischen Proklamation verkünden:

„Die hiesige Universität hat auf ihr allerunterthänigstes Ansuchen die Gnade gehabt, am 15ten d. M. bey Sr. Majestät, dem Kaiser und Könige Napoleon, durch ihre Deputirten zu einer Audienz zu gelangen,

Die  
Universitäten



um Ihm ihre submissivste Devotion zu bezeugen und sich Seiner Huld und Gnade zu empfehlen. Dieser Zweck ist glücklich erreicht worden. Se. Majestät äußerten Gefinnungen für die Wissenschaften, welche den Glanz Allerhöchst Ihres Ruhms erhöhen, und erklären durch Ihren gnädigsten Willen, die Universität Jena in Ihren besonderen Kayserlichen und Königlichen Schutz zu nehmen. . .“

Mitte November 1806 empfing Napoleon eine Deputation der Universität Leipzig. Über den Empfang berichtete der „Hamburger Unparteiische Correspondent“: „Daß der Monarch an dieser hohen Schule den bisher genossenen Schutz zu erhalten versprach, war zu erwarten von dem alles umfassenden Edelmut des Helden, der der Schutz und der Liebling der Musen ist. Aber daß Er an drey Viertelstunden lang mit der Heiterkeit des ruhigen Denkers von wichtigen litterarischen Gegenständen, von des würdigen Hindenburgs combinatorischer Analysis, von Leibniz, von Kant, von den philosophischen Modeschulen der Deutschen, von Gall und von dem Zustand des chemischen Studiums in Deutschland mit ihnen sprach, und aus jedem Seiner Worte, mit der schönen Anspruchslosigkeit und Einfachheit des wahrhaft großen Weisen, das Geistvolle und Treffende des reiften und gesundesten Urtheils hervorleuchten ließ, das war es, was diese Männer mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus für den ersten Mann des Zeitalters erfüllte. Sie vergaßen für Augenblicke die Größe des Helden und Regenten, um die Größe des Denkers reiner zu bewundern, und riefen, als er sie entlassen hatte, indem sie in den äußern Saal traten, gegen die Umstehenden aus: Welch ein Mann!“ Solche Überschwenglichkeiten waren gewiß noch niemals mit so viel Recht einem Fürsten gewidmet worden. Aber es war doch nur die gleiche verächtliche Sprache, die auch dem stumpfsinnigsten Menschen, sofern er nur eine Krone ererbt, seit jeher gewidmet worden ist. Die Knechtseligkeit hatte eben nur den Gegenstand gewechselt, die feige Knechtseligkeit, die denselben Mann angespien hätte, wenn er bei Jena zusammengebrochen wäre.

Ein Lob aber war in der That aufrichtig gemeint. Napoleon ließ sich wirklich den Schutz der deutschen Universitäten angelegen sein; doch verlangte auch er gebieterisch Ruhe. Nur die Universität Halle folgte diesem Gebot nicht und wurde deshalb suspendiert. Den Hallenser Professoren wurde auf ihre Klage bedeutet, die härteren Maßnahmen seien dadurch veranlaßt worden, „daß man anstatt friedlich ihre Pflichten des öffentlichen Unterrichts weiter zu erfüllen, sich Schriften erlaubt hat, die sich bestreben, in dem Geist der Schüler Aufruhr gegen Frankreich hervorzurufen. Wenn Sie nicht aus den Grenzen Ihrer Pflichten herausgetreten wären, so würden Sie teilgenommen haben an dem Schutz, den der Kaiser den Universitäten und den öffentlichen Anstalten in allen von seinen siegreichen Armeen eroberten Ländern gewährt hat.“<sup>260)</sup>

Die Bauern

Nur eine Klasse der Bevölkerung hielt nicht durchweg Ruhe. Für den Bauernaufstand, der seit dem Beginn der Revolution andauernd in Deutschland gefürchtet wurde, schien jetzt die Zeit gekommen. 1793, wie noch 1803, hatten Bauern, auch auf preussischem Boden, Sensen und Dreschflegel mit dem Rufe: „Wenn nur die Franzosen kämen!“ geschwungen. Aber es war zu spät. Napoleon konnte keine Bauernunruhen dulden, die

leicht  
peitf  
losen  
sie e  
zeit  
befre  
Unte  
Geh  
Frev  
liche  
part  
von  
Gut  
Geh  
Gou  
glau  
Am  
in S  
wan  
Ger  
umf  
Com  
umf  
nur  
Sch  
pfl  
Pot  
ihr  
Geg  
1807

Gott  
wind  
nich

leicht eine allgemeine Gärung veranlassen und die schöne Ruhe hätten aufpeitschen können. Es bestand zudem die Gefahr, daß die gänzlich urteilslosen und ungebildeten Bauern „patriotisch“ aufgehetzt werden konnten, wenn sie einmal in Erregung gerieten. So wurden denn auch in der Franzosenzeit die Bauern, soweit sie nicht unter Napoleonische Herrschaft kamen, nicht befreit, sondern vielmehr ihre Auflehnungsversuche unterdrückt. „Die Guts-Untertanen haben sich bisher vielfältig beikommen lassen, den nöthigen Gehorsam zu versagen, die Forsten zu verwüsten und sich die strafbarsten Frevelthaten und Plünderungen zu erlauben. Es sind nun hiegegen dienliche Verfügungen ergriffen worden.“ So meldete der „Hamburger unparteiische Correspondent“ am 23. November 1806. Zur Zeit der Kapitulation von Magdeburg verweigerten in mehreren Ortschaften die Bauern ihren Gutsherren und Gerichtsobrigkeiten Dienstleistungen und den schuldigen Gehorsam. Durch eine strenge Verfügung „schützte“ der französische Gouverneur von Magdeburg das „Eigentum“. Auch in den Städten glaubte man hie und da die Zeit der Freiheit von — Steuern gekommen. Am 2. November 1806 veröffentlichte das Landes-Administrations-Collegium in Hildesheim eine Verordnung, die sich gegen die Steuerverweigerung wandte: Mehrere Einwohner seien „durch Mißverständnisse und falsche Gerüchte zu dem irrigen Wahn verleitet“ worden, „daß die jezigen Zeitumstände die Entrichtung der Landesabgaben, besonders der Accise, der Contribution, des Landschaftes und dergleichen nicht erfordern“. Die Zeitumstände erforderten gerade diese Abgaben „mehr wie jemals“.]

Die Untervürftigkeit des Adels, der Bürger, der Gelehrten wurde nur noch durch die Vertreter eines Gewerbes übertroffen: durch die Fürsten. Schamlose Feigheit und kriechende Untertänigkeit war jetzt die erste Monarchenpflicht. Friedrich Wilhelms III. Verhalten wurde gezeichnet. Es gab auch Potentaten, die in öffentlichen Bekanntmachungen, wie ertappte Verbrecher, ihr Alibi umständlich nachwiesen, um sich von dem Verdacht zu reinigen, Gegner Napoleons zu sein. In Koburg veröffentlichte am 18. Januar 1807 die Herzoglich sächsische Landesregierung folgendes

Die Fürsten

Publicandum

„Die Feinde des Vaterlandes haben in öffentlichen Zeitungen und selbst bei den kaiserl. französischen Behörden die Nachricht zu verbreiten gesucht, daß Unser durchl. Landesherr sich in Diensten der Königl. Preussischen Armee befinde und gegen die Kayserl. Französische Armee streite. Da nun diese Nachricht unbegründet ist, da Se. Durchlaucht niemals in wirklichen Kriegsdiensten gestanden haben, sondern nachdem Sie im Monat October bey Sr. Majestät dem König von Preußen einen Besuch in Weimar abgestattet hatten, auf Ihrer Reise nach Riga zu Ihrer durchlauchtigsten Frau Schwester, in Königsberg von einem gefährlichen Nervenfieber überfallen wurden und noch krank daselbst darniederliegen, also an dem Krieg selbst auf keine Art Antheil nehmen konnten; so wird dieses zur Berichtigung des Publicums zu Jedermanns Wissenschaft hierdurch bekannt gemacht.“

So krochen alle deutschen Fürsten vor Napoleon. Denn das deutsche Gottesgnadentum war damals ein sehr unsicheres Geschäft. Ein Wirbelwind hatte die Kronen und Throne erfaßt, und kein Bekrönter war sicher, nicht morgen „arbeitslos“ auf der Gasse zu liegen. Die Untertanen

Drei Landesherren in fünf Tagen

gewöhnten sich daran, ihre Landesherren wie die Postpferde gewechselt zu sehen, und sie sahen darin einen Grund mehr, alle Wendungen des irdischen Geschicks mit Ruhe stumm und gottselig zu ertragen. Das Fürstentum Osnabrück hatte damals binnen fünf Tagen drei Landesherren. Am 26. Oktober wurde es für Besitz des Königs von Holland erklärt. Ein Osnabrücker Galgenhumorist stellte diesen rapiden Fürstenverbrauch wie folgt fest: „Jetzt sind wir also Holländisch; das ist nun binnen fünf Tagen der dritte Landesherr. Am Mittwoch waren wir noch Preussisch, am Donnerstag wurden wir wieder Hannoverisch und jetzt sind wir Holländisch.“<sup>267)</sup>

Die Landesfarben des Patriotismus wechselten in jener Zeit zu schnell, als daß die Untertanen recht zu einem bestimmten Patriotismus die Bestimmung finden konnten. Die Schilderhäuser und Zollschranken waren jeden Tag anders angestrichen. Für welchen Anstrich sollte da das im germanischen Blute pulsende monarchische Gefühl erglühen? Es half nur eines: Die Ruhe, die sich um nichts kümmerte, die einzige, verlässliche Tugend, die dem allgemeinen Schwanken und Beben nicht unterworfen war.

Die Flucht aus Berlin

### 7. Das Departement Berlin.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!  
Beim Reihhaus den Koller gelüftet!  
Die Franken brausen, Napoleon schäumt,  
Der Wahn des Sieges verdüftet;  
Und setzet ihr nicht die Sporen ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Mit Schillers Reiterlied ward vor Jena der Patriotismus gespornet. Jetzt parodierte man es mit Spottversen, wie den vorstehenden.<sup>268)</sup> Nicht nur das Militär nahm Reihhaus. In dem nur gegen akzispflichtige Waren befestigten Berlin fühlte sich die herrschende Sippe nicht mehr sicher. Die Königin Luise und ihre Kinder, die Minister, höhere Beamte, viele Männer von Stand und Besitz, die Schriftsteller, die eben noch gegen Napoleon gewütet und nun seinen Zorn fürchteten, zogen ostwärts. Die auseinander gesprengten Familienmitglieder pflegten sich, da der Postverkehr unsicher war, durch Inserate in Hamburger Zeitungen über ihren Verbleib und Befinden zu unterrichten.<sup>269)</sup>

Staatsbankrott

Die Kassen wurden in Sicherheit gebracht, alle Barbestände der Banken geflüchtet. Dagegen überließ man die großen Waffenvorräte im Zeughaus dem Feinde. Die Zahlungen der staatlichen Bankinstitute wurden zugleich eingestellt: der Staatsbankrott wurde verkündet. Anfang Dezember 1806 nahm der Berliner Magistrat eine Anleihe von 2½ Millionen Taler auf.

Fürst Hatzfeld

Am 19. Oktober zog der bisherige Gouverneur, Graf Schulenburg, mit der gesamten Garnison aus. Sein Schwiegersohn, Fürst Hatzfeld, wurde Zivil-Gouverneur. Angstvoll erwartete man das Nahen des Feindes. Man bereitete sich würdig auf ihn vor. Um ihn nicht zu erbittern, wurde eine förmliche Jagd auf alle preussischen Adler veranstaltet; selbst von den Ärmeln der Postboten wurden die Messing-Untiere entfernt. In der Kunstausstellung wurden die Büsten des Königs und des Zaren versteckt, und man erwog den Gedanken, sie durch ein Bild Napoleons zu ersetzen.

Als am 22. Oktober Friedrich Wilhelm III. durch einen Abgesandten 40 000 Gewehre aus dem Zeughause verlangte, verweigerte der Fürst Hatzfeld ohne schriftlichen Befehl die Auslieferung, um die Stadt vor „unabsehbarem Unglück“ zu bewahren. Trotzdem begegnete dem willfährigen Zivilgouverneur das Mißgeschick, daß ein von ihm in das Lager des Königs gesandter Bericht über die Bewegung der Napoleonischen Armee aufgefangen wurde. Hatzfeld wurde verhaftet, sollte als Verräter und Spion gestandrechtelt werden; seine Frau fiel dem Gewaltigen zu Füßen, und er verzieh dem Gatten.

Noch bevor die Truppen anrückten, reiste eine städtische Deputation dem Kaiser entgegen, um seine Gnade zu erflehen. Die ersten Franzosen, die am 24. Oktober einzogen, überraschten den Berliner. Sie sahen gar nicht preussisch-militärisch aus, sie hielten weder Tritt noch Abstand, ja sie machten sich sogar des grausigen Verbrechens schuldig, vergnüglich zu rauchen. Hulin wurde der französische Kommandant von Berlin, ein gleich seinem Nachfolger wohlwollender und auf strenge Disziplin haltender Mann. Der Berliner Magistrat überbot sich in kriechender Selbstbeschimpfung. Hulin erließ die übliche Bekanntmachung auf Auslieferung der Waffen „bei strenger Strafe“. Der Magistrat verschärfte den französischen Text, indem er „bei Todesstrafe“ sagte. Mit welchem Gefühl angewiderten Stolzes mag Hulin dann diese preussische Todesstrafe zu Gunsten Napoleons wieder aufgehoben haben! Die Verwirrung in Berlin war so groß, daß schwere Verbrecher aus der Hausvogtei entweichen konnten.

In diesen Oktobertagen aber vollzog sich auch ein freudiges Ereignis. Der moderne bürgerliche Journalismus wurde in Preußen geboren. Vorbildlich für alle späteren Zeitungen, die — wie die Vossische und Kölnische Zeitung — ihre Gesinnungen mit den Machtverhältnissen änderten, war der Herausgeber eines eben gegründeten Blattes, des „Telegraphen“, Karl Julius Lange, binnen 24 Stunden aus einem Hardenbergischen ein Napoleonisches Preßreptil geworden. Er hieß eigentlich Davidson, hatte in Braunschweig irgend einen Handel getrieben und war über England nach Berlin gekommen; für seine Verdienste wurde er bald vom Fürsten von Hsenburg zum Hofrat ernannt. Unter dem Datum des 17. Oktober erschien — einen Tag früher — die erste Nummer: „Der Telegraph. Ein Journal der neuesten Kriegs-Begebenheiten. Von Karl Julius Lange.“ Der Leitartikel beginnt:

„Das Erwachen des Norden.

Lange hat der Norden geruht. Es ist Zeit, daß er erwache und — kämpfe. Alles ist bereit, den großen Streit zu beginnen. Die Engländer — reich an Gold und Weisheit — wollen neue Beweise ihrer Großmuth geben . . .

„Die Russen — nicht so reich an Gold, aber reicher an Muth und Tapferkeit . . . brennen vor Eifer, sich mit Preußens Braven zu vereinigen. Alexander hat geschworen — bei dem Grabe Friedrichs des Großen hat er geschworen, Friedrich Wilhelm III. nie zu verlassen, und die bösen Franzosen zu züchtigen . . .

„Der Norden ist erwacht! Die Engländer zahlen, die Russen marschiren, die Preußen fechten und — (welcher Patriot wird zweifeln, und welcher Nichtpatriot darf zweifeln?) und siegen! —“

Einzug der  
Franzosen

Berliner  
Journalismus

Es folgt unter der Uberschrift:

„Sieg! Sieg! Sieg!  
Tod! Tod! Tod!“

ein Brief aus Dresden, vom 13. Oktober, daß die Franzosen total geschlagen, 15 000 gefallen seien. „Die Flüchtigen werden von den braunen Husaren noch immer verfolgt.“

Die nächste Nummer schon philosophiert über die Ruhe als höchste Bürgerpflicht. Der erwachte Norden wurde in Schlummer gesungen: „Ergebung gegen Souverain und Schicksal verlassen den gutgesinnten Bürger nie. Der Weise kennt weder Furcht noch Schrecken. Nur der Unzufriedene ergreift jedes wirkliche oder eingebildete Ungemach, als das Lösungswort der Unruhe, des Ungehorsams und des lauten Murrens.“ Hier war noch offen gelassen, wer unter dem Souverain zu verstehen wäre, der alte Landesherr oder der nahende Kaiser. — Nr. 3 vollzieht mit wunderbarer Schnelligkeit den Übergang zum Feinde. Die „musterhafte Manneszucht“ der Franzosen wird gerühmt: „Die Großthaten des Oberhauptes bürgen für den Edelmuth der Individuen. Wir haben in dem gegenwärtigen Falle also — wenn die französischen Truppen bis hierher dringen sollten — nichts zu thun, als ihrer Ankunft mit Ruhe entgegen zu sehen, und diese Krieger mit Achtung und Bereitwilligkeit aufzunehmen.“ — Nr. 4 vom 22. Oktober klagt über das schöne Wetter, was auf die Straße und zur Redseligkeit verlocke: „Wäre es nun nicht besser, meine lieben Freunde und Mitbürger wir mäßigten ein wenig, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt — unsere Neugierde; ein jeder von uns folge seinem Berufe und ginge seinen persönlichen Geschäften nach, und wir überließen die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten, für die öffentliche Sicherheit und für unsere schöne, jetzt etwas bedrängte Stadt, unsern Obern, dem Gouvernement, dem Polizei-Direktorium, dem Magistrat.“

Nun aber nimmt Karl Julius Lange-Davidson, der Schutzheilige aller gesinnungstüchtigen Publizistik, höchsten Aufschwung. Er kehrt zu dem Hymnenstil des ersten Leitartikels zurück; nur werden eben nicht mehr die bösen Franzosen, sondern Friedrich Wilhelm III., Luise, der Prinz Louis Ferdinand, die preussischen Minister und Generale gezüchtigt:

„Am 27. Oktober zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags kam Kaiser Napoleon I. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Jubelgeschrei vieler tausend Bürger und Einwohner Berlins in dieser Stadt an. Der majestätisch-prachtvolle Zug ging durch die Linden nach dem Schlosse zu.“

Der Zug hatte einen „Reichtum an Pracht und erhabener, imponirender Größe, der keiner Beschreibung fähig ist.“

In derselben Nummer beginnen die Angriffe gegen die bisherigen preussischen Machthaber.

Staats-  
schinderknechte

Karl Julius Lange war aber nur der Armseligste, alle andern, mit wenigen Ausnahmen, handelten wie er. Die Schmähung Preußens wurde jetzt ein einträgliches Geschäft und mit gutem Grund hat Hans von Held, der vor der Katastrophe geredet hatte, jetzt aber schwieg, die Ankläger und Sittenprediger wie Herrn v. Cölln Staatschinderknechte genannt. Der

Sch  
an  
rede

eine  
besti  
Die  
behö  
7 M  
schm  
losen  
mal  
seien  
recht  
uner  
einer  
hat  
die  
in d  
quäl  
die  
hoch  
(wel  
dog  
öffi  
grün  
diese  
Per  
samer  
jener  
den  
jeder  
10  
unter  
Eine  
ficher  
Wu  
„Tel  
des  
Arm  
20.

Schweizer Historiker J. v. Müller, der im Sommer jene Rebellenadresse an Friedrich Wilhelm III. verfaßt hatte, pries in einer Berliner Akademie-  
rede im Januar 1807 Napoleon als den berufenen Nachfolger Friedrichs II.

Der Sieger brachte den Berlinern zwei revolutionäre Neuerungen, eine Art Selbstverwaltung und eine Bürgerwehr, beide Einrichtungen bestimmt, die Eitelkeit und das Interesse der Besitzenden zu befriedigen. Die 2000 wohlhabendsten Bürger wählten eine General-Verwaltungsbehörde von 60 Mitgliedern und diese einen Verwaltungsausschuß von 7 Mitgliedern als Magistrat. Die Bürgerwehr bestand aus 1200 begüterten schmuck uniformierten Einwohnern Berlins. Aber auch der Masse der Besitzlosen brachte Napoleon bisher unbekannte Vergünstigungen. Zum erstenmal nahmen die Armen wahr, daß sie nicht nur die „kontribuable Klasse“ seien. Zwar wurde das Zoll- und Akziswesen in seinen Grundzügen aufrecht erhalten; aber es wurde dafür gesorgt, daß die Lebensmittel nicht unerschwinglich teuer wurden. Das Pfund Brot durfte nicht mehr als einen Groschen kosten. Julius v. Voß, ein früherer preussischer Leutnant, hat in seiner 1808 erschienenen Schrift „Gemälde von Berlin 1806/07“ die Brotpolitik Napoleons höchstlichst anerkannt: „Der Kaiser erfuhr, daß in der Stadt Mangel und Hungersnot befürchtet wurden. In der That qualte dieser Schreckensgedanke die Einwohner nur zu sehr. Man hatte die vorige Erndte als nicht ergiebig angegeben, und die Kornpreise standen hoch, der Krieg hatte nun viele Lieferungen in die Magazine nötig gemacht, (welche meistens verloren waren), ein ziemlicher Theil des preussischen Heeres zog zweimal seit kurzem durch die Mittelmark, jetzt war das große französische Heer eingedrungen. Alles das schien die Furcht wesentlich zu begründen. Allein der Kaiser unterzog sich selbst einer genauen Untersuchung dieses Gegenstandes, ließ nach Borräten suchen, nahm sogar in eigener Person Rücksprache mit den Bäckern, und zog die Grundlinien einer heilsamen Getreidepolizei. Die Wirkung möchte man fast mit dem Wunder jener fünf Gerstenbrote vergleichen. Statt seit mehreren Tagen sich vor den Bäckerläden ein Aufruhr ähnliches Getümmel zeigt, ward nunmehr jedermann befriedigt; statt man erwartet hatte, der Roggen würde auf 10 Thaler steigen, kam er bald in Überfluß zu den Märkten, und sank unter 3 Thaler herab. Die Stadt wurde vorerst auf drei Monate mit Einemmale versorgt, man berechnete auch bis zur künftigen Erndte ein sicheres Auskommen.“ Die Brennmaterialien, mit denen bisher fiskalischer Wucher getrieben war, wurden zu mäßigeren Preisen verkauft, was den „Telegraphen“ veranlaßte, die „beispiellose Sorgfalt und erhabene Güte des Kaisers“ zu preisen. Auch die Salzverwaltung wurde zugunsten der Armen geändert. Für die preussischen Invaliden erließ Napoleon am 20. November 1806 folgende Verfügung:

Selbst-  
verwaltung und  
Bürgerwehr

Napoleonische  
Sozialpolitik

„In Erwägung, daß die alten Soldaten, welche ihrem Fürsten gut gedient, ein besonderes Recht auf unser Interesse haben, haben wir verordnet und verordnen folgendes:

„Alle preussische Invaliden sollen fortfahren, das nämliche Tractement Pensionen und Privilegien zu genießen, deren sie bisher genossen haben. Unsere Intention ist, daß alles, was nur anwendbar ist, geschehen soll, um das Schicksal dieser Männer zu sichern und selbst zu verbessern.“

Belastung des  
Besitzes

Völlig unerhört für preussische Verhältnisse aber war, daß die Kriegskontribution, nicht auf die Besitzlosen, sondern — es lebte in Napoleons Verwaltung noch ein Rest von dem Geiste jener jakobinischen Einkommensteuer — in scharfer Progression den Besitzenden auferlegt wurde. Zum erstenmal in der preussischen Geschichte mußte jetzt auch der Adel Steuern. Die Urkunden jener Zeit sind voll von lebhaften Klagen über den furchtbaren Druck der Kriegskontribution, aber die Klagenden waren eben die Besitzenden, die bisher nicht gewöhnt waren, zu den öffentlichen Lasten gemäß ihren Einnahmen herangezogen zu werden. Die Geschichtsschreiber, die jene Beschwerden seitdem durchweg übernehmen, haben sich nicht an das heute auch für sie unerlässliche „soziale Gewissen“ erinnert; sonst müßten sie gerade diese Maßnahmen Bonapartes rühmen. Die Berliner Kriegsteuer von 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Talern kam nur sehr langsam ein. Am 25. März 1807 ging ein Beschluß des Generaladministrators der Domänen und Finanzen ein, unverzüglich von den Rückständen 1 Million aufzubringen. Es wurden direkte Steuern auferlegt und zwar nach Besitz, Einkommen und Miete. So mußten Mieter über 300 Taler 20 Prozent der Miete entrichten, Mieter von 60 bis 100 Taler nur 5 Prozent, und die Armen, die nicht mehr als 60 Taler Miete zahlten, nichts. Diese Verfügung erweckte plötzlich patriotische Gefühle wider Napoleon. „Warum sollen denn“ — wurde in einem Journal ausgeführt, „die Mieter unter 60 Taler nichts beitragen? Genießen sie nicht eben die Sicherheit im Staate, erfreuen sie sich nicht eben der Rechte wie die Reichen?“ Die Bürger hätten, wird gemurmelt, ihre Kostbarkeiten, ja die Mobilien zu einem Spottpreis verkaufen müssen. Wenn die Belastung der Reichen so stark, könnte Berlin seine Bettlerfamilien dann nicht mehr ernähren. „Wenn alle Mieter, auch die Armen diesen (gleichen, bestimmten geringen Prozentsatz zahlen), so wird die Summe hinreichen, und es wird nicht erforderlich sein, die in hoher Miete Wohnenden ungerechterweise zu drücken.“<sup>270)</sup>

Die wirtschaftliche Not der Zeit war nicht durch die kriegerische Besatzung veranlaßt, sondern durch das Stocken des Erwerbslebens. Übel erging es den nur zum Teil und unregelmäßig bezahlten Beamten, den Offizierswitwen, die nur zwei Fünftel ihrer Pension bekamen. „Welches Elend herrscht hier unter den königlichen Beamten, die nur Brod und Wasser, und kaum noch Brod haben und auf Stroh schlafen,“ so wird im Frühjahr 1808 geklagt.<sup>271)</sup> Die Masse des städtischen Proletariats aber hatte es in der Franzosenzeit eher besser als früher. Jedenfalls fühlten sie zum ersten Male eine Rücksichtnahme. Napoleon war in Wahrheit der erste „König der Bettler“ in der Hohenzollernschen Monarchie!

Sitten

Allgemein anerkannt wurde, daß die französische Verwaltung strenge Disziplin unter den Truppen hielt; nur die deutschen Rheinbundsoldaten begingen Ausschreitungen. Besonders freundschaftlich waren die Beziehungen der Franzosen zu den Berlinerinnen. „Die Verderbtheit des weiblichen Geschlechts hat einen hohen Grad erreicht; nicht bloß daß die Anzahl dieser bedauernswürdigen Geschöpfe zum Erschrecken gewachsen ist, sondern auch ihre Frechheit und ihre Schamlosigkeit übersteigt alle Grenzen. Selbst die Franzosen finden Berlin in diesem Punkt unsittlicher als Paris,“ schrieb der Kantianer Riefewetter.<sup>272)</sup> Höflicher äußerte sich ein französischer

Genera  
eine vie  
Sträub  
in Kön  
U  
nationa  
achter  
patrioti  
für war  
Seit m  
geschaff  
josen u  
„Beob  
Seitden  
Und an  
„kraftg  
deutsche  
Wend ei  
wegen  
Madam  
zufried  
seyn ge  
fischen  
schenkte  
damalig  
stumpfe  
der Fr  
gerade  
Fischer  
Mann  
findet i  
siehe, d  
Körper  
Schicks  
kann sic  
Menge  
den N  
Fische,  
Ze  
tum, v  
Besazu  
wie der  
wird de  
Napole  
sinnlos  
1870/7  
Wilhel  
nach 2

General über diese Erscheinung. Die Berlinerinnen, meinte er, hätten eine viel zu gute Meinung von ihren Reizen, als daß sie durch langes Sträuben sie zu steigern suchten. Ähnlich war es in anderen Orten, wie in Königsberg.<sup>279)</sup>

Auch die literarischen Umarmungen der Geschlechter wechselten die nationalen Gefühle. In einem blöden Dienstmädchenbrief, den der „Beobachter an der Spree“ veröffentlichte, war am 20. Oktober die Liebe noch patriotisch: „Nu kriegte ich einen französischen Uhrmachergesellen. I nu, fir war er, aber prahlte ganz entseßlich und hernach war nichts dahinter. Seit man sagt, wir kriegen mit den Franzosen Krieg, habe ich ihm abgeschafft, denn ich bin och eine Patrigotin und mag nu mit keinen Franzosen was zu thun haben“. Bis zum 10. November beschäftigte sich der „Beobachter“ nur mit Joten über Bauchweh und Alkovenalbernheiten. Seitdem wurde er politisch, veröffentlichte die Bulletins der großen Armee usw. Und am gleichen Tage begann das Dienstmädchen Minchen Rett für die „kraftgestalteten Krieger“ der Franzosen zu schwärmen. Die trauernden deutschen Soldatenfrauen wurden von „trostreichen Tirailleurs“ beglückt. Und ein artiger, bei einer Hebamme einquartierter Franzmann beruhigte sie wegen der Belästigung: „Madame, ick mick sehr chagrinir zu mack Madame viel gêne, mais ce sont les loix de la guerre. Geb sie sich nur zufried, in zehn Monat werd Sie seyn bien content, daß die Français seyn gekomm nach der Berlin.“ Rührende Geschichten wurden von französischen Husaren erzählt, die den armen Kindern Apfel kauften und Geld schenkten. Spiegelt dieser „Beobachter an der Spree“ in Wahrheit die damalige Gemütsverfassung der Berliner Spießbürger, so muß die rohe und stumpfe Verwilderung entseßlich gewesen sein. Da vergnügte man sich in der Franzosenzeit nicht nur mit plattesten Lüsternheiten, sondern auch mit geradezu bestialischen Wizen wie der folgenden Anekdote: Die Frau eines Fischers, die ihn furchtbar gequält, stürzte besoffen in die Spree. Wie der Mann am nächsten Tage die Aalneße emporzieht, sind sie schwer. Er findet in ihnen einen großen schwarzen Klumpen Aale. „Er untersucht und siehe, die Aale haben sich an einen todten Körper angesogen, und dieser Körper ist seine Frau.“ Da denkt der Mann: „Das ist ein Wink vom Schicksal; bei ihrem Leben hat das Weib mich geärgert und bestohlen, jest kann sie mir Freude machen und mich bereichern, ich habe jest eine ganze Menge Aale mit ihr gefangen.“ Und er wirft den Leichnam wieder mit den Netzen ins Wasser. „Acht Tage hindurch fängt er mit ihr rasend viel Fische, die er verkauft.“

Zerstörungen und Verwüstungen von öffentlichem und privatem Eigentum, von Kunstschätzen und Gebäuden sind während der ganzen Zeit der Besatzung nicht vorgefallen. Aber die Wegführung von einigen Andenken, wie der Viktoria auf dem Brandenburger Thor und des Degens Friedrichs II. wird der deutsche Franzosenfresser heute sich kaum noch zu entrüsten wagen. Napoleon stand hoch über den sonstigen Kriegsgebräuchen der Zeit. Wie sinnlos und roh hatte Friedrich II. Sachsen ausplündern lassen! Noch 1870/71 haben deutsche Soldaten übel gehaust. Daß die Hoffschranzen Wilhelms I. 1870 ganze Wagenladungen aus dem Schlosse zu St. Cloud nach Berlin geschickt hätten, beklagte der Graf Paul Haßfeld in seinen

Beute



Feldzugsbriefen. Und beim Sunnenzug am Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in China unermessliche Kulturschätze nicht nur geraubt, sondern auch vernichtet. Waldersee war kein Napoleon, er hätte es in der alten französischen Armee sicher nicht über den Gemeinen gebracht, er war auch kein Sieger, und doch stehen heute die astronomischen Instrumente von Peking in Sanssouci!

Die intimen Hofbriefe

Während die preussischen Geschichtsschreiber um den Friedericianischen Degen und die Viktoria wild lamentiert haben, obwohl der Degen sogar zu einer artigen französischen Huldigungsfeier für den preussischen König Anlaß gab,<sup>274)</sup> haben sie sich seltsamerweise um einen wichtigeren Verlust nicht bekümmert: um die im Charlottenburger Schloß vorgefundenen Papiere, die für die, nur durch geringes urkundliches Material aufgeklärte Geheimgeschichte der Krisis von Bedeutung gewesen sein müssen. In seinem neunzehnten Bulletin, Charlottenburg, den 27. Oktober, berichtete Napoleon über den Fund: „Man hat in den Zimmern, welche die Königin in Potsdam bewohnte, das Gemälde des russischen Kaisers gefunden, welches er ihr geschenkt hatte. Man hat in Charlottenburg ihre Correspondenz gefunden, die sie seit drei Jahren mit dem Könige geführt hat, wie auch verschiedene Memoires von englischen Schreibern verfaßt, welche bezeugen, daß man keine von den Traktaten halten müsse, welche man mit dem Kaiser Bonaparte geschlossen hätte, sondern sich ganz auf die Seite von Rußland zu schlagen. Diese Stücke sind vorzügliche historische Gemälde. Sie würden, wenn es eines Beweises bedurfte, bezeugen, wie sehr unglücklich Fürsten sind, die den Weibern erlauben, Einfluß auf die Politik zu haben. Die Noten, die Berichte und die Staatspapiere rochen stark nach Moschus, und befanden sich unter Tüchern und anderen Stücken von der Toilette der Königin. Diese Fürstin hatte die Köpfe aller Weiber Berlins aufgeregt; jetzt aber haben sie sich sehr geändert.“<sup>275)</sup> Auf diese Papiere, die das Verräterspiel der preussischen Politik aufdeckten, berief sich dann am 16. November der General Duroc, um die Verschärfung der Napoleonischen Waffenstillstandsbedingungen zu begründen.

Die Traktierung Napoleons

Die feilen Gunstbezeugungen für die Franzosen waren nicht auf die Dirnen beschränkt. Alles wetteiferte in der Erniedrigung. Voran der König. Friedrich Wilhelm III. drängte während der Zeit der Friedensverhandlungen (November 1806) dem Kaiser für seine Hofhaltung 67 000 Taler auf, ohne daß Stein als Finanzminister und Chef der Bank sich gegen diese elende „Traktierung“ des Feindes wehren konnte, weil der König ihn nicht in Kenntnis setzte. Als die Unterhandlungen sich zerschlugen, war die französische Verwaltung boshaft genug, 11 684 Taler als Entschädigung zurückzuerstatten.

Adel

An Unterwürfigkeit ließ sich Fürst Hatzfeld von niemandem übertreffen. Der größte Teil des Adels, so weit er nicht geflüchtet war, wetteiferte mit dem „Civilgouverneur“. Im Jahre 1808 überreichte ein unbekannt gebliebener Kenner der Verhältnisse Friedrich Wilhelm III. eine „Karakteristik der Berliner“, die in einer schwarzen Liste von 44 Namen die aristokratischen Napoleoniden zusammenstellt. Man hat sich bis heute gescheut, aus diesem Manuskript mehr als ein paar Bruchstücke zu veröffentlichen, und hat vor allem die Namen bis auf ein paar verschwiegen, offenbar, weil sie

allzu  
Schr  
ein C  
sicht  
verän  
Fami  
Inde  
sich  
sie se  
unter  
verfp  
wahre  
Frau  
Dank  
Mad  
die C  
denn:  
ist da  
verlor  
erfete  
  
Zude  
Sorg  
die i  
dacht  
frisch  
eure  
welch  
Wur  
die i  
Fam  
  
27. 9  
Regi  
Säbe  
weht  
ihnen  
Bär  
fürch  
sogar  
werb  
fürst,  
Leute  
Dese  
Schl  
Deje  
„Leg  
Gene

allzu wohlbekannt klingen. Aus dem Kreise Hatfelds werden in dieser Schrift in erster Linie ein Graf von Hagen, ein Graf von Redern und ein Graf von Neale genannt. „Der verächtlichste Eigennutz und die Vorsicht die Verringerung ihres Eigentums auch bei einer möglichen Regierungsveränderung zu verhindern, waren die Triebfedern, welche . . . die . . . Familien zu dem kriechendsten Benehmen gegen die Franzosen bewogen. Indem sie ihnen förmlich die honeurs von Berlin machten, erfreuten sie sich wiederum ihrerseits eines Schutzes und einer Auszeichnung, mit denen sie sogar öffentlich zu prunken schamlos genug waren. Ohnerachtet alles unter dem Aushängeschild geschah, der Stadt Nutzen zu verschaffen, so versprach doch der Erfolg diesem Vorgehen wenig, vielmehr wurden ihre wahre Bewegungsgründe, zu denen sich noch vorzüglich von Seiten der Frauen eine niedrige Eitelkeit gesellte, bald ganz deutlich.“<sup>276)</sup> Bettel- und Dankbriefe aus diesen Kreisen des höchsten Adels an die französischen Machthaber sind zahlreich erhalten. Nur boten ihnen die Franzosen nicht die Gelegenheit zur Ausbeutung und höfischem Schmarozken. So hört man denn: „Die Creaturen des Hofes vergehen vor langer Weile. Ihr Einfluß ist dahin, ihre Geldquellen sind verstopft. Die Weiber haben ihre Liebhaber verloren, und, wenn sie sich auch alle Mühe geben, sie durch Franzosen zu ersetzen, so ist das Verhältniß doch nicht dauernd.“<sup>277)</sup>

Nicht anders sah es in dem besitzenden Bürgertum aus: „Ihr Reichen, Juden, Kapitalisten, Rentiers, und wie ihr da heißen möget, die ihr eure Sorge nur im Geldsammeln findet . . . Ihr, die ihr kein Vaterland kennt, die ihr nicht wißt, was Patriotismus ist, und die ihr nur einzig daran dachtet, wo am besten gegessen wurde; wo der Caviar und die Auster am frischesten angekommen waren; wo die schönsten gelehrigsten Freudentöchter eure schlummernde Manneskraft wieder aufs neue zu beleben verstanden; welche Tänzerin in der Armida wollüstigere Ideen, durch den geschicktesten Wurf ihrer Schenkel und Waden, zu erregen verstand; ihr Saugenichtse, die ihr nur auf den Ruin der Unschuld raffinirtet, wenn auch ganze Familien darüber zu Grunde gingen.“<sup>278)</sup>

Die Ehrfurcht vor den Offizieren war nun gründlich vorbei. Am 27. Oktober trafen in Berlin die gefangenen Offiziere des Kürassier-Regiments Gensdarmes ein, die in der Zeit des Kriegsgeschreis tapfer die Säbel vor den Fenstern des französischen Gesandten geweht hatten. Jetzt wehte sich der Berliner Volkswitz an ihnen, und ohne jedes Mitleid rief man ihnen zu, sie hätten wohl die französischen Sappeurs (wegen ihrer langen Bärte) für Juden gehalten und wären, weil sie in ihnen ihre Gläubiger fürchteten, ausgerissen. Unerhört in der Kriegsgeschichte ist es, daß es sogar möglich war, Offiziere der besiegten Armee für den Sieger anzuwerben. Erst warb der Prinz von Isenburg, also ein deutscher Landesfürst, die sogenannte Isenburger Legion in Berlin, und dann ein preussischer Leutnant, Graf Rochus von Kameke, für den König von Holland. Die Desertionen aus der preussischen Armee waren, wie schon erwähnt, vor der Schlacht bei Jena so stark, daß Napoleon am 22. September den General Dejean benachrichtigte, er habe eine Verordnung ausgearbeitet, um eine erste „Legion des Nordens“ in Jülich zu bilden. Nach den Mitteilungen des Generals Berthier war die Zahl der Deserteure so beträchtlich, daß man

Bürgertum

Offiziere

Die Isenburger Legion

mehrere preussische Legionen bilden konnte; Napoleon plante eine in Nürnberg, der Geburtsstadt der Hohenzollerndynastie.<sup>279)</sup> Der Isenburger veröffentlichte jetzt in der Spenerschen Zeitung einen Aufruf, in dem er die „Herren Offiziers“ ersuchte, in einem „aus lauter in Preussischen Diensten gestanden habenden Individuen“ zu errichtenden Regiment Dienste zu nehmen. „Diese ehrenvolle Anstellung sichert denenjenigen“ — so hieß es in dem Inserat — „so dieselbe zu erlangen wünschen, den Schutz und die vaterländische Sorge des angebeteten Helden . . . Eilt denn herzu, tapfere Krieger! tretet unter die Fahnen Napoleons des Großen, und gehet mit ihm dem Siege und unsterblichem Ruhme entgegen.“ In einem im „Telegraphen“ veröffentlichten „Schreiben eines preussischen Offiziers an einen preussischen Major in Berlin“ wurde die Bekanntmachung erläutert:

„Was soll der junge, kraftvolle, an Thätigkeit gewöhnte, der höheren militärischen Bildung würdige Soldat thun? Soll er seine kostbare Zeit in der Gefangenschaft, in Unthätigkeit, Vergessenheit und Erschlaffung zubringen? . . . Wohl uns! Der Unüberwindliche, Napoleon der Große hat für den echten Krieger, der durch die Anfälle der Preussischen Armee in Gefangenschaft gerathen ist, eine Laufbahn der Ehre eröffnet. Er hat dem regierenden Fürsten von Isenburg den Auftrag zur Errichtung eines aus Preussischen Gefangenen zu formirenden Regiments . . . erteilt. Was kann ehrenvoller sein, als der Kriegsdienst unter dem ersten und größten Feldherrn der Welt? Dank meinem Genius! Ich bin Lieutenant in dem Regiment des Prinzen von Isenburg . . .“

Am 27. Dezember berichtete der „Telegraph“, daß sich bereits 40 ehemalige preussische Offiziere gemeldet hätten. Daß die Werbung in der ersten Zeit sehr guten Fortgang genommen hätte und daß namentlich auch preussische Offiziere sich anwerben ließen, bezeugte später auch die nach dem Tilsiter Frieden von Friedrich Wilhelm III. eingesetzte Kommission.

Selbst als Spione gegen die eigenen Landsleute ließen sich preussische Offiziere benutzen, so jener Graf Kamecke. Ein anderer Fall wird in einem Brief Kiesewetters bezeugt.<sup>280)</sup>

Das Verhalten der preussischen Offiziere wirkte auf die wenigen treu gebliebenen Anhänger der alten Herrschaft um so niederdrückender, als auch sie die kühne Freiheit und Bildung der französischen Soldaten bewundern mußten. „Nachlässig auf ihre Gewehre gelehnt, willkürlich Kopf und Augen wendend, war es als thäten sie Alles auf eignen Antrieb und aus freiem, freudigem Willen. Ich kann das Schauderhafte dieses Anblicks (so schilderte eine Gräfin Schwerin ihren Eindruck) nicht beschreiben; er nahm uns die letzte Hoffnung auf mögliche Rettung, — denn in jeder freien, gemüthlichen Bewegung, in jeder stolzen Stellung sah man den 15jährigen Sieger und die ersten Truppen der Welt.“

Am 8. November wurde Preußen in vier Departements eingeteilt: Berlin, Küstrin, Stettin, Magdeburg. Das Departement Berlin erhielt in dem General Clarke einen französischen Gouverneur. Seine Amtsführung war wohlwollend und rücksichtsvoll. Friedrich Wilhelm III. schrieb ihm nach dem Frieden zu Tilsit einen demüthigen Dankbrief: „Ich begrüße die Lobsprüche, die Ihr edles Verhalten verdient hat: ich weiß die Gefühle zu würdigen, die es Ihnen diktiert hat und ich empfinde ein wahres Vergnügen, Ihnen dafür zu danken.“

Ein Dankbrief  
Friedrich  
Wilhelms III.

erpar  
Behö  
mußte  
mit ih  
zu un  
der V  
dem  
aber  
Schlo

führte  
von  
König  
Heuch  
nach  
Natio  
Justiz

hinan  
zogen  
Solda  
dreie  
franz  
Hier  
die r  
ungeh  
sind  
arbeit  
wager  
Stani  
schau  
weiter  
übera  
die da  
das  
das  
eide  
die  
gebot

So human der Gouverneur war, einen wahrhaft teuflischen Witz ersparte er der preußischen Knechtseligkeit nicht. Sämtliche preußischen Behörden blieben im Amt — unter französischer Obergewalt — aber sie mußten dem Kaiser den Eid schwören, nicht mit dem „Feinde“, will sagen mit ihren angestammten Fürsten, ihrem eignen Heer und Volk Verbindungen zu unterhalten. Trotz alledem hätte man annehmen sollen, daß kein einziger der Beamten des Königs sich so schmächtig erniedrigen würde, um unter dem Eid ihren bisherigen Herrn als Feind zu bezeichnen. Sie leisteten aber alle ohne Ausnahme, voran die Minister, am 9. November im Schlosse zu Berlin diesen Schwur:

Bereidigung  
der Beamten

„Ich schwöre gesetzmäßig das Amt auszuüben, das mir vom Kaiser der Franzosen anvertraut ist, und es nur zur Erhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe zu benutzen; mit aller meiner Macht zur Ausführung der Maßnahmen mitzuhelfen, die für die Zwecke der französischen Armee angewendet werden sollen, und keinerlei Verbindung mit ihren Feinden zu unterhalten.“

Und die Formel wurde französisch gesprochen!<sup>281)</sup> In der angeführten „Karakteristik der Berliner“ wurde behauptet, daß der Großkanzler von Goldbeck, der Gewaltige der Rechtsfrevler unter den beiden letzten Königen, die Beamten zur Ableistung des Eides veranlaßt habe: „ein Heuchler, der seines Gleichen sucht, huldigend dem Zeichen des Augenblicks, nach Wind und Wetter sich drehend, ohne Patriotismus und Gefühle für Nationalität.“ Als Hans von Helm vor Jena den Großkanzler der Justizmorde ähnlich kennzeichnete, wurde er eingesperrt.

Zwei volle Jahre bestand das Departement Berlin. Über den Frieden hinaus blieb die französische Verwaltung. Am 2. und 3. Dezember 1808 zogen die letzten Franzosen ab und am 10. Dezember die ersten preußischen Soldaten wieder ein. Der König sah am 23. Dezember 1809 nach dreieinvierteljähriger Abwesenheit Berlin wieder. Der Rauch aus der französischen Zyklopenschmiede im Zeughaus mußte erst gründlich getilgt sein. Hier nämlich hatten die Franzosen ihre Waffen zum letzten Feldzug gegen die russisch-preußische Koalition geschmiedet. „Das Zeughaus ist in eine ungeheure Schmiedewerkstatt verwandelt. Eine große Menge Feldschmieden sind hineingebracht und eine noch größere Menge der Söhne Vulkans arbeiten vom Morgen bis in die Nacht rastlos, um preußische Pulverwagen, Brodwagen, Kanonen usw. zu reparieren und zur Abfahrt in den Stand zu setzen. Des Abends gewährt das Zeughaus einen seltsamen, schauerlichen, pittoresken Anblick. Die Menge einzelner Feuer, die in dem weiten Raum verbreitet sind und magisch die hohen Gewölbe erhellen, die überall sprühenden Funken, das dumpfe Klappen der bewegten Blasebälge, die das Gewölbe durchschallenden Schläge der Hämmer, die Arbeiter, welche das Feuerlicht seltsam und schauerlich beleuchtet, dies alles giebt dem Ganzen das Ansehen einer höllischen Werkstatt.“<sup>282)</sup>

Wiedertehr  
des Königs

So sah es im Departement Berlin aus! Jetzt wurden die Franzosen-eide wieder umgeschmiedet und das monarchische Blut begann wieder für die Hohenzollern zu rollen, wenn auch noch — bis 1813 — mit der gebotenen Vorsicht.

## 8. Die Kapitulationen.

Die Junker

Zum ersten Mal in der preussischen Geschichte verstanden sich seit der Schlacht bei Jena die Junker der göttlichen Armee zu bürgerlichen Anschauungen der Zeit: Gleich den Bürgern erkannten sie, daß der Krieg sie im Grunde nichts anginge. Sie hatten so viel im Frieden für das Vaterland getan, daß man wahrlich jetzt nicht noch kriegerische Leistungen von ihnen verlangen konnte. Mochte der Staat in Trümmer fallen, die Junker waren sich ihrer patriotischen Aufgabe bewußt geworden: Sie mußten sich bis auf den letzten Mann der Nation erhalten. Und das taten sie treulich.

Festungsrecht

[Bonaparte eroberte fast alle preussischen Festungen, ohne daß er Pulver verbrauchte. Das Erscheinen eines französischen Offiziers mit einem Trompeter genügte, um nach kurzer Beratung der militärischen und zivilen Behörden die Forderung der Kapitulation widerstandslos zu bewilligen. Die Festungen waren offenbar nur für den inneren Feind gebaut, um in ihren dunklen Verliehen die Sehnsucht nach Freiheit zu ersticken; sie hatten sich als Bollwerke gegen die nationale Revolution bewährt, vor den Erben der französischen Revolution aber öffneten sie bereitwillig die Tore.] Mit eherner Strenge hatte das preussische Militärrecht die Pflichten der Kommandanten bestimmt. Niemand durfte eine Festung übergeben, bis er zum dritten Mal einen Befehl des Königs erhalten hätte. Nur äußerster Hungersnot, Mangel an Mannschaft, Munition, wehrloser Zustand der Festungswerke, eine unbezwingliche Rebellion der Besatzung, vollständige Erschöpfung nach verschiedenen ausgehaltenen Stürmen konnte eine Uebergabe rechtfertigen; aber immer nur nach ausführlichem erstattetem Bericht an den König und auf dessen Befehl. Jetzt hatte der König selbst zuerst kapituliert, und kein Festungskommandant fühlte sich mehr an die eidlich beschworenen Pflichten gebunden. Die Festungen strotzten von Vorräten, Munition, Offizieren und Mannschaften, die Junker aber suchten ihren Ehrgeiz darin, den höchsten Grad der Geschwindigkeit im Kapitulieren zu gewinnen. In wenigen Wochen war fast die ganze preussische Kriegsmacht in französischer Gefangenschaft. Erst eine Kabinettsorder des Königs vom 22. November erinnerte die Kommandanten der schlesischen Festungen an ihre Pflicht: „bei Verlust ihres Kopfes Verteidigung bis aufs Aeußerste“; das machte einigen Eindruck, weil das Wiederaufleben des Kriegs und russische Hülfe die Aussichten des Königs wieder etwas hoben, aber nicht allzu stark. Auch in den Ausnahmefällen, wo — wie in Kolberg — eine Festung verteidigt wurde, überbot sich gerade die herrschende Gesellschaft in Krämpfen der Angst.

Die Kapitulationen

Die Kapitulationen der Festungen wechselten mit denen auf freiem Felde. Auch die Paradeplatz-Tapferkeit war vollständig erschöpft; die schönste weite Ebene begeisterte die göttliche Armee nicht im mindesten mehr. Nachdem Erfurt schon am 15. Oktober kapituliert, folgten Spandau am 25. Oktober, Stettin am 29. Oktober, Küstrin am 1. November, Magdeburg am 8. November, Klarenberg bei Czenstochau am 19. November, Hameln am 20. November, Nienburg am 25. November, Plassenburg am 25. November, Glogau am 3. Dezember, Breslau am 7. Januar, Brieg am 16. Januar, Schweidnitz am 16. Februar, Danzig am 25. Mai, Meisse

am 1.  
Uberg  
Friede  
preußi  
dorf  
Haupt  
Die  
sich an  
Reste  
In en  
Solda  
entzieh  
währen  
den be  
Offizie  
heraus  
nicht  
Schloß  
begeg  
noch r  
— da  
die  
Masse  
dürfen  
würde  
noch f  
statt d  
könnte  
allgem  
unter d  
befand  
des K  
ösisch  
so un  
nicht r  
wesent  
währen  
wurde  
Leute  
trieben  
das K  
Wälle  
5. No  
Neutr  
und

am 1. Juni. Kosel und Glas vereinbarten am 10. und 26. Juni die Ubergabe. Nur Silberberg, Kolberg und Graudenz hielten sich bis zum Frieden.

Die Kapitulationen auf freiem Felde begannen mit dem vornehmsten preussischen Regiment Gensdarmes, das am 27. Oktober sich bei Wichmannsdorf gefangen nehmen ließ. Tags darauf kapitulierte bei Prenzlau die Hauptarmee unter dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen: 12 000 Mann. Die Bagage der Hohenloheschen Armee unter Herrn v. Prittviß ergab sich am 2. November bei Wolgast. Und endlich kapitulierten die letzten Reste der Armee unter Blücher am 7. November bei Lübeck-Rattau.

Die Hohenloheschen Mannschaften waren bis auf den Tod erschöpft. In endlosen Märschen, schlecht bekleidet und dürftig ernährt, waren die Soldaten aufgerieben. Manche übten Selbstmord, um sich der Qual zu entziehen. Aber die Offiziere litten keine Not. Die Soldaten durften, während sie frierend, ohne Lebensmittel, auf freiem Felde nächtigten, hinter den beleuchteten Fenstern des Schlosses Schönemark die Fürsten und die Offiziere schmausend vermuten, und als Hohenlohe aus dem Schlosse herausritt, murrten, wie Höpfer überliefert, die Leute laut: Sie könnten es nicht mehr aushalten, das sei keine Kunst, wenn die Generäle auf den Schlössern säßen. Wenn die Offiziere einem aus dem Gefolge Hohenlohes begegneten, fragten sie ängstlich: „Herr Kamerad, kommen wir denn wohl noch nach Stettin?“ Nach unbedeutendem Gefecht vor der Stadt Prenzlau — das Feld bedeckten weggeworfene Gewehre — flüchteten die Truppen in die Stadt. Der Generalstabschef des Fürsten Hohenlohe, der Oberst Massenbach, bat Murat — wie dieser wörtlich berichtete — sich ergeben zu dürfen. Hohenlohe hielt an die Offiziere eine rührende Ansprache: „Er würde es vorziehen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als im Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Kapitulation zu bestreken. Allein statt das Leben so vieler braven Leute, die dem Vaterlande erhalten werden könnten, bloß seinem Ruhme aufzuopfern, erscheine es ihm edler, diesen der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer zu bringen.“ Keiner von den Offizieren, unter denen sich der später berühmte gewordene wilde Feudaljunker v. d. Marwitz befand, erhob Einspruch. So ergaben sich die Edlen, samt den Gardes des Königs.

Nur eine größere preussische Truppenmacht war noch nicht in französischer Haft, das Blüchersche Korps. Die kleinen Rückzugsgefechte waren so unblutig, daß sie den Rückzug selbst, von militärischen Gesichtspunkten, nicht rechtfertigten. So verloren am 1. November die Jäger, die allein wesentlich am Kampf bei Waren beteiligt waren, 70 Tote und Verwundete, während am gleichen Tage von den Franzosen 1600 Gefangene eingebracht wurden. Die Preußen büßten durch die Erschöpfung des Marsches mehr Leute ein als durch den Feind. Ohne ein ernsthafteres Gefecht, in übertriebenen ängstlichen Vorstellungen von der Truppenzahl des Feindes, wich das Korps Blüchers in der Richtung nach Lübeck zurück, hinter dessen Wällen und Gräben man reiche Mittel und Schutz erwartete. Am 5. November traf Blücher in der freien Stadt ein, von der trotz ihrer Neutralität 80 000 Brote, 40 000 Pfund Fleisch, 30 000 Flaschen Wein und Branntwein, Schuhe für die Infanterie, 50 000 Dulaten, Futter für

Die Übergabe  
der Hohenlohe-  
schen Armee

Blücher

5000 Pferde verlangt und versprochen wurden. Die Blücher'sche Forderung beweist, wie es sich mit der von den Genaretern angeführten Entschuldigung verhält, die Preußen hätten vor den Franzosen den Nachteil gehabt, daß sie in Requisitionen zu zimperlich gewesen wären. Der Versuch, auf dänischen Boden zu gelangen, scheiterte. Dänemark erklärte, seine Neutralität mit den Waffen schützen zu wollen. Am Mittag des 6. November hatten die Franzosen unter Bernadotte bereits — zur großen Überraschung des ahnungslosen Blücher, der dem Feinde beinahe in die Hände gefallen wäre, wie Scharnhorst wirklich gefangen genommen wurde — Lübeck erstürmt. Die preussischen Geschütze und die Infanterie auf der Bastion wagten nicht zu feuern, weil sie bei dem Durcheinander von Freund und Feind die Kameraden zu treffen fürchteten. Die preussische Artillerie jagte kopflos in die eigene Infanterie hinein. In der Stadt selbst fand ein heftiger Straßenkampf statt. Blücher flüchtete mit dem Rest seiner Truppen durch das Holsteiner Thor aus der Stadt, um draußen zu seiner Verwunderung bereits den General von Nazmer und den Herzog von Dels vorzufinden. Blücher schrieb später über diese Mitkämpfer an den Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III.:

„ganz unwürdig der Gnade des Königs ist der Herzog von Braunschweig-Dehls, General v. Pellet von die Dragoner, General v. Usedom von die Husaren; auch über den General v. Nazmer muß ich mich beklagen, er wahr von mich zum Commandanten von Lübeck ernannt, und mit dem Herzog von Braunschweig verließ er Lübeck und ließ mich in der Stadt.“

Ein Versuch, die Stadt wiederzugewinnen, mißlang. Blücher zog mit den noch vorhandenen 9000 Mann nach Rattau und hier kapitulierte auch er am 7. November, durch die falsche und nicht nachgeprüfte Nachricht, von der Übergabe Travemündes in seinem Entschluß bestärkt. Er fügte wenigstens der Kapitulations-Urkunde noch die Entschuldigung hinzu: „Ich capitulire, weil ich kein Brodt und keine munitio habe.“

Damit war nun die göttliche Armee erledigt. Nicht ein einziges Korps hat sich wirklich durchgeschlagen, mit dem Mut der Verzweiflung geopfert. Selbst die Blücher'sche Truppe, die noch am meisten Entschlossenheit zeigte, hat ohne viel Besinnen sich schließlich ergeben. Scharnhorst hat später die Kapitulation nicht für gerechtfertigt erklärt, und auch Lettow-Vorbeck erteilt dem Marschall Vorwärts, wenn auch vorsichtig, eine sanfte Rüge.

Dennoch wirkt die Schlacht von Lübeck wie eine heroische Tragödie, wenn man sie mit der Übergabe der Festungen vergleicht. Wenn nicht zufällig einer der Vaterlandsverteidiger aus Furcht von Nasenbluten befallen sein sollte, so ist bei der Mehrzahl überhaupt kein Tropfen edlen Junkerbluts vergossen worden. Fast ist es schon zu ehrenvoll, überhaupt von Kapitulationen zu reden. Die Junker räumten die Festungen, als ob sie aus einer Wohnung auszögen; die eine Partei verließ die alte Behausung, die andere rückte in sie ein. Es bedurfte zu diesem Mietswechsel keiner Kanonen und Flinten, Möbelwagen hätten genügt.

Spandau

Der Kommandant von Spandau, Major v. Benedendorf, schrieb am 23. Oktober dem Könige, er sei entschlossen dem Feinde nur die Trümmer der Festung zu überlassen. Am 25. Oktober erschien der französische

Gener  
schon  
nicht  
Garni  
einschi  
Festun  
donner  
Belag  
Ehe e  
Kriegs  
haupt  
Noch  
bemäc  
Tode  
begnal  
C  
Stett  
von d  
mitteln  
die E  
Militä  
Herr  
nach  
der  
Gener  
fischer  
bedeut  
nachm  
Kriegs  
verlan  
und v  
wenig  
Stadt  
spende  
sein.  
der R  
den G  
v. Ha  
Inger  
vermo  
und f  
würd  
rung:  
fünf  
Autor  
tafel.  
zusam  
beschei

General Bertrand vor Spandau. Herr v. Beneckendorf wiederholte, wie schon zweimal Parlamentären gegenüber, heldenmütig, daß er die Festung nicht übergeben würde. Bertrand stieß einige Drohungen — die ganze Garnison müsse über die Klinge springen — aus, bereitete sich auf einige einschüchternde Kanonenschüsse vor, war sich aber bewußt, daß sich die Festung halten könnte: „Wenn sich der Platz nicht auf den Kanonendonner“ — berichtete er am Mittag, „übergiebt, so kann er eine Belagerung aushalten. Außer Pfützen besitzt er Gräben voll Wasser.“ Ehe es aber noch zu einem Schuß kam, berief der Kommandant einen Kriegsrat, und alle stimmten mit der Ausnahme eines bürgerlichen Ingenieurhauptmanns für die Übergabe. Niemand fand mehr an Trümmern Geschmack. Noch bevor die Kapitulation erfolgte, hatten sich die Franzosen Spandaus bemächtigt; sie fanden keinen Widerstand. Beneckendorf wurde 1808 zum Tode durch Erschießen verurteilt, aber zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt.

Ebenso blühtartig schnell verlief die Übergabe der wohlgerüsteten Festung Stettin Stettin. Die Besatzung bestand aus 5184 Mann und 100 Offizieren; von den 281 Geschützen waren 100 durchaus kampftüchtig. Mit Lebensmitteln und Munition war die Festung überreichlich versehen, da sie ja die Hohenlohesche Armee hätte aufnehmen sollen. Zivilverwaltung und Militärgewalten waren vollständig einmütig. Der preussische Staatsminister Herr v. Ingersleben, der die Hannoversche Verwaltung geleitet und jetzt, nach dem Verlust von Hannover, nach Stettin geflüchtet, war hier mit der Zivilverwaltung betraut worden. Gouverneur war der 81jährige Generallieutenant von Romberg. Am 29. Oktober mittags ritt ein französischer Husarenoffizier in die Festung und forderte die Übergabe; er wurde bedeutet, daß man den Befehl des Königs abwarten wolle. Am 4 Uhr nachmittags kam ein zweiter Abgesandter des Generals Lasalle. Verwirrter Kriegsrat. Alles redet angstvoll durcheinander. Der französische Offizier verlangt sofortige Entscheidung, begleitet Ingersleben in seine Wohnung und verhandelt mit ihm. Der Franzose äußert dabei, so behauptete wenigstens Ingersleben in seinem Bericht, es sei üblich, dem ersten in die Stadt einziehenden General ein „Don gratuit“ (eine freiwillige Gabe) zu spenden; Leipzig habe 500 Louisdor gegeben, Stettin dürfe nicht knausriger sein. Zum Gouverneur zurückgekehrt, finden sie bereits die Bedingungen der Kapitulation von Romberg, dem ersten und zweiten Kommandanten, den Generalen v. Knobelsdorff und v. Rauch und dem Ingenieuroffizier v. Harenberg ausgearbeitet. „Von seinen Empfindungen bestürzt“ läuft Ingersleben wieder nach Hause, weil er nun „nichts mehr zu hintertreiben vermochte, indem jede unglückliche Folge mir sodann zur Last gelegt seyn und selbst der Feind meine Einmischung übel vergolten haben würde.“<sup>283</sup> Der französische Unterhändler aber steigert jetzt seine Forderung: 1000 Louisdor für den General und ein Reitpferd für sich! Bis fünf Uhr morgens müsse er alles haben. Er verweigert jede schriftliche Autorisation des Generals und krizelt nur seinen Namen auf eine Schreibtafel. Die Stettiner Behörden bringen noch in der Nacht das Geld zusammen, der Offizier streicht es ein, nachdem er sogar jede Empfangsbekräftigung abgelehnt . . . Die Dinge hatten sich geändert. Vordem



ergriff den preussischen Bürger ein panischer Schreck beim Nahen einer nationalen Uniform. Jetzt vertrugen sich die Bürger mit den Soldaten des Erbfeindes, dem kein Ubergreif von den militärischen Behörden nachgesehen wurde, vorzüglich.<sup>284</sup>) Hingegen schlotterten die preussischen Uniformen nun vor jedem bewaffneten Franzosen. Die Angst grenzte ans Ubergläubische. Die bloße französische Uniform zwang alles auf die Knie. Selbst Schwindler hätten ohne Legitimation die Erfüllung jeden Wunsches erreichen können.

Die Kapitulation wurde vollzogen, obwohl die gewünschten milderen Bedingungen nicht zugestanden waren. Schon am 30. Oktober mittags zogen die Franzosen ein; man hatte sich einem Gegner von — 800 Husaren ergeben. Romberg wurde 1809 zum Tode verurteilt, aber begnadigt.

Rüstrin

Wie in Stettin, so befeuerten sich auch in Rüstrin die Junker vom Militär und die Junker vom Zivil wechselseitig, so schnell wie möglich das Leben fürs Vaterland zu gewinnen. Über diese Orgien der Feigheit besitzen wir anschauliche Schilderungen aus den Untersuchungsakten.<sup>285</sup>) Die bloße Drohung, die Festung zu bombardieren, reichte auch hier aus, um die Übergabe zu veranlassen. Der Kommandant, Oberst v. Ingersleben, der Regierungspräsident von Schierstädt und der Regierungsdirektor v. Lüdemann waren die Hauptverantwortlichen. Auch in Rüstrin widersprach nur ein einziger Offizier der kampflosen Kapitulation, und auch hier war es kein Junkersproß, sondern ein Ingenieurlieutenant Thynkel. Warum die andern Offiziere nicht widersprachen, begründete der Oberst v. Manteuffel — das heutige preussische Herrenhaus besteht aus den Geschlechtern der Festungskapitulanten, die es vorzogen, den preussischen Adel nicht patriotisch aussterben zu lassen! — einfach so: „Da die übrigen keine Einwendungen gegen das Übersehen machten, that ich es auch nicht.“ Ein anderer Zeuge versicherte, Ingersleben hätte ihm mit thränenden Augen eröffnet: daß ihn der Kammerpräsident von Schierstedt, Kammerdirektor von Lüdemann und der Kaufmann Ronquette so lange gequält hätten, bis sein Geist, da er seit einigen Nächten nicht ins Bette gekommen sei, folglich nicht geschlafen und daher am Geiste sowohl als am Körper erschöpft gewesen, endlich durch das ewige Gequäle dergestalt wankend geworden, daß er nichts mehr gewußt, was er tun solle. Als Ingersleben denn auf der Fahrt zum Feinde war, habe ihn seine Frau gebeten, nicht die Festung zu übergeben. Da habe ihm Schierstedt gesagt, er solle sich ja nicht durch seine Frau abhalten lassen und diese dann mit den Worten weggeführt: „Gnädige Frau, halten Sie ihren Gemahl um Gotteswillen nicht von dem guten Werke ab, er macht uns alle glücklich und wir müssen ihm eine Ehrensäule setzen.“ Ein Zeuge schilderte den entscheidenden Kriegsrat, wie folgt: „Die Gesellschaft, welche ich teils auf dem Sopha, auf den Betten und Kasten sitzend . . . vorfand, bestand aus dem Herrn Commandanten und seiner Familie, Herrn Obristen v. Weyher, v. Manteuffel, dem Major v. Zastrow, dem Herrn Kammerpräsidenten v. Schierstedt nebst Frau Gemahlin und Frä. Töchter, dem Lieutenant Thynkel, dem Auditeur Schumann, und dem Kaufmann Ronquette. Ich kann mit Sicherheit angeben, daß diese ganze Gesellschaft in einer Totenstille mit blaffen, ängstlichen Gesichtern dasaß und niemand es wagte,

auch  
ale

Mor  
man  
um  
wege  
begn  
Rom  
hatte  
dem  
Land  
Best  
Stich  
auffe

ergeh  
neur,  
„Der  
burg  
angre  
den  
und  
habe  
sofor  
heit,  
Mar  
Mor  
Trup  
Mag  
nicht  
dem  
broch  
seine  
Card  
liche  
Einn  
und  
wede  
Veri  
regel  
ein n  
1807  
geht  
neurs  
doch  
man  
Kleif

auch nur ein lautes Wort zu sprechen. Jeder sprach so leise, als wäre der Feind schon vor der Thüre.“

Küstrin hatte 2400 Mann Besatzung, 80 Geschütze, Vorräte für drei Monate. Als die Festung am 1. November kapitulirte, mußte der Kommandant den Franzosen auf dem linken Ufer der Oder erst Boote schicken, um ihnen die Besetzung überhaupt zu ermöglichen! Ingersleben sollte wegen Feigheit erschossen werden, wurde zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt und wie alle anderen 1814 amnestirt. Freilich durfte sich der Kommandant auf den König selbst berufen, der ihn brieflich überlassen hatte, „in ankommenden Fällen sich selbst zu helfen und diese nach der demselben beizwohnenden Dienstkenntniß und Erfahrung zum Besten des Landes und der Armee zu entscheiden“. Da die Majestät selbst zum Besten des Landes und der Armee geruht hatte, Land und Armee im Stiche zu lassen, mußte wohl Ingersleben das Schreiben in ähnlichem Sinne auffassen.

Magdeburg empfing am 22. Oktober die erste Aufforderung, sich zu ergeben. Stolz wie alle preussischen Generalszungen, erwiderte der Gouverneur, ein sagenhaft berühmter Heldengreis, der 73jährige General v. Kleist: „Der König, mein Gebieter, hat mir die Verteidigung der Festung Magdeburg gegen die französische Armee anvertraut. Möge mich dieselbe bald angreifen. Durch seine Befehle bin ich gezwungen, meine Pflichten gegen den König, gegen die Truppen, welche ich die Ehre habe, zu kommandiren, und gegen meine eigene Ehre zu erfüllen, welche ich mir bisher bewahrt habe.“ Der französische Offizier, der die Botschaft überbrachte, hatte aber sofort den Eindruck gewonnen, der Heldengreis warte nur auf die Gelegenheit, die Festung auszuliefern. Die Stärke der Garnison betrug 24 118 Mann, 377 Geschütze, Vorräte an Munition und Lebensmittel auf drei Monate. Am 27. Oktober schloß Marschall Ney, mit einer halb so starken Truppe, ohne Belagerungsgeschütze, Magdeburg ein. Die Generale von Magdeburg waren von Anfang an entschlossen, ihre roten gesunden Backen nicht zu verlieren. Die Zivilbehörden ließen sich in tiefster Devotion bei dem französischen Unterhändler — die Verhandlungen wurden ununterbrochen geführt — melden, um ihre Dienste untertänigst anzubieten und seine Befehle einzuholen, so berichtet ein junger Magdeburger Offizier, Cardell.<sup>286)</sup> Wie überall, zeigten besonders die Besitzenden eine leidenschaftliche Abneigung gegen patriotische Pflichterfüllung. Die wohlhabenden Einwohner Magdeburgs drängten die Einquartierung aus ihren Häusern, und die Soldaten wurden in den Höhlen der Armen eingepfercht, wo sie weder Feuer zum Kochen, noch Stroh zum Lager hatten. (Amtlicher Bericht der Untersuchungskommission.) Man inszenierte schließlich eine regelrechte possenhafte Verabredung mit dem Feinde, man ersuchte ihn um ein wenig Theaterdonner, damit man mit Anstand kapitulieren könnte. Aus der 1807 von den Russen aufgefangenen Korrespondenz des Marschalls Ney geht hervor, daß der General v. Wartensleben, der Vertraute des Gouverneurs Kleist, zu einem französischen Unterhändler geäußert hatte, man sollte doch nur ein paar Haubitzen- und Kanonenschüsse abfeuern, dann würde man wahrscheinlich dem hartköpfigen Herrn v. Kleist Vernunft beibringen. Kleist selbst hatte, der gleichen Quelle zufolge, sein Wort gegeben, er würde

in nichts die Operationen der französischen Armee durchkreuzen, möge sie die Elbe überschreiten oder über sie zurückkehren, sofern sich diese Bewegung außer Kanonenschußweite der Festung vollzöge. Graf Wartensleben hat später seiner Äußerung die Deutung zu geben versucht, er habe erklärt, vor einem Bombardement könne keine Festung kapitulieren. Die militärische Untersuchungskommission fand damals die Schuld nur nicht erwiesen, und erklärte sein Verhalten für zweideutig. Dagegen finden die Denker des heutigen Generalstabs die Ausrede und Auslegung des Grafen v. Wartensleben „durchaus glaubhaft“.<sup>287)</sup> In Wahrheit aber beweist das Verhalten Neys, daß der Rat des Grafen v. Wartensleben buchstäblich befolgt wurde. Ney leistete sich in der Tat den Scherz, aus vier von Wittenberg geholten Mörsern in der Nacht zum 5. November 12 Bomben und einige Granaten in die Stadt zu werfen, die weiter kein Unheil anrichteten. Die von Wartensleben angekündigte Wirkung trat dann gleichfalls prompt ein. Nach der erneuten Aufforderung zur Kapitulation wurde am 7. ein „Waffenstillstand“ — die Waffen hatten immer stillgestanden! — und am 8. die Kapitulation geschlossen. Am 10. besetzten die Franzosen die Festung, am 11. ergab sich die ganze Garnison. Die Wirklichkeit selbst hat also unmittelbar bewiesen, was hernach durch jene Urkunde ans Licht kam, daß die komödienhafte Beschießung auf gemeinsamer Verabredung von „Feind“ und „Verteidiger“ beruhte. Diese fast humoristische Verrätereie ist schließlich nicht schlimmer als die andere feststehende Tatsache, daß sich ein bei Prenzlau gefangener preussischer Oberst Major v. Wedell von den Franzosen nach Magdeburg schicken ließ, um dem dortigen Gouverneur die Kapitulation der Hohenloheschen Armee mitzuteilen. v. Wedell hat später sich ausgedehnt, er sei zu dieser Mission gezwungen worden. Aber abgesehen davon, daß niemand ihn zwingen konnte, wenn er nicht wollte, so hat er den französischen Auftrag mit solcher Freudigkeit und solcher Eindringlichkeit ausgeführt, daß unmittelbar nach seiner Ankunft die Magdeburger Generale zum Kriegsrat zusammentraten und die Übergabe beschlossen.<sup>288)</sup> Jeder der Generale hätte, so urteilte mit Recht der oben erwähnte Offizier Cardell, „das Recht entweder gehabt, oder hätte es sich genommen, dem Gouverneur Vorstellungen über diese unerhörten Schritte zu machen, aber nein, ein ruhiger, bequemer Abzug, versehen mit einer zweimonatlichen praenumeration ihrer Gage und ihrer Tafelgelder in der Tasche, im Besitze ihrer gänzlichen Equipage, Dienerschaft und Bequemlichkeiten gelassen, behagte ihren für Ehre und Pflicht abgestorbenen Herzen besser, als ein Tod voll Ehre auf den Trümmern von Magdeburg.“ Die Soldaten freilich, die nach Frankreich in die Kriegsgefangenschaft überführt wurden, hatten ein minder angenehmes Los; sie rebellierten denn auch und begingen vor dem Einzug der Franzosen wüste Ausschreitungen.

20 Generale, 800 Offiziere, 700 Kanonen, 1 Million Pfund Pulver, 80 000 Bomben, 54 Fahnen und 5 Standarten war die Ernte der Franzosen. Der General v. Kleist berief sich später auf seine kluge Humanität: „Ohne Endzweck Menschen aufzuopfern und eine Strecke so schönes und bemitteltes Land verwüsten zu lassen, kann niemals einem General zur Klugheit gerechnet werden.“<sup>289)</sup> Aber gerade Kleist war der Typus eines unverschämten, brutalen Säbelrafflers. Von Zivilisten sprach er nur als von

„Re  
besch  
er n  
von  
bestr  
alle  
vor  
verge

Inte  
leben  
v. S  
dant  
von  
der  
wur  
„wei  
„obg  
milit  
zur

doch  
San  
meu  
die  
256  
den  
tun.  
schaf  
am  
gung  
füge  
zurü  
halt  
den

„Kerls“. Als einmal ein Subalternoffizier von einem betrunkenen Referendar beschimpft worden war, schrieb Kleist an die Regierung, den Kerl würde er niedergestochen haben. Bürgern, die auf den Wall gingen, wurde von ihm angedroht, daß sie öffentlich vor der Hauptwache mit Prügel bestraft werden würden. Auch Kleist besaß eben wie sein König und fast alle preussischen Machthaber der Zeit nur jene Art von „Humanität“, die vor dem Stärkeren milde schmilzt, den Schwächeren aber mißhandelt und vergewaltigt.

Kleist wurde zum Tode durch Erschießen verurteilt, war aber vor der Untersuchung gestorben. Der Generalleutnant Graf v. Wartensleben erhielt lebenslänglichen Festungsarrest, die Generale v. Renouard, v. Eschepe, v. Schack, v. Alvensleben, v. Schimonsty, der Obrist du Troffel, Kommandant von Magdeburg, und der Major v. Wedell wurden zu Festungsarrest von zwei bis sechs Jahren verurteilt. Der Kommandant du Troffel war der Schwager des Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III., v. Kleist; er wurde in der wichtigsten Festung Preußens von dem allmächtigen Schwager, „weil es eine anständige Versorgung“ war, zum Kommandanten befördert, „obgleich dieser Mann,“ wie Clausewitz bezeugt, „wegen Mangel an den militärischen Kardinaltugenden im Revolutionskriege von einem Kriegsgericht zur Festungsstrafe verurtheilt war.“

Bei der Kapitulation von Hameln kam es, so unwahrscheinlich es klingt, doch zu einer förmlichen Straßenschlacht in der Festung. Es war aber ein Handgemenge zwischen den preussischen Offizieren und den preussischen meuternden Soldaten; außerdem lehnten sich die jüngeren Offiziere gegen die Generale auf. Die französische Belagerungstruppe bestand nur aus 2560 Mann mit 10 Geschützen, die preussische Besatzung zählte 10 000 Mann; dennoch ergab sich die vierfache Übermacht, ohne einen Schuß zu tun. Als die Kapitulation bekannt wurde, meuterten sowohl die Mannschaften wie die jüngeren Offiziere. Der Kommandant v. Schöler ließ nun am 21. November den französischen General Savary bitten, „zur Beruhigung der Gemüther, den Kapitulationsbedingungen zwei Zusätze hinzuzufügen: 1. die Erlaubnis für die gemeinen Soldaten, nach der Heimat zurückzukehren. 2. Für die Offiziere die Zusicherung ihres künftigen Unterhalts, indem man ihnen die Zahlung ihres Soldes auf die Kassen der von den französischen Truppen besetzten Provinzen anweist.“ Savary antwortete:

„Ich bin nicht gewohnt, Bewegungen von Auflauf und Aufruhr nachzugeben. Ich bin durch die ganze Revolution meines Landes gegangen und weiß, wie man sie stillt. Es wird an der Capitulation von Hameln nichts geändert . . . Seit wann hat eine undisziplinierte Truppe das Recht erlangt, zu einer schon abgeschlossenen Capitulation noch Artikel hinzuzufügen, welche bloß ihr Privat-Interesse betrifft? Er werde morgen früh mit den Truppen anrücken. „Ich werde den Truppen sodann befehlen, sich zurück zu ziehen, und wer von diesem Augenblick an zum Gefangenen gemacht wird, soll nach unsern Gesetzen zum Tode verurtheilt werden . . . Ich fordere Sie auf, mir die unruhigsten Offiziers zu bezeichnen, damit ich die Rache, die ich für ein solches Betragen zu nehmen gedenke, auf sie desto schwerer fallen lasse. Ich bitte Sie, die 20 unruhigsten Köpfe jedes Regiments zu sich zu berufen, ihnen den Inhalt meines Briefs zu erklären und ihnen zu

bedeuten, daß wenn auf der Stelle nicht jeder zur Ordnung zurückkehrt, ich sie als Räuber-Chefs erkläre, und wenn das Glück sie in meine Hände liefert, sie auf der Stelle hinrichten lassen werde.“

Als Savary in die Festung einzog, hatte er nichts mehr zu tun. Der größte Teil der Mannschaften war aus der Festung desertiert und hatte Gewehre und Munition in die Weser geworfen. v. Schöler, le Coq, v. Heyn und v. Caprivi wurden für die Kapitulation verantwortlich gemacht, von der im amtlichen Bericht geurteilt wird: „Es mangelt der Kriegsgeschichte an einem Beispiele, wo eine unangegriffene Festung, mit allem hinreichend versehen, und welcher noch ein zur Außenverteidigung anzuwendendes Korps zu Gebote stand, sich auf eine schimpflichere Art und ohne auch nur einen Versuch zur Gegenwehr zu machen, an eine Handvoll feindliche Truppen ohne Geschütz ergeben hätte.“

**Nienburg** Vier Tage nach Hameln ergab sich die andere Weserfestung Nienburg dem General Savary, ohne, obwohl stark armiert, einen Schuß zu tun oder zu erhalten: General-Major v. Brachwitz, Oberstlieutenant v. Brandenstein, Major Gordon, Major v. Schönowski waren hier die Häuptlinge der Übergabe, gegen die aber auch kein anderer Offizier Einspruch erhob.

Nur die schlesischen Festungen westlich der Oder waren jetzt noch nicht im Besitz der Franzosen. Die Kommandanten waren inzwischen an ihren Kopf erinnert worden, auch war der Krieg mit Rußlands Beistand wieder begonnen; dennoch wurden Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz nur zum Schein verteidigt. Um so mehr hatte sich der schlesische Adel als Armeelieferant bewährt; so hatte die Familie Rochow große Reichtümer aus diesem Geschäft gezogen. Die späteren Pamphletisten behaupteten, daß die Adligen auch mit ihren Frauen verdient hätten, oder sie höhnten, daß die Grafen und Barone so schnell kapitulierten, um ihre Weiber nicht erstürmen zu lassen.

**Breslau** In Breslau arbeitete wiederum Zivil und Militär einträchtig zusammen, um die Kapitulation zu beschleunigen. Der Gouverneur v. Thile, der Kommandant v. Krafft, der Brigadier der schlesischen Festungen v. Lindtner verhielten sich ganz in dem Geiste der „Directores, Bürgermeister und Rath“ von Breslau, die am 6. Januar 1807 eine Proklamation mit den Worten begannen: „Eure zeither standhaft ertragenen Leiden sind geendet.“

Dann hieß es:

„Findet Euch also, gute Bürger und Bewohner Breslaus! mit ruhiger Ergebung in eure neuen Verhältnisse und vertrauet den großmüthigen Gesinnungen des erhabnen Fürsten, in dessen Händen sich dermalen euer Schicksal befindet und der die Gefühle zu ehren versteht, mit denen ihr bisher eurem gutem Könige ergeben waret“ . . .

Der Schluß lautete:

„Wir erwarten, ihr guten Bürger und Bewohner Breslaus! mit voller Zuversicht, daß ihr die menschenfreundlichen Gesinnungen des erhabnen Siegers erkennen und euch dagegen eurer Seits in alle von Höchstdemselben zu treffende Anordnungen mit schuldigem Gehorsam fügen werdet.

Nur dieser strenge unverbrüchliche Gehorsam kann euer Schicksal erleichtern, Angehorsam hingegen würde euch nur unglücklich machen.“

Schweidnitz lernten wir schon als Beste der ruhigen Bürgerpflicht kennen. Hier vergnügten sich die Kommandanten v. Haacke und v. Homboldt daran, die in dem Festungsrayon gelegenen Mühlen, Bauerngüter, ja ganze Dörfer abzubrennen. Nur ein paar Kugeln waren in die Stadt gefallen, die niemanden schädigten, und die Übergabe wurde beschlossen und ausgeführt, nachdem inzwischen der größte Teil der Garnison desertiert war. Am 24. Oktober, 2. und 22. November hatte der König seinen „lieben Obristleutnant v. Haacke“ wiederholt brieflich zu der äußersten Gegenwehr ermahnt. Zuletzt noch hatte er ihm aufgetragen:

„im Fall eines feindlichen Angriffs, die Euch anvertraute Bestung auf Ehre und Pflicht aufs Hartnäckigste zu vertheidigen, bis sie durch Hülfe der russischen Operationen entsezt werde, und müßt Ihr bey Verlust Eures Kopfes alle Euch zu diesem Zweck zu Gebot stehenden Mittel so benutzen und anwenden, daß Ihr die Bestung nicht übergeben dürft, oder im Fall eines Unglücks, Euch deshalb nach hergestellten Frieden dem strengsten Kriegsgericht unterwerfen könnt.“

Half alles nichts. Herr v. Haacke war mit seinen Offizieren, wie v. Kropff, v. Normann, v. Reisewitz entschlossen, sich dem Vaterlande bis auf den letzten Mann zu erhalten.

Aber selbst wo Festungen tapfer vertheidigt wurden, war es nicht die herrschende Sippe, die opferte. In Kolberg, wo Nettelbeck und Gneisenau zusammen die Vertheidigung organisierten, waren es Müller, Bäcker und Zinngießer, die Geld für die benötigte Anleihe hergaben, aber nicht die reicheren Kaufleute. Und wie der Landrat von Kolberg sich vertheidigte, hat Nettelbeck unter seinem Eid später zu Protokoll gegeben:

„Anfangs des Bombardements retirirte sich der Landrath in den gewölbten Keller unter dem Rathause. Oberhalb desselben ließ er alle nur habhaft zu werdende Wolle auch von dem Königl. Woll-Magazin aufpacken. Vor dem Keller ließ er Balken gegen die Mauer setzen, Mist und Sand daran fahren, um so seinen Körper für das Geschütz zu sichern. In diesem Keller hat er aber schon zuvörderst seine Mobilien in Sicherheit bringen lassen, für das Rathäusliche Archiv wurde aber nicht gesorget. Hier in diesem Keller . . . saß er Tag und Nächte, keine Magistrats-Sessionen wurden gehalten, die übrigen Magistratspersonen waren aus der Stadt geflüchtet, welche der Landrath doch in Ordnung hätte halten sollen. Oftermalen entstand auf mehreren Stellen der Stadt Feuer, kein Landrath oder Magistratsperson fand sich dabei ein . . . Die Folge davon war, daß sich alles zurückzog, und es nach Gefallen fortbrannte. Mir verging die Geduld, ich faßte einige Bürger mit Gewalt zum Löschen, wurde gemißhandelt, aber von andern braven Bürgern gerettet.“<sup>200)</sup>

So verlor Preußen seine sämtliche Festungen und behielt dafür seine sämtlichen Junker!

## 9. Die Kontinentalsperre.

Die Junker  
als Förderer  
der englischen  
Weltmacht

Während Preußens Dynastie und herrschende Klasse, seine Armee und sein Feudaladel dermaßen verächtlich vor dem Sieger zusammengebrochen war, unternahm Napoleon, es zu einem gewaltigeren Kriege aufzupfeitschen, als es der mit Kanonen, Flinten und Eilmärschen jemals gewesen: Es sollte ihm, wie der ganze europäische Kontinent, Bundesgenosse in dem ungeheuren Ringen um den Welthandel und die Seemacht werden. In diesem Weltkrieg zwischen Frankreich und England, der mit Sperren, Blockaden, Beschlagnahmen von Schiffen („Embargo“) und von Waren, mit Zerstörung und Entwertung gewaltiger Werte, mit Riesenzöllen, Ausfuhrprämien und Lizenzen geführt wurde, ward das neunzehnte Jahrhundert der kapitalistischen Industrie auf dem europäischen Kontinent geboren; Bonaparte war, als Träger der verbürgerlichten Revolution, der erste Vorkämpfer des vom feudalistischen Agrarstaat sich loslösenden und sich industrialisierenden Deutschland. Wie er die Formen des alten Reiches letzten Endes zerschlug, so schuf seine Politik die ersten Anfänge eines neuen einheitlichen deutschen Industriereichs. Diese Entwicklung wurde durch seinen Zusammenbruch 1813/15 auf Jahrzehnte hinaus gehemmt, in denen der feudalagrarisch verankerte Absolutismus im Banne Rußlands aufs neue erstand; in denen die preußische Monarchie, der ostelbische Gutsbezirk sich mit der europäischen Reaktion unter des Zaren und Metternichs Führung zusammenfand, das wirtschaftliche und das politische Leben des Kontinents verkümmerte, und England Zeit und Raum für die ungehemmte, übermächtige Entfaltung seiner kapitalistisch-industriellen Kräfte gewann. Der ostelbische getreidehandelnde Junker war nicht nur der Lieferant für Englands Küche, sondern auch für Englands Weltmacht. Wie heute der preußische Junker als Schutzzöllner die freie nationale Entfaltung des auf Lebensmittelimport angewiesenen Deutschen Reiches tausendfältig stört und martert, so war es damals der getreideexportierende freihändlerische Ostelbier, der Preußen gewalttätig in der Enge eines verkümmerten Agrarstaates festzuhalten bemüht war, während in der Welt draußen sich die größten Revolutionen der Wirtschaft vollzogen, die in der Menschheit je erlebt worden sind.

Napoleons  
Grund-  
tendenzen

In der Kontinentalsperre enthüllen, erklären und vereinigen sich die wirtschaftlichen Grundtriebe des ganzen Zeitalters der großen Revolution. Und hier fällt abermals die Legende von dem durch wahnwitzigen Ehrgeiz getriebenen, nach Weltherrschaft und Weltunterjochung lechzenden Abenteuerer in nichts zusammen, und wir erkennen vielmehr den ebenso nüchternen, wie kühnen und umfassend gebildeten Politiker, dessen Aufgabe es war, das Erbe der Revolution in einem verzweifeltten Kampfe gegen eine überlegene brutale Macht zu verteidigen. England brauchte einen feudal gebundenen Kontinent, und es besoldete die Heere Europas, die Köpfe und Federn des Festlandes, damit sie wider die Entwicklung ihrer eigenen Länder kämpften. Die Revolution hatte die bürgerlich-industrielle Produktion entfesselt, Frankreich votierte in der Tat auch wirtschaftlich für Europa die Freiheit; und Napoleon nahm keine andere Mission auf sich, als für Frankreich und das Festland die wirtschaftlichen Produktivkräfte so zu entfesseln,

wie sie es in England schon waren. Alles, was er tat, geschah in der verzweifelten Abwehr gegen den kein Mittel scheuenden britischen Konkurrenten, der in der Welt Ebenbürtige nicht dulden wollte; der das europäische Agrargebiet in seinem gebundenen Zustand zu erhalten bemüht war, um selbst ohne Nebenbuhler den Handels- und Industriestaat zur höchsten Steigerung zu bringen. Die Kontinentalsperre war nicht der provokatorische Anfang, sondern die Höhe eines wirtschaftlichen Weltkrieges der Abwehr, der seit dem Beginn der Revolution wütete.<sup>201)</sup> Als die ostelbischen Junker die Festungen an Napoleon auslieferten, vollzogen sie — weltwirtschaftlich betrachtet — eine Tat der Befreiung. Als sie wieder in sie einzogen, lieferten sie die wirtschaftliche und soziale Zukunft des Staates aus: als Sieger erst wurden sie die wahren Landesverräter! Napoleon aber hatte das volle Bewußtsein und Verständnis für seine Aufgabe. Die Manufaktur interessierte ihn schließlich mehr als die Künste des Strategen. Friedrich Wilhelm III. war höchlichst überrascht und ob solcher Taktlosigkeit auf das peinlichste berührt, als er Zeuge war, wie Napoleon in Tilsit sein Zusammensein mit dem Zaren ausnützte, um sich über die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands in allen Einzelheiten zu unterrichten; wie einen „Schulbuben“ habe das Ungeheuer den Zaren ausgefragt, berichtete der preußische König empört an seine Gattin.

Am 18. Oktober 1806 wurden durch eine kaiserliche Proklamation plötzlich mitten in der Messe die „Banquiers, Negocianten und Kaufleute“ von Leipzig angewiesen, binnen 24 Stunden alle Waren englischer Herkunft anzuzeigen. Es war eine brutale, aber auch zielsichere Maßnahme. Es war eine kecke Probemobilmachung, um die mögliche Wirkung der geplanten indirekten Beschließung Englands abzuschätzen. „Ihre Stadt ist in Europa,“ — so hieß es einfach in der Begründung — „als eine Haupt-Niederlage Engländer Waaren bekannt, und in dieser Hinsicht Frankreichs gefährliche Feindin.“ Die Leipziger Messe war in Wahrheit im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einem Zentrum des Welthandels geworden, wo die Warenstraßen Europas sich kreuzten, und seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, als die englische Industrie ihren Siegeslauf über die Erde begann, Hauptstapelplatz englischer Kolonial- und Manufakturwaren, insbesondere der Baumwollenindustrie. Der Erfolg jenes wirtschaftlichen Handstreichs war über Erwarten groß. In Leipzig allein wurden für 9 Millionen Francs englische Waren aufgefunden und beschlagnahmt, dazu kam noch 1 Million in anderen sächsischen Orten. Die beschlagnahmten englischen Waren blieben bis zum April 1807 in Verwahrung und wurden dann vom Leipziger Rat durch Vertrag mit der französischen Verwaltung für 7 Millionen zurückgekauft; die englischen Waren hatten zugleich als Unterpand für die sächsische Kriegskontribution gedient.

Die Leipziger Razzia hatte die Bedeutung der englischen Einfuhr in Deutschland festgestellt. So erließ denn am 20. November 1806 Napoleon das aus Berlin datierte Dekret über die Blockade Englands. Talleyrand hatte am 15. November in einem Bericht an den Kaiser die Kontinentalsperre begründet: „England trachtet ausschließlich Schiffahrt auf den Meeren zu treiben. Es maßt sich das Monopol allen Handels und aller Industrie an, und jedesmal, wenn die unwiderstehliche Gewalt der Ereignisse

Die Razzia  
in Leipzig

Die Dekrete  
vom 20./21.  
November



Frankreich genötigt hat, sich der kleinen, ihm benachbarten Staaten anzunehmen, und zwar um deren Ruhe willen, so hat England das Signal zu Beschuldigungen und Klagen gegeben.“ In einem zweiten Bericht Talleyrands wurde der von England verletzte völkerrechtliche Grundsatz verteidigt, „daß sich das Kriegs- und das daraus entstehende Eroberungsrecht auf die friedlichen und unbewaffneten Bürger, auf die Privatwohnungen und Besitzungen, auf die Handelswaren, auf die Magazine, die selbige enthalten, auf die Wagen, die selbige transportiren, auf die nicht bewaffneten Fahrzeuge, die selbige auf den Flüssen oder Meeren fortschaffen, kurz, nicht auf die Personen und auf die Güter von Privatpersonen ausdehnen.“ England aber habe neutrale Handelsschiffe angegriffen, ihre Mannschaften als Kriegsgefangene behandelt. Es habe den unsinnigen Plan gefaßt, alle Wohlthaten der Zivilisation allein zu besitzen, und sie allen andern zu rauben. „Es möchte gern, daß auf der Erde keine andere Industrie und kein anderer Handel als der seinige wären. Es hat eingesehen, daß, um dahin zu gelangen, es nicht bloß hinreichend wäre, den Verkehr unter den Völkern zu stören, sondern daß es auch suchen müßte, ihn ganz zu unterbrechen“. Das war die Begründung des Dekrets, das am 20. November erlassen wurde. Die wichtigsten Bestimmungen waren:

1. Die brittischen Inseln sind in den Belagerungszustand erklärt.
2. Aller Handel und alle Correspondenz mit den brittischen Inseln sind untersagt. Demzufolge sollen die Briefe oder Pakete, die nach England oder an einen Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben sind, auf den Posten keinen Lauf haben und in Beschlag genommen werden.
3. Jedes Individuum, Untertan von England, von welchem Stande und Range er immer sei, das in den Ländern, die von unsern Truppen oder von denen unserer Allirten besetzt sind, gefunden wird, soll zum Kriegsgefangenen gemacht werden.
4. Alle Magazine, alle Waaren und alles Eigentum, von welcher Art es immer sein mag, so einem Untertan von England angehört, sollen als gute Prise erklärt werden. Der Handel mit englischen Waaren ist verboten, und alle England zugehörige Waare, oder von seinen Fabriken und Kolonien kommend, ist als gute Prise erklärt.
5. Die Hälfte der Confiskation soll dazu angewandt werden, um die Kaufleute für den Verlust, den sie durch das Kapern ihrer von den englischen Seeräubern genommenen Handelsschiffe erlitten haben, zu entschädigen.
6. Kein Schiff, das von England oder einer englischen Kolonie kommt, soll in irgend einen Hafen aufgenommen werden.

Unter dem 21. November erließ Napoleon eine Botschaft an den Senat, in der der Kaiser erklärte:

Berlin, Warschau und die Provinzen, welche durch die Gewalt der Waffen in unsre Hände gefallen sind, nicht eher zu räumen, als bis der allgemeine Friede geschlossen, bis die Spanischen, Holländischen und Französischen Colonien wieder zurückgegeben, bis die Grundlagen der Ottomanischen Macht befestigt und bis die gänzliche Unabhängigkeit dieses großen Reichs, welche das erste Interesse unsers Volks ist, unwiderruflich gesichert werden.

Wir haben die Brittischen Inseln in Blockadezustand gesetzt und Maßregeln gegen dieselben versucht, gegen die sich unser Herz sträubte.

Es hat uns Überwindung gekostet, das Interesse der Privatpersonen von den Streitigkeiten der Könige abhängig zu machen, und nach so vielen Jahren von Civilisation, zu den Grundsätzen zurück zu kehren, welche die Barbarey der ersten Zeitalter der Nationen charakterisiren. Wir sind durch das Wohl unserer Völker und unsrer Allirten genöthigt worden, dem gemeinschaftlichen Feinde eben die Waffen entgegen zu stellen, deren er sich gegen uns bedient.“

Nicht nur preussische Historiker, sondern auch volkswirtschaftliche Gelehrte haben die Begründung der Kontinental Sperre für Schwulst und Heuchelei erklärt, für eine Ausgeburt maßlosen französischen Eigennuzes. Napoleon hat aber, wie zumeist, auch hier durchaus die Wahrheit gesagt. Sicher ist niemals ein gewaltthätigerer, aber auch niemals ein großartigerer und begründeterer Eingriff in die Volkswirtschaft versucht worden, als mit diesem Dekret. Zwar waren die Untertanen des patriarchalischen Staates an derlei Eingriffe seit jeher gewöhnt, aber sie trugen den Charakter der lästigen Chitane, der boshaften Willkür, des kleinlichen Fiskalismus und der kurzsichtigen Inkonsequenz. Hier war das Prinzip des Schutz- und Kampfzollens mit einer niemals wieder gewagten, die letzten Folgerungen ziehenden gigantischen Steigerung in den Dienst eines wirtschaftlichen Befreiungskampfes gegen eine unüberwindliche, see- und erdräuberische Macht gestellt; und wenn der Versuch doch schließlich scheiterte, so war das, abgesehen von den vielen äußeren Ursachen des endlichen Misserfolges nach großen bleibenden Teilerfolgen, der stärkste Beweis für die Untauglichkeit solcher Gewaltmittel überhaupt und letzten Endes für die zäsaristische Utopie, die moderne kapitalistische Entwicklung mit den barbarischen Dekreten des patriarchalischen Staates meistern und die soziale Befreiung durch den industriellen Kapitalismus herbeiführen zu wollen.

Indessen solche Einsicht darf nicht das Verständnis für das geschichtliche Recht des napoleonischen Versuchs trüben.

Napoleon ließ zunächst Hamburg militärisch besetzen, um die Sperrung englischer Untertanen, Schiffe und Waren durchzuführen. Frankreich, die deutschen Rheinbundstaaten, Spanien, Neapel, Holland und Etrurien setzten das Dekret sofort in Kraft. Preußen und Rußland traten im Tilsiter Frieden bei, ebenso Dänemark und Portugal. 1809 folgten Oesterreich und Schweden. 1810 war ganz Europa (mit Ausnahme von Sardinien und Sizilien) England verschlossen. Der furchtbare Kampf wurde in gesteigerter Heftigkeit mit verschärften Verfügungen geführt. England antwortete auf das Berliner Dekret mit der Blockierung aller an der Kontinental Sperre beteiligten Mächte, sowie der Durchsuchung und Besteuerung neutraler Schiffe. Napoleon wehrte diesen Streich ab, indem er jedes Schiff, das sich den englischen Bestimmungen unterwürfe, für englisch und damit für konfisabel erklärte. Mit dem Zusammenbruch Napoleons stürzte 1813 auch die Kontinental Sperre.

In der Schilderung der Revolutionskriege war bemerkt worden, daß England den Krieg gegen die Revolution erst begann, als es einsah, daß der „Umsturz“ das Land nicht zerstörte, sondern kräftigte. Diesen Erfolg spürte England durch unmittelbare, wirtschaftliche Erfahrungen, und darum hegte es Europa in jene Kriegsära, die erst 1815 abschloß. Nicht die

Die  
Staaten der  
Kontinental-  
Sperre

Englands  
Volltit

Revolution, nicht Napoleon brachte den Krieg, sondern England und, aus anderen Motiven, Rußland.

Revolution  
und Handels-  
krieg

Unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution hatte England erlebt, wie vorteilhaft für den eignen Weltstaat des Handels und der Industrie der französische Feudalismus sei. 1786 hatte das bourbonische Frankreich mit England einen Handelsvertrag geschlossen, der im Interesse des Absatzes des weinbauenden Feudaladels so agrarisch war, daß Englands Industrie Frankreich überschwenkte und die Textilindustrie im Norden Frankreichs ruinierte. Amiens produzierte 1785 für 12 Millionen, 1789 für 5 Millionen. Die Konkurrenz Englands war damals in Wirklichkeit der Tod der kontinentalen Industrie. Sie wandte schon zu jener Zeit das Mittel der heutigen Syndikate an: durch Verschleuderung ins Ausland die Preise im Inland hochzuhalten. Dann waren aber die englischen Fabrikate technisch infolge der Maschinenspinnerei — man hütete die Maschinen ängstlich als Geschäftsgeheimnis — überlegen und die Industrie auf dem Festland noch schwach, widerstandsunfähig. Verband sich nun mit besserer Qualität noch größere Billigkeit der englischen Waren, so war der Niedergang der kontinentalen Industrie die notwendige Folge. Auch nach Deutschland drangen die englischen Produkte vor. 1790—1806 beherrschte England die Baumwollindustrie der Welt.<sup>202</sup> Sie begann 1798 die sächsische Musselin- und Piqueindustrie im Vogtland und in Chemnitz zu vernichten und griff 1804 auch die Rattendruckerei hart an. Die in Preußen angerichtete Verwüstung ward schon erwähnt.

Mit dem Sturz des Feudalismus in Frankreich fiel auch der agrarische Handelsvertrag mit England. Die bürgerlich-industriellen Tendenzen, die in der Revolution aufwärts drängten, verboten es, die Industrie zerstören zu lassen. Am 1. März 1793 mußte Frankreich einigen englischen Fabrikaten die Einfuhr versagen. England verbündete sich darauf — unter der Maske eines antirevolutionären Krieges für Thron und Altar, für Ordnung und Recht — mit Rußland, um die Häfen beider Mächte für Frankreich zu sperren. Seitdem tobte der Krieg ohne Unterlaß, in steter Steigerung der Mittel. England wandte jede Gewalt an; es erließ sogar ein Verbot, daß amerikanische Matrosen auf französischen Schiffen dienten, die als Seeräuber gehängt wurden. Am Ende des Jahrhunderts herrschte England unumschränkt auf der See; es maßte sich das Recht an, auch jedes neutrale Schiff zu kapern; kein Fahrzeug konnte undurchsucht den Kanal passieren. 1799 zeigte nicht ein einziges Rauffahrteischiff mehr auf dem Meer die französische Flagge. Der Export Englands stieg von 1792—1800 von 44,5 Millionen Pfund Sterling auf 73,7 Millionen. Schon 1798 schlug Napoleon im Direktorium durchgreifende Maßregeln vor. Der tollkühne Einfall einer Landung in England wurde aufgegeben. Die Besetzung Hannovers und Hamburgs ward erwogen. Die dann tatsächlich unternommene Expedition Napoleons nach Ägypten, die die Unterbindung des englischen Handels mit Indien bezweckte, mißglückte. Der Versuch, eine kontinentale Liga gegen England zustandezubringen, scheiterte. Der Probefriede von Amiens 1802 — experimental peace nannte man ihn in England — brachte Frankreich 18 Monate Ruhe, und diese Zeit nutzte es zur Hebung der einheimischen Industrie so glänzend aus, daß England

fürd  
gewi  
vert  
des  
des  
näch  
weg  
war  
Eng  
Han  
Eng  
schle  
engl  
bis  
war  
Linie  
Fran

Zwa  
des  
ding  
wüßt  
Anf  
Staa  
war  
land  
über  
den  
Staa  
erlei

Ihm  
der  
Der  
570  
nach  
hand  
wir  
endl  
eifrig  
des  
hand  
auf  
natü  
die  
ande  
Seit  
schiff

fürchtete, Frankreich könnte die industrielle Vormacht auf dem Kontinent gewinnen. Provokatorisch verlangte es die Wiederherstellung des Handelsvertrages von 1786, was nichts anderes bedeutet hätte, als die Herstellung des Feudalstaates in Frankreich. Die selbstverständliche, schroffe Ablehnung des Ansinnens führte zu neuer Kriegserklärung seitens Englands, das in den nächsten Jahren 1200 französische Schiffe im Werte von 200 Millionen wegnahm. Die Besetzung Hannovers, die Sperrung der Elbe und Weser war der Gegenschlag Frankreichs. Ohne jede Ankündigung verhängte darauf England die Blockade über die Elbe und vernichtete den ganzen Handel Hamburgs. Die größte deutsche Hafenstadt wurde ein bloßer Landort. Englands Verfahren war nichts anderes mehr wie gemeiner Seeraub; es schleppte die neutralen Schiffe nebst ihrer Ladung zu eigenem Gebrauch in englische Häfen. Am 16. Mai 1806 blockierte England die Küste von Brest bis zur Elbe. Der gesamte Handel mit Frankreich, Spanien und Italien war unmöglich gemacht. England besaß in dieser Zeit mit seinen 243 Linienschiffen vier Schiffe mehr als alle anderen Flotten der Erde zusammen; Frankreich besaß nur noch 19 Linienschiffe und ebensoviel Fregatten.

So war in der Tat die Kontinental Sperre ein in der Abwehr ergriffenes Zwangsmittel, um die bürgerlich-industrielle Entwicklung Frankreichs und des Festlandes überhaupt vor dem vollständigen Verfall zu retten. Allerdings drohte der englischen Macht auch zur See ein Rivale, der es zu diesen wüsten Ausschweifungen eines zügellosen Seedespotismus reizte. Seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nahm der Export der Vereinigten Staaten bedeutend zu. 1800—1807 brachte die Union bereits soviel Kolonialwaren nach Europa, wie England. Der Sonnengehalt der amerikanischen Auslandsschiffe stieg 1793 bis 1807 von 350 000 auf 850 000, 1805/1806 übertraf der Zucker- und Kaffee-Export der Vereinigten Staaten bedeutend den englischen, an Baumwolle exportierte England 27 814, die Vereinigten Staaten 1833 187 Pounds. Das spornte die Leidenschaft Englands und erleichterte die Gegenwehr wider das britische Weltmonopol.

Die Wirkungen des französischen Kampfes waren durchaus revolutionär. Ihm verdankte man die endliche Beseitigung der ruchlosesten Bestialität, mit der die herrschende Klasse Englands den Namen der Menschheit schändete. Der britische Sklavenhandel — 1796 bis 1800 hatten englische Schiffe 57 000 Neger nach Amerika verkauft — wurde 1806 unter dem Ministerium Fox nach den fremden Kolonien verboten; 1807 wurde der gesamte Sklavenhandel aufgehoben. Durch den französisch-englischen Weltkrieg war die wirtschaftliche Lage geschaffen worden, in der es die englischen Kapitalisten endlich mit ihren Interessen vereinbar fanden, der seit Jahrzehnten von eifrigen Menschenfreunden nutzlos geführten Propaganda für die Beseitigung des schimpflichen Treibens nicht mehr zu widerstreben. Gegen den Sklavenhandel nach fremden Kolonien sprach jetzt die Konkurrenz. Für die Produktion auf den eigenen Kolonien genügte infolge des verminderten Absatzes die natürliche Vermehrung der bereits angesiedelten Neger. Außerdem ließ die Vernichtung der fremden Flotten nicht mehr befürchten, daß irgend eine andere Macht diesen Zweig der „nationalen Arbeit“ aufnehmen könnte. Seit 1808 schwammen auf den Meeren nicht mehr jene englischen Sklavenschiffe, in denen der einzelne Neger den Raum, das Licht und die Luft

Amerikas  
Rivalität

Beseitigung  
des Sklaven-  
handels

eines verschlossenen Sarges hatte, in denen die Hälfte der Neger — sie wurden übrigens bei einem Verkaufspreis von 40—50 Pfd. Sterl. immer noch höher taxiert als die an England verkauften deutschen Untertanen — auf der Fahrt umzukommen pflegte. Das war auch ein Verdienst und nicht das kleinste der Revolution und der revolutionären Handelspolitik.

Die sächsische  
Industrie

Unter der Kontinentalsperre blühte die Industrie Frankreichs und Deutschlands westlich der Elbe auf. In Sachsen entstand jetzt erst eine kapitalistische Textilindustrie, die sich rasch entfaltete und sich in Betrieb und Kapital konzentrierte. Zwar gab es noch keine Dampfmaschinen — noch 1831 kamen sie erst vereinzelt vor — aber der Wasserbetrieb drängte den Tier- und Handbetrieb zurück. Von Ostern 1806 bis Michaelis 1812 vermehrten sich in Sachsen die Baumwollspindeln von 13 200 auf 255 904, die Zahl der Spinnereiarbeiter stieg von 272 (im Jahre 1806) auf 5838 (im Jahre 1814). Das Industrieproletariat wurde geboren!

Wirkungen auf  
Deutschland

Es ist richtig: Napoleon begünstigte das eigentliche Frankreich, also das Gebiet bis zum Rhein, vor den anderen deutschen Ländern durch Zölle, Einfuhrverbote und Ausfuhrerleichterungen, wie denn die Summen, die in den erfolgreichen Kriegsjahren aus den besiegten Ländern nach Frankreich geflossen sind, auf  $\frac{1}{2}$  bis 1 Milliarde geschätzt werden. Die Vorteile der Industrie links des Rheins waren so offensichtlich, daß das von Napoleons Schwager Murat regierte rechtsrheinische Großherzogtum Berg — die Industriestädte Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Essen und Bochum — in dem Überschwang ihres deutschen Patriotismus durchaus von Frankreich annektiert werden wollten, um des französischen Industrieschutzes zu genießen; Napoleon verzichtete aber im Interesse der einheimischen Konkurrenz auf dieses Anerbieten. Indessen, so sehr Napoleon Frankreich besonders zu begünstigen suchte, nichts ist falscher als die Annahme, er hätte die Industrialisierung Deutschlands hemmen wollen. Im Gegenteil: es war der Grund- und Lebensgedanke seiner Politik, die Industrie in Deutschland zu fördern und den Agrarfeudalismus, den natürlichen Verbündeten Englands, zurückzudrängen. Für die deutsche Leinenmanufaktur — die einzige, die eingeführt wurde — bot Frankreich einen günstigen Markt: An Leinengarnen kaufte es 1808 2,9 Millionen, 1810 4,6 Millionen von Deutschland; in derselben Zeit stieg die Einfuhr deutscher Leinwand von 8,7 auf 13,1 Millionen. Wenn auch die Kontinentalsperre der ostelbischen Industrie nicht aufzuhelfen vermochte, wenn sie die Nordseehäfen vorübergehend, die Ostseehäfen dauernd schwer schädigte, so bewirkte sie andererseits eine Senkung der Getreidepreise, die nach den wahren Hungerspreisen 1800—1806 in den Jahren 1806 bis 1810 um 60 bis 80 Prozent fielen. Während der preussische Bauer seine ärmlichen Produkte nur nach der nächsten Kreisstadt verkaufen durfte, warf der Junker das preussische Getreide nach England und trieb damit die Preise im Inland, namentlich bei ungünstiger Ernte, wucherisch empor. Das war ihm jetzt unmöglich gemacht. Und die arme Bevölkerung Preußens hat sicher durch die infolge der Kontinentalsperre herbeigeführte Senkung der Lebensmittel mehr Gewinn gehabt, als die zudem niemals vollständig bezahlte Kriegskontribution betragen hat; abgesehen davon, daß jene Kontribution mehr die Besitzenden belastete. ]

Die Junker wurden durch die Kontinentalsperre natürlich wilde Patrioten gegen Napoleon und begeisterten sich für England. Gerade deshalb aber hatte Napoleon das stärkste Interesse, die Macht des preussischen Feudaladels zu brechen. Preußen war handelspolitisch in der Lage Frankreichs um 1786; seine herrschende Klasse exportierte ebenso nach England wie einst der Adel im Staate Ludwigs XVI. Das revolutionierte, bürgerlich entwickelte Frankreich hatte in der That mit dem Festland dasselbe wirtschaftliche Interesse, sofern das kontinentale Europa sich von dem Übergewicht des Agrarfeudalismus gleichfalls befreite. Napoleons Politik zielte darauf ab, die englische Solidarität der feudalen Getreideexporteure zu zersprengen. Die Kontinentalsperre war das Mittel, diese Revolution herbeizuführen; sie sollte auch gegen den preussischen Großgrundbesitz, den Bundesgenossen Englands, wirken. Und so hatte Napoleon auch das stärkste Interesse, auf die Befreiung der preussischen Bauern hinzuwirken, und dadurch den exportierenden Gutsherrn zu schwächen. Schon 1808 hat der Bonapartist — die preussischen Junker witzelten damals von „Bona-Parthern“ — Pöffelt in seinen „Europäischen Annalen“ den befreienden Grundgedanken der französischen Politik klar erkannt: „Alles würde anders und besser sein, wenn es bereits dahin gekommen wäre, wohin es schlechterdings einmal kommen muß, daß das Agrarinteresse einem höheren Interesse weiche. Solange alles in dem alten Gleise bleibt und der Landeigentümer, Edelmann genannt, die erste Rolle im Staate spielt, ist durchaus nicht an irgend ein Gedeihen zu denken.“ In der That, ein industrialisiertes Deutschland — das war der Erbfreund Frankreichs, ein gebändigtes Junkertum, ein befreiter Bauer bedeutete, daß das Geltungsbereich der großen französischen Revolution bis zur Weichsel sich ausdehnte.

Indessen die gewalttätig geniale Politik der napoleonischen Herrschaft scheiterte. Sie brachte zwar Preußen einige Reformen, aber sie weckte zugleich den Widerstand der bedrohten herrschenden Kaste, die es verstand, auch die — in der Not der Zeit — unzufriedenen gewordenen bürgerlichen Elemente zu jenem Widerstand aufzureizen, an dem die zärsaristische Epoche der Revolution endlich zugrunde ging, und zugleich die Hoffnung einer deutschen Revolution.

Dann aber versagte das Mittel selbst. Der Schmuggel war seit jeher die Form des Freihandels, der sich gegen die despotischen Eingriffe der patriarchalischen Wirtschaft durchsetzte. Die deutsche, namentlich die preussische Bevölkerung hatte kein Handwerk besser gelernt als dieses. Königsberg wurde seit 1809 der Hauptstapelplatz geschmuggelter englischer Waren. Die Manufakturwaren Englands zwar kamen nur in geringer Menge hinein; die alte Handelsstraße Manchester—Glasgow—Hamburg—Leipzig war versperrt. Aber englische Garne und namentlich die Kolonialwaren wurden in riesigem Umfang geschmuggelt. Die preussische Staatskasse hatte außerdem durch umfangreiche Scheinkonfiskationen englischer Waren sich auf die billigste Weise bedeutende Einnahmen zu verschaffen gewußt. Schließlich mußte Napoleon selbst das Kontinentalsystem durchbrechen, weil der Verlust der Zolleinnahmen empfindlich wurde; Frankreich erteilte deshalb für den Verkehr mit England gegen hohe Gebühren Erlaubnisscheine („Lizenzen“), welche die Einfuhr gewisser englischer Produkte gestatteten, sofern französische Waren in gleichem Werte ausgeführt wurden.

Der  
Patriotismus  
der Getreide-  
ausfuhr

Der  
Mißerfolg der  
Kontinental-  
sperre

Mochte auch die Politik Napoleons ihr Ziel nicht erreicht haben, mochte das Mittel selbst an sich roh, verwegen-phantastisch, gewaltsam sein, und in seiner Anwendung zweckwidrig, — die Kontinentalsperre hat doch Deutschland den ersten Anstoß zu einer modernen Wirtschaftseinheit, den ersten Angriff wider den Agrarfeudalismus ermöglicht. Niemals wieder war das europäische Festland so nahe der Möglichkeit eines einheitlichen Zollverbandes wie zur Zeit der Kontinentalsperre, niemals wieder erschien so greifbar das Zukunftsbild der vereinigten Staaten von Europa.

## 10. Zwischen Zar und Zäsar.

Preußens  
Kapitulation  
vor dem Zaren

Die Niederwerfung Preußens durch Napoleon war der größte geschichtliche Fortschritt, den Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg erlebt. Aber die regierende Dynastie und die herrschende Klasse vollzog in diesen Tagen die folgenschwerste Kapitulation, die Preußen für ein Jahrhundert hemmte: Es wurde Basall des Zarismus. Damit wurde erst die schämliche Feigheit der feudalen Heer- und Festungsverräter vollendet. Das Waffenstrecken vor Napoleon war, wie verächtlich auch immer nach der persönlichen Seite, unter dem weltgeschichtlichen Urteil eine Beugung unter die weltgesetzliche Notwendigkeit. Es wäre ein Irrsinnsanfall in der menschlichen Entwicklung gewesen, wenn das feudale Preußen den Erben der Revolution damals überwältigt hätte. Indem man aber jetzt dem Zaren sich ergab, raubte man der jämmerlichen Niederlage auch den, freilich ungewollten, nationalen, politischen und sozialen Erfolg, und damit blieb nur noch das nackte Verbrechen ehrloser Feigheit übrig: Der militärisch-feudale Landesverrat gegen den Staat wurde zum Hochverrat gegen die menschliche Kultur.

Lucchesinis  
Friedens-  
verhandlungen

Friedrich Wilhelm III. war am 3. November auf dem Etappenwege nach der russischen Grenze in Graudenz angelangt. Hier erwartete ihn bereits der Bericht Lucchesinis über die am 30. Oktober unterzeichneten Friedensbedingungen. Der preußische Unterhändler hatte in dem Bericht, der die, früher erwähnten Friedensbedingungen enthielt, geschrieben, Napoleon werde beim endgültigen Friedensvertrag verlangen, daß Preußen sich in gewissen Fällen verpflichten müsse, den Franzosen gegen die Russen zu helfen, — eine Bedingung, die gar nicht unbillig war, wenn man bedenkt, daß die Russen schon am 29. Oktober die preußische Grenze überschritten hatten, und daß Friedrich Wilhelm III. selbst sich in jenem heuchlerischen Knechtsbriefe vom 25. Oktober angeboten hatte, die Zurückziehung der Russen zu veranlassen. Einen besonders großen Eindruck auf die Friedensneigung des Königs versprach sich Lucchesini von der weiteren Mitteilung, es sei, falls nicht schleunigst unterzeichnet würde, zu befürchten, daß Napoleon die Einführung einer — Volksvertretung im preußischen Staate als Friedensbedingung verlangen werde.<sup>203</sup>) Der Gedanke einer Verfestigung des preußischen Volkes war für Napoleon kein flüchtiger Einfall, sondern aus seiner Grundanschauung hervorgegangen, daß eine Schwächung des gekrönten Absolutismus, eine politische Befreiung der

Nation dem Intrigenspiel des britischen Kabinetts das Feld der Betätigung einschränkte. Wenn Napoleon dann unmittelbar vor dem Tilsiter Frieden den widerstrebenden König geradezu zwang, den von ihm unanständig hinausgeworfenen Freiherrn vom Stein wieder als Minister zu berufen, so ist die zwangloseste Erklärung doch die, daß er Stein — seine Frühjahrsdenkschrift gegen die Kabinettsregierung mochte er in den Charlottenburger Papieren der Königin Luise gefunden und gelesen haben — als einen Reformers kannte, wie immer bei dem überraschenden Entschluß des Kaisers auch die kleine Bosheit mitspielen mochte, den aufgeblasenen Schwachkopf, der in Preußen König war, durch die Aufdrängung des ungnädig Entlassenen zu demütigen. Aber das war schwerlich mehr als ein flüchtiges Nebenmotiv; denn wenn jemals sich ein Herrscher durch die Grundsätze eines einheitlichen Systems in allen seinen Handlungen bestimmen ließ, so der „korsische Parvenu“. Gerade die unter französischem Einfluß stehenden deutschen Zeitungen diskutierten auch damals weitgehende politisch-soziale Reformvorschläge, und niemals hat Bonaparte später seinen überwältigenden Einfluß benutzt, um die Steinschen Reformen zu verhindern.

Am 6. November nahm eine Konferenz in Graudenz, an der der König, die Prinzen, Generale, Minister (auch Stein und Haugwitz) teilnahmen, die Friedensbedingungen vom 30. Oktober an, sofern nicht eine Verpflichtung, gegen Rußland Krieg zu führen, hinzugefügt werden sollte. Der Beitritt zum Rheinbund wurde zuerst einmütig abgelehnt, dann aber ebenso einmütig, nach einer Rede des Ministers v. Haugwitz und des Generals Grafen v. d. Schulenburg, zugestanden, falls er als eine unerläßliche Friedensbedingung gefordert würde und nicht zur Offensive verpflichtete. Die ganze Zerfahrenheit im preussischen Hoflager wird durch diesen jähen Umschwung der Beschlüsse gekennzeichnet.<sup>294</sup> Wieder schrieb Friedrich Wilhelm III. einen demütigen Brief an seinen Herrn Bruder. Er erklärte sich bereit, schon vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages den Marsch der russischen Truppen aufzuhalten: „Ich habe den lebhaftesten Wunsch, daß Ew. Majestät in meinen Schlössern auf eine Weise aufgenommen und behandelt wird, die Ihr behagt, und ich habe ausdrücklich zu diesem Zwecke alle Maßnahmen getroffen, die die Umstände mir erlaubten. Möchte mir das gelungen sein.“ Er bittet schließlich noch um Belassung des Halberstädter und Magdeburger Gebietes. Nach weiteren Verhandlungen unterzeichneten Lucchesini und General von Zastrow am 16. November einen Waffenstillstandsvertrag, dessen wesentlichste Bestimmung jenes von Friedrich Wilhelm III. selbst zuerst gemachte Angebot war, die Russen zum Zurückgehen aus preussischem Gebiet zu veranlassen. Die anderen Bestimmungen, wie die Übergabe der Weichselfestungen und die Zurückziehung der preussischen Truppen nach Ostpreußen, waren angesichts des russischen Vormarsches selbstverständlich, und dienten Napoleon dazu, eine mögliche Verbindung von Russen und Preußen zu verhindern. Diese Schutzmaßregeln waren gerade dann notwendig, wenn Napoleon ernsthaft den Frieden mit Preußen wollte. Aber Preußen trieb bereits wieder jenes verräterische Doppelspiel, das ihm im Blute lag. Am 14. November hatte Friedrich Wilhelm III. ein Schreiben des Zaren erhalten, in dem er ihm Hilfe versprach; 60 000 Russen ständen zur Unterstützung bereit. Ein Bericht des preussischen Gesandten in Petersburg hatte zu

Annahme  
der Friedens-  
bedingungen



gleicher Zeit eine russische Hülfarmee von 140 000 Mann in Aussicht gestellt, aber auch angedeutet, daß der Zar drohend geäußert habe, für den Fall eines Friedens zwischen Preußen und Frankreich seine Absichten zu ändern. Alle Urkunden zeigen, daß Napoleon sicher auf die Annahme des Waffenstillstands rechnete, und das allein beweist schon, daß es auch ihm Ernst damit war. Um aber jene abermalige Wendung der preussischen Politik zu entschuldigen, hat ein preussischer Geschichtsschreiber dem anderen nachgeredet, wie Napoleon wieder absichtlich die unerhörten Forderungen so anmaßlich gesteigert habe, weil er immer größere Demütigungen zuzufügen suchte; vergesslicher Weise hat man sich gerade über die Bestimmung entrüstet, die doch Friedrich Wilhelm III. selbst angeregt hatte.<sup>205</sup> Es war in der That die Absicht Napoleons, die preussischen Truppen von den Russen zu trennen, aber das war doch nur unter dem Gesichtspunkte einer Kriegspartei, die weiterkämpfen wollte, demütigend; wollte man jedoch einen Frieden, wie man ihm am 6. November zugestimmt hatte, so waren die Bedingungen Napoleons selbstverständlich. Es war durchaus ehrenvoll, wenn die Männer der preussischen Kriegspartei die Waffen nicht niederlegen wollten; aber es deutet doch geradezu auf eine erbliche Krankheit der preussischen Historiker, wenn sie selbst in diesem Falle, statt die freie Initiative Preußens zuzugeben, den Angriff in eine Abwehr nicht vorhandener Provokationen umfälschen. Abermals war es Napoleon, der Grund hatte, sich über die Unzuverlässigkeit und Wortbrüchigkeit Preußens zu beschweren.

Neuer Verrat  
Friedrich  
Wilhelms III.

In Graudenz und Osterode, wo das flüchtende Königspaar seit dem 16. November weilte, arbeiteten russische und englische Agenten, um Friedrich Wilhelm III. zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, von der Königin und der alten Kriegspartei unterstützt. Das Interesse Englands an der Weiterführung des Feldzugs gegen Frankreich war unvermindert seit 13 Jahren. Rußland bangte für seinen polnischen Besitz und mochte die französische Macht und Einflußsphäre, ohne das Zwischenglied seines preussischen Erbuntertanen, nicht unmittelbar bis zur russischen Grenze vordringen lassen. Aber es fiel den russischen und englischen Diplomaten schwer, den König zu gewinnen. Empört schrieben sie über seine Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit, seine Beschäftigung mit läppischen Dingen. Daß er ruhig auf die Jagd ging, erregte allgemeinen Anmut. „Er hat, scheint es, noch zehn Königreiche zu verlieren; er verdient kein besseres Los.“ „Er sprach von den unglücklichen Ereignissen wie von einer fremden Geschichte, nicht von der seinigen“. So heißt es in den Berichten jener Tage.

Es scheint, als ob die Vertreibung und Absetzung des Kurfürsten von Hessen die Angst Friedrich Wilhelms III. wieder so gesteigert hatte, daß er sich entschloß, Mut zu üben. Dazu kam, daß man ihn einschüchterte mit dunklen Gerüchten über die Absicht Napoleons, die preussische Monarchie zu beseitigen. Die Friedensunterhändler vom 16. November hatten mündlich durch den Major v. Rauch dem König mitteilen lassen, daß angesehene und wohlgesinnte Franzosen zu erkennen gegeben hätten, es sei für die Erhaltung Preußens von der höchsten Wichtigkeit, daß Napoleon nur erst irgend eine diplomatische Akte mit Preußen unterschreibe, weil, wenn dieses nicht erfolge, die Vernichtung dieser Macht von ihm beschlossen werden würde.<sup>206</sup> So entschied sich der König, genau auf die gleiche Weise

wie vor Jena durch Gerüchte geängstigt, für die Fortsetzung des Krieges. Er stürzte sich willenlos in die Arme des Zaren. In der Konferenz vom 21. November stimmten fast alle Generäle und Minister für die Annahme des Waffenstillstandes, in der Mehrzahl freilich mit der Motivierung, die Ruhe zur geheimen Rüstung zu benutzen; dagegen die Vertrauten des Königs, der General v. Rökritz und Beyme, außerdem Stein, für die Verwerfung des Waffenstillstandes. Der König trat der Minderheit bei und entschied also den Krieg. Jetzt schrieb Friedrich Wilhelm III. an den Zaren: „Empfangen Sie, Sire, das feierliche Versprechen meines unerschütterlichen Entschlusses, daß ich den Degen gegen den Feind der Unabhängigkeit Europas nicht eher niederlegen werde, als bis Ihre mit den meinigen von jetzt ab unlösbar verbundenen Interessen es Sie selbst wünschen lassen. Dies ist meine feste Entschliebung“. Napoleon antwortete auf die Botschaft mit schneidendem Hohn: „Wir sind also weiter als jemals von einer Verständigung entfernt. Ew. Majestät haben mich wissen lassen, daß Sie sich in die Arme der Russen geworfen hat; ich werde keine Maßregel unterlassen, die mir nützlich im Kampfe gegen diese neuen Gegner ist“. Die Zukunft werde zeigen, ob der König ein gute Wahl getroffen habe.

Dreußen lehnt  
den Waffen-  
stillstand ab

Dergestalt schleppte sich der Krieg, erfolglos für den Kosakenbund, bis zum Sommer des nächsten Jahres hin. Als erstes Opfer an den Zaren schickte Friedrich Wilhelm III. den in Rußland verhafteten Minister Haugwitz fort. In der Residenz Friedrich Wilhelms III. aber verkündete der „Telegraph“ den Berlinern den Entschluß des Königs am 3. Dezember in folgender Weise: „So sehen wir hier einen Sieger, dessen Heere und Macht in wenig Tagen das Reich Friedrichs sich unterwürfig gemacht, und dessen furchtbare Armee auf der ganzen Welt kein Hinderniß kennt, das sie aufhalten könnte; einen Sieger, großmüthig selbst im Schooße des Glückes, der dem Schwerte der Schlachten Ruhe verwilliget, der bereit ist, sich selbst ein Ziel seiner Siege zu bezeichnen; von der anderen Seite einen Prinzen, einen Flüchtling, dessen Armee nicht mehr existiert, einen Monarchen ohne Staat, dessen irrender Hof von Stadt zu Stadt wandert, der von einer fremden Übergewalt beherrscht ist, welcher er wider seinen Willen sich unterwirft, und der darin beharrt, sich allen Gefahren der Fortsetzung des Krieges zu überlassen.“

Entlassung  
Haugwitz'

Am 1. November hat der alte polnische Patriot Kosciuszko von Paris aus einen Aufruf erlassen, der mit den Worten schloß:

Polenaufstand

„Ich sehe diese väterliche Erde wieder, die mein Arm vertheidigt hat, diese Gefilde, die ich mit meinem Blut getränkt habe und ich küsse sie mit Thränen. Unglückliche Freunde, denen ich nicht in das Grab folgen konnte, geliebte und brave Landsleute, die ich genöthigt war, dem Joch der Eroberer zu überlassen, ich habe nur gelebt, um euch zu rächen, und ich komme nun zurück, um euch zu befreien. Heilige Reste meines Vaterlandes, ich grüße euch mit Entzücken, ich umarme euch mit einem heiligen Wahnsinne . . . die Zeiten Polens sind wieder gekommen, das Glück hat Napoleon und seine Unüberwindlichen nicht an die Ufer der Weichsel geführt, um keine Spuren daselbst zurück zu lassen. Wir sind unter der Aegide des Monarchen, der die Schwierigkeiten durch Wunder bändigt, und das Wunder der Wiederauferstehung Polens ist zu glorreich, als daß der ewige Schiedsrichter des Verhängnisses es ihm nicht bereitet haben sollte.“

Aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Berlin, 3. November 1806, erging ein Aufruf des Generals Dombrowski und Wybickis, Repräsentant der Städte im polnischen (?) Reichstag von 1791, der also beginnt:

„Polen!

Napoleon der Große, der Unüberwindliche, rückt an der Spitze einer Armee von Dreimal Hundert Tausend Mann in Polen ein. Ohne in die Geheimnisse Seiner Absichten dringen zu wollen, sey es unser einziges Bestreben, uns Seiner Großmut werth zu machen.

„Ich will sehen, (so hat Er zu uns gesprochen) ich will sehen, ob Ihr verdient, eine Nation zu sein. Ich gehe nach Posen, da werden meine ersten Entwürfe zu Eurem Besten gemacht werden.“

Polen, von Euch hängt es ab, selbständige Wesen zu sein, ein Vaterland zu erlangen. Euer Rächer, Euer Schöpfer ist erschienen! Eilt ihm von allen Seiten entgegen, wie bedrängte Kinder ihrem zu Hilfe kommenden Vater entgegen eilen. Bringt Ihm Eure Herzen, Eure Arme. Erhebt Euch insgesamt; beweiset Ihm, daß Ihr bereit seyd, Euer Blut zu vergießen, um Euer Vaterland wieder zu erhalten. Er weiß, daß Ihr entwaffnet seid; Er wird Euch mit Waffen versehen“ usw.

Wie einen Erlöser begrüßten die Polen den Imperator, der am 27. November in Posen erschien. Sie waren seit dem Beginn des Monats im Aufstand. Noch vor der Verwerfung des Waffenstillstandes, am 18. November, hatte von Osterode aus Friedrich Wilhelm III. eine zahnlos drohende Proklamation an die aufständischen Polen gerichtet. Er kündigte den Urhebern und Mitschuldigen des Aufstandes strenge Strafen an und flocht in die standrechtlichen Brandsätze weinerliche Erinnerungen an die unendlichen preußischen Wohlthaten, mit denen die Hohenzollern das tückisch geraubte Land beglückt hätten. Das waren nur noch lächerliche Papiergranaten.

Der Appell an das Gesetz war um so wirkungsloser, als es für die Polen niemals ein Gesetz gegeben. Hatte doch vor Jena der König die polnischen Juden gesetzwidrig als Traintnechte ausgehoben — eine Maßnahme, die der „Beobachter an der Spree“ gepriesen hatte: „Eine Wohlthat für die Menschheit und den Staat; denn die armen Teufel selbst hungern.“ Ob Napoleon in dieser Zeit die völlige Wiederherstellung Polens geplant hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Dagegen wälzte er in seinem Kopfe die Idee, an der Weichsel ein mit Frankreich und der Türkei verbündetes Reich als Schutzwehr gegen den russischen Kolos entstehen zu lassen — vielleicht einen Elbe-Weichselbund, entsprechend der Vereinigung der Rheinstaaten, die gegen die englische Weltmacht zusammengeballt waren. Jedenfalls war es nicht mehr das „Haus Brandenburg“, dem die Führung dieses Nord-Ostbundes zugebracht war. Auf polnischem Boden, wo eben erst das Haus Brandenburg eine Nation verraten und zerstückelt hatte, hat Bonaparte den Entwurf einer Proklamation zu schreiben begonnen, der den Hohenzollern ihr Ende ankündigte. Nach den einleitenden Bemerkungen über den Angriff Rußlands, des Bundesgenossen Preußens, fährt der undatierte, wahrscheinlich am 9. Dezember aufgezeichnete, Bruchstück gebliebene Entwurf fort:

„Diese Ereignisse lassen uns lebhaft die unbedingte Nothwendigkeit in Europa empfinden, daß zwischen Rhein und Weichsel eine mit den

Entwurf zur  
Absehung der  
Hohenzollern

Interessen des Ottomanischen Reiches unlöslich verbundene Macht existiere, welche beständig gemeinsame Sache mit ihm macht und im Norden zu seiner Verteidigung beiträgt, während Frankreich es in seinem Gebiete selbst unterstützt.

„Dieses können wir jedoch niemals von der Wiederberufung des Hauses Brandenburg auf einen Thron erwarten, von welchem es das Vergessen der eigenen und der europäischen Interessen sowie seine Fehler haben heruntersteigen lassen. Das Haus Brandenburg hat sich Rußland hingegeben, gewissermaßen unterworfen.

Indem wir nur die Interessen unserer Völker, die unserer Verbündeten und Europas im Auge haben, jede persönliche Rücksicht schweigen lassen und das Mitleid für private, von uns sehr bedauerte Nachteile unterdrücken, haben wir beschlossen, bestimmen und erklären hiemit . . .“

Damit bricht der Entwurf ab, der erst neuerdings ans Licht gezogen ist.<sup>207)</sup>

Der Winterfeldzug an der Weichsel brachte den französischen Armeen furchtbare Mühsal. Napoleon meinte, daß man in Polen mit einem fünften Element zu kämpfen hätte, dem Kot. Am 28. November wurde Warschau, am 6. Dezember Thorn von den Franzosen besetzt. Nach blutigen Gefechten gingen die Russen bis in das Masurische Seengebiet zurück. Die preussischen Truppen unter P'Estocq wurden, bei Soldau besiegt, bis nach Angerburg zurückgeworfen. Am Ausgang des Jahres bezogen die französischen Truppen die Winterquartiere: Zwischen Berlin und Königsberg stand kein preussischer oder russischer Soldat mehr. Mit dem Beginn des neuen Jahres wurde der Krieg nach Ostpreußen getragen. An dem Zusammenstoß zwischen dem Zarismus und dem revolutionären Kaiserreich beteiligten sich die preussischen Truppen fast nur als Mitläufer. Der Erfolg der Verwerfung des Waffenstillstandes und der Kapitulation vor dem Zaren waren die Verwüstung Ostpreußens durch die verbündete Armee, die mehr Unheil über das Land brachte als der Feind.

In dem erwähnten Entwurf über die Beseitigung des Hauses Brandenburg spricht Napoleon von einem Staat zwischen Rhein (nicht Elbe) und Weichsel. Man möchte vermuten, daß er das spätere Königreich Westfalen im Auge hatte, das er ursprünglich bis zur Weichsel hätte ausdehnen wollen. Denn in jenen Tagen fügte er die Bausteine für das Reich seines Bruders Jerome. In Hannover hatte man sich mit großer Freude gleich nach Sena der kurzen preussischen Herrschaft entledigt. Die französischen Truppen wurden gut aufgenommen. Auf den Intelligenzblättern entfernte man die anfangs Oktober erst eingeführten preussischen Adler; die schwarzweiß gemalten Schilderhäuser bekamen ihre weiße, rote und graue Farbe wieder, die preussischen Taler wurden nur noch mit erheblichen Abzügen, die preussische Scheidemünze gar nicht mehr in Zahlung genommen. Am 1. November hatten die Franzosen Cassel besetzt. Der Kurfürst von Hessen hatte zwar Preußen keine Truppen geliefert, weil er über den Preis noch nicht einig geworden war, aber er hatte sie mobilisiert. Jetzt, als dem Kurfürsten die Gefahr auf den Leib rückte, stellte er sich mit Haut und Haaren Napoleon zur Verfügung. Er ließ dem Marschall Mortier, der sich Cassels bemächtigt hatte, sagen, daß er — der preussische General! — und seine Armee bereit wären, mit dem Kaiser zu marschieren, um seine Feinde zu schlagen; ja der Kurfürst verlangte gleich Pässe, um ins Hauptquartier Napoleons gehen zu können. Dies Angebot eines neuen Soldatenverkaufs seiner Unter-

Winterfeldzug  
in Polen

Das Königreich  
Westfalen

Hannover

Kurfürsten

tanen war vergeblich. Der Kurfürst wurde seines Landes für verlustig erklärt. Es war in der That ein Akt geschichtlicher Sühne, und es war zudem die nackte Wahrheit, als Napoleon die Vertreibung der hessischen Dynastie in seinem 27. Bulletin also begründete:

„Es giebt kein Haus in Deutschland, das mit so vieler Beharrlichkeit Frankreichs Feind gewesen war. Seit vielen Jahren hat es das Blut seiner Untertanen an England verkauft, um gegen uns den Krieg in beiden Welttheilen zu führen, und diesem Handel mit seinen Truppen verdankt dieser Fürst die Schätze, die er zusammengehäuft hat. Diese schmutzige Habsucht hat die Katastrophe seines Hauses bewirkt, dessen Existenz an unseren Grenzen mit der Sicherheit von Frankreich nicht verträglich ist. Es ist endlich Zeit, daß man sich nie mehr ein Spiel daraus mache, vierzig Millionen Einwohner zu beunruhigen, und Verwirrung und Unordnung unter ihnen zu verbreiten. Die Engländer können noch einige Fürsten durch ihr Gold verführen, aber der Verlust der Throne derer, die es erhalten, wird die unfehlbare Folge ihrer Bereitwilligkeit sein. Die Verbündeten Frankreichs werden glücklich sein und sich vergrößern; seine Feinde werden erniedrigt, verwirrt und entthront werden. Die Völker Hessens werden glücklich werden. Befreit von dem ungeheuren militärischen Frondienst, werden sie sich friedlich der Verbesserung ihres Feldbaues überlassen können; befreit von einem Theil der Abgaben, werden sie auch nach großmütigen und liberalen Grundsätzen regiert werden.“

Die Hessen, stets gewohnt, sich für eine Sache blind zu schlagen, die sie nichts anging und die sie nicht kannten, waren auch die einzigen deutschen Untertanen, die Miene machten, sich für ihren bisherigen Landesvater zu erheben. Man hatte die bildliche Wendung der französischen Proklamation, daß sich die Hessen unter die Fahnen des Kaisers begeben sollten, dahin mißverstanden, daß sie zu französischem Heeresdienst gezwungen werden sollten. Die Beamten, die die Proklamation in den Dörfern anhefteten, wurden erschlagen, in Ziegenhain die kleine französische Besatzung ermordet. Ende Dezember war ganz Hessen in Aufruhr. Man plünderte und steckte Brücken in Brand, die französischen Soldaten wurden vielfach übel zugerichtet. Der Wirt Wenzel zu Germerode wurde als Chef und Aufreißer des Aufstandes zum Tode verurteilt. Er hatte sich den Titel eines Bauern-Generals zugelegt. Indessen beruhigte man sich bald.

Braunschweig  
und Sachsen-  
Weimar

Das gleiche Schicksal wie Kurhessen erlitt Braunschweig, dessen Herzog die preussischen Truppen geführt hatte. Dagegen wurde der Herzog von Sachsen-Weimar, der einzige wirkliche Verbündete Preußens pardonnirt; Napoleon hatte das seiner tapferen Frau in Weimar gegebene Wort eingelöst. Am 24. Dezember 1806, aus Berlin datiert, veröffentlichte Carl August, Herzog zu Sachsen, eine jauchzende Bekanntmachung über den Beitritt zum Rheinbund, seinen eigenen und den der vier übrigen sächsischen Herzogtümer Ernestinischer Linie:

„Wir eilen, dies glückliche Ereigniß zur öffentlichen Kunde zu bringen, und finden in Landesväterlicher Beherzigung der Bedrängnisse, welche der Gang der großen Weltbegebenheiten in den drei letzten Monaten herbeigeführt hat, eine ungemaine Beruhigung darin, daß Wir unseren getreuen Unterthanen noch vor dem Schlusse des Jahres einen heiteren und ruhigen Blick in die Zukunft eröffnen können.“

Ähnlich teilte der Herzog von Coburg-Gotha seinen Untertanen das Coburg-Gotha  
glückliche Ereignis mit:

„Es war bisher Unser größtes und einziges Bestreben, Unseren  
getreuen Unterthanen, welche Uns zur Leitung anvertraut sind, Ruhe,  
Selbständigkeit und kraftvollen Schutz zu bewirken. Unsere rastlosen  
Bemühungen sind durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Wir können  
Unseren Unterthanen versichern, daß Wir durch den Beitritt zum Rhein-  
bunde Unsern Coburg-Saalfeld'schen Landen die vollkommenste und fort-  
dauerndste Selbständigkeit erhalten haben.“

Kursachsen selbst war durch den Posener Vertrag vom 11. Dezember Königreich  
Sachsen  
dem Rheinbund beigetreten, der Kurfürst zum König erhoben. Die Sachsen  
sollten für die Napoleonische Rheinbunds-Armee ein Kontingent von  
20 000 Mann stellen, jedoch im gegenwärtigen Kriege „in Hinsicht der  
vorgefallenen Ereignisse“ nur 1500 Mann Kavallerie, 4200 Mann Infanterie,  
300 Mann Artillerie und 12 Kanonen. Ganz Sachsen schwelgte, Feste  
feiernd, in den Wonnen des neuen Zustandes, und die Untertanen, wenn  
sie auch schwerlich den tatsächlichen politisch-wirtschaftlichen Fortschritt des  
Rheinbundes begriffen hatten, spürten doch das Fallen der Notpreise für  
Getreide unter dem neuen Königstum;<sup>298</sup>) die Kontinentalsperre befreite sie  
von den ärgsten Ausschreitungen des feudalen Kornwuchers.

An ecker Kriecherei vor dem Kaiser ließen es die sämtlichen Rheinbunds- Das Wesen des  
Rheinbundes  
fürsten nicht fehlen. So internierte der König von Württemberg auf  
Napoleons Wunsch den Fürsten Hohenlohe, nachdem er bei Prenzlau  
kapituliert, in Dringen. Er hielt den „armen Prinzen“, schreibt einmal die  
Königin Luise aufgeregt, wie einen Staatsverbrecher gefangen. Ende  
Dezember 1806 brachten Berliner Blätter eine Betrachtung über den Rhein-  
bund, in der es heißt: „Der Rheinische Bund wird ein Bund des Friedens,  
der Ruhe, der Eintracht und des Glücks für Deutschland, wahrscheinlich  
für Europa werden. Die Engbergigkeit und Kurzsichtigkeit der gewöhnlichen  
Menschen verstattet es nicht, sich zu den Maßregeln, die das Genie und  
die Weisheit für Jahrhunderte bestimmen, zu erheben. Pygmäen würden  
vergebens den Wettstreit mit Titanen versuchen, sie kriechen, wo jene fliegen . . .  
Deutschland hat das Schlechtere überstanden, das Bessere steht ihm bevor.  
Der Wille und der Wunsch des Helden und des Weisen des Zeitalters,  
Napoleons des Großen, ist ein allgemeiner, ein dauernder Friede. Deutsch-  
land, Europa wird ihn erhalten, so sehr die Mächte, mißleitet durch die  
verkehrte merkantilische Politik des Britischen Cabinetts ihn zu verhindern  
suchen. Es wird ein langer, ungestörter Friede über Europa's Völker  
herrschen; Jahrhunderte des Segens und der Ruhe werden Belohnungen  
für die Anstrengungen des weisesten Helden, des heldenmütigsten Weisen  
Entschädigung für die langen ausgestandenen Leiden der bedrängten und  
durch eine verächtliche Politik verrätherisch hintergangenen Nationen sein.“

Inzwischen schleppte der preußische König, den seine Furcht vor den  
ostwärts vordrängenden Franzosen ruhelos von Ort zu Ort hegte, den  
ganzen Anrat der alten höfischen Kabinettpolitik mit, die mit den aus  
Berlin geflüchteten Millionen gefristet werden konnte. Zwar Haugwitz,  
Lombard waren geopfert worden, aber dem Saren, nicht den Reformern.  
Während Europa unter den ungeheuersten Umwälzungen erbebte, beschäftigte

sich der unstät vagabondierende Hof — Ortelsburg, Wehlau, Königsberg waren die nächsten Stationen — mit den eingefessenen Rabalen und Intrigen. Und als der Hof nach Memel, bis an die russische Grenze flüchten mußte, weil in den letzten Dezembertagen die Franzosen freien Weg nach Königsberg hatten, da vermochten auch die Sturzwellen, welche bei der wilden Fahrt über die unwegsame, schmal zwischen Meer und Haff eingezwängte Nebrung, die „preußische Wüste“, die Räder des Wagens umbrandeten und die tiefen Spuren in reißende Ströme verwandelten — da vermochte auch die Größe und Wucht des elementaren Aufruhrs die winzigen, höfisch verkümmerten Seelen nicht zu aufrechtem Schicksalstros und stolzer Erhebung über das Kleinliche und Niedrige des bisherigen Betriebes aufzupeitschen. Doch sorgte man dafür, daß ein Teil des mitgenommenen Schazes nach Kopenhagen in Sicherheit gebracht wurde.

Das  
Publicandum  
von Ortelsburg

Die einzige Tat Friedrich Wilhelms III., das vom 1. Dezember 1806 aus Ortelsburg datierte „Publicandum wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee“ war keine Reform, sondern ein Racheakt des Monarchen gegen sein Heer, das ihn nicht geschützt. Die Maßregelung der Festungskommandeure — der von Küstrin wurde „zum Arquebusieren condemnirt“, zum Tode durch Erschießen verurteilt — war gewiß verdient, aber die Liste derer, die den Staat im Stich gelassen, um ihr Leben zu retten, hätte von Rechts wegen der König mit dem eignen Namen eröffnen müssen. Das Publicandum versuchte durch die reichliche Drohung mit Totschießen die Armee zu bessern. Jeder Gouverneur und Kommandant, der Festungen nicht mit den angestrengtesten Kräften bis aufs äußerste behaupten würde, sollte ohne Gnade erschossen werden; desgleichen Soldaten, die auf der Flucht die Waffen wegwerfen, und Knechte, welche die Pferde absträngen, um davon zu jagen. Das Publicandum aber war zugleich eine Lüge, denn es stellte — wenigstens für die Zeit des Krieges — den revolutionären Grundsatz auf: „So lange der Krieg dauert, wird der Unteroffizier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart besonders auszeichnet, so gut Offizier als der Fürst.“ Mit geißelndem Hohn begrüßte damals ein deutsches Journal dieses Bekenntnis zum Jakobinertum, das zu halten am wenigsten dem König eingefallen wäre: „Das ist vortrefflich! Welch ein herrliches, amtliches Zeugniß, daß der Staat, wenn er Köpfe braucht, sie allenthalben suchen will, und zu finden hofft, anstatt daß zur Parade, zum Müßiggang und nebenbei zum Verderben des Staats, dürre Stammbäume gut genug sind! — Und welch ein hochehrendes Zutrauen zu dem armen, im Frieden zurückgesetzten, von manchem erbärmlichen Fähndrich und Lieutenant nur zu oft gemißhandelten und verachteten Bürgerstande, daß man seine Gedanken und Aeußerungen nicht fürchtet: Ja, jezt in der Not sind wir gut genug, unseren Verstand, unsere Kräfte und unser Leben aufzuopfern, um nach dem Frieden reduziert, elend pensionirt, in Depot-Bataillons untergesteckt, und allenthalben wieder verachtet zu werden, wie vorher!!! Welche halbe elende Maßregeln! Soll das Anhänglichkeit an einen Fürsten ansachen, der in seinem äußersten Elend nicht anders zu handeln weiß?“<sup>299)</sup>

Steins  
Maßregelung

Die Versuche der Stein und Hardenberg, die Kabinettsgovernment zu beseitigen, scheiterten. Der König wählte den Unterzeichner des Waffenstillstands,

Gen  
far  
Na  
Hel  
den  
einer  
der  
Sto  
der  
Kon  
jener  
Rü  
hatt  
Che  
als  
ord

iron  
in d  
har

nach  
für  
son  
We  
desf

General von Zastrow, zum Minister des Auswärtigen, der sich sofort bereit fand, den Zaren zu bitten, Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Napoleon zu vermitteln; der Rückzug der Russen hatte Friedrich Wilhelms III. Heldenmut schnell wieder gesänftigt, den russischen Oberstkommandierenden, den General v. Bennigsen, hielt man im preussischen Hoflager sogar für einen Verräter. Aber der König ohne Land und Volk, der vor den Thüren der Mächtigen mit dem Hut in der Hand bettelte, war immer noch der Stoc-Feldweibel von Gottes Gnaden, der seine Untertanen und Diener mit der Peitsche behandelte, solange er noch eine Hand rühren konnte. Sein Konflikt mit Stein artete zur Raserei aus, als sein Minister sich weigerte, jenen Handel mit seinem Namen zu decken, den der König hinter seinem Rücken angezettelt: die Geldspende für den Hofhalt Napoleons. Die Bank hatte auf Weisung des Königs Summen ausgezahlt, ohne daß der oberste Chef der Bank, der Minister vom Stein, darum wußte. Am 3. Januar, als Stein sich anschickte, nach Memel überzusiedeln, erhielt er eine Kabinettsorder, in der der bedeutendste Staatsmann des Hofes das Folgende als:

„Ich hatte ehemals Vorurteile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Conzeptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für excentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte, für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßt, wo es immerfort Verührungspunkte giebt, die ihn bald verdrossen machen würden.“

Es folgte dann ein Sündenregister Steinscher Missetaten, u. a. ein ironischer Ausfall in einem ministeriellen Bericht, der „bombastreiche Aufsatz“, in dem er sich geweigert, das auswärtige Ministerium zu übernehmen, sein hartnäckiges Stillschweigen auf königliche Kabinettsorders usw.

„Aus allen diesem“ — schloß der König — „habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern, daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben ein wahrheitsliebender Mann zu seyn, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre fernere Dienste machen kann.“

Die Urschrift der Kabinettsorder enthielt noch die Drohung, den Kerl nach Spandau schicken zu wollen: „Ich kann ohnmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Troß oder Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst möchte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen.“ Wenn der König schließlich die Stelle gestrichen hat, so offenbar nur deshalb, weil ihm noch rechtzeitig einfiel, daß er keine Festung mehr zur



Verfügung hatte, wenigstens keine sichere mehr. Stein ersuchte sofort in einem ohne jede höfische Floskel „Stein“ unterzeichneten Schreiben um seine Entlassung, und der König antwortete umgehend, aber nicht auf gut Deutsch: „Da der Herr Baron v. Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.“

Die Schlacht  
bei Preußisch-  
Eylau

Auf den schneebedeckten Feldern bei Preußisch-Eylau, wo die Schlacht in Schneestürmen ausgefochten wurde, erlitt Napoleon am 8. Februar 1807 den schwersten Verlust des ganzen Feldzugs. Die Verbündeten zählten (nach Lettow-Vorbeck's genauen Berechnungen) mindestens 82 500 Mann (darunter 8500 Preußen), die Franzosen nur höchstens 67000. Das Korps Angreaus geriet in einen fürchterlichen Kartätschenhagel und wurde beinahe aufgerieben. Davout gelang es, die Russen zurückzudrängen, aber das Eingreifen des preussischen Korps unter L'Estocq-Scharnhorst brachte die Schlacht wieder zum Stehen. Am Abend war das Gemisch erschöpft. Der Sieg war unentschieden. Die Verluste machen die Schlacht zu einer der blutigsten der Kriegsgeschichte. Die Franzosen verloren 4893 Tote, 23589 Verwundete, 1152 Gefangene = 44,3 Prozent, die Russen an Toten und Verwundeten 26 000 = 35 Prozent, das L'Estocq'sche Korps 800 Mann gleich 9,4 Prozent. Es hat sich später ein widerwärtiger Streit zwischen L'Estocq und Scharnhorst erhoben, wem der Erfolg zu danken. Scharnhorst nannte seinen Chef in einem Bericht an den König einen „alten, betäubten, gedächtnislosen, schwachen Mann, der für sich nichts ist“. Jedenfalls erhielt L'Estocq später die Belohnung in der Gestalt der Dompropstei Brandenburg.<sup>300)</sup> Aber auch Eylau brachte keine Wendung. General Bennigsen ging mit der Armee auf Königsberg zurück.

Napoleon  
will Frieden

Der Rückzug der Russen bewirkte, daß Napoleons Lage wieder vollständig gesichert war. Er konnte also, ohne Mißdeutungen zu erwarten, diesen Augenblick benutzen, um abermals den Versuch zu unternehmen, Frieden mit Preußen zu schließen. Er sandte seinen General Bertrand nach Memel und bot ermäßigte Friedensbedingungen; das Land östlich der Elbe sollte Preußen bleiben. Friedrich Wilhelm III. war bereit, auf das Anerbieten einzugehen. Es kam dann wieder zu dem üblichen, zweideutigen und verwirrten Hin und Her, bis es Hardenberg gelang, den Abschluß zu hintertreiben. Auch bei dieser Gelegenheit reden unsere Historiker, selbst die ernstesten, in wahrhaft erbarmungswürdig kindischer Weise von den gottlos durchkreuzten perfiden Ränken des Korsen, der Preußen von Rußland habe losrennen wollen. Als ob Napoleon jemals ein Hehl aus dieser Absicht gemacht hätte! Er hatte überhaupt keinen Krieg gegen Preußen unternehmen wollen, er hatte dann jede denkbare Gelegenheit wahrgenommen, um Frieden zu schließen, und er hat noch bei den Unterhandlungen in Eilsit ganz offen in Gegenwart des Zaren zu Friedrich Wilhelm III. gesagt — der übermäßig beschränkte König wollte ob solcher Frechheit auf den Rücken fallen<sup>301)</sup> —, daß er sich im Gegensatz zu der Legende vorbehalten hätte, mit Preußen gegen Rußland zu kämpfen. Wer nur einigermaßen die klare und konsequente Politik Napoleons verfolgt hat, wer die großen wirtschaftlichen und politischen Gegensätze des Zeitalters begriffen hat, in denen sich der mächtige Mann entscheiden mußte, für den ist es ohne weiteres selbstverständlich, daß für Frankreich Preußen von Haus aus

als  
Ver  
wen  
gege  
die

Mar  
Eng  
Gro  
und  
von  
Bar

nam  
Die  
Har  
Rab  
26.  
Bar  
solte  
Sch  
Bun  
den  
Pol  
frühe  
gesan  
und  
sein  
Ruß  
Nap  
über  
an d  
Kope

Aug  
des  
stockt  
wür  
und  
Güte  
die  
und  
Agro  
Mitt  
natio  
ausfu  
nicht  
Engl

als sein natürlicher Bundesgenosse galt. Es ist schon nicht mehr borussische Verblendung, es ist die reine Russifizierung der preussischen Historiker, wenn sie es Napoleon als eine rorsische Tücke anrechnen, daß er Preußen gegen Rußland gewinnen wollte. Und russischen Interessen allein hat, wie die Folge lehrte, die abermalige Abweisung des Friedensangebots gebient.

Für die Weigerung Preußens war noch ein Umstand entscheidend. Man erinnert sich, daß Preußen seit dem Frühjahr 1806 formell mit England im Kriege stand. Am 28. Januar war endlich der Friede mit Großbritannien zustande gekommen. Das bankrotte Preußen brauchte Geld und sofort erhielt es jetzt eine erste englische Unterstützungsrate in der Höhe von 1 600 000 Mark. Die Weiterführung des Krieges geschah also durch Barzahlung seitens Englands.

Es war schließlich der „liebe gute Zar“, wie ihn die Königin Luise stets nannte, der Preußen so gründlich verriet, daß es Frieden machen mußte. Die russischen militärischen Operationen ruhten fast vollständig. Unter Hardenbergs Führung aber, der am 10. April vom König zum „Ersten Rabinettminister“ ernannt war, und nach seinen Entwürfen kam am 26. April zwischen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. die Bartensteiner Konvention zustande. Eine Weltallianz gegen Frankreich sollte danach gestiftet werden, zu deren Teilnahme England, Osterreich und Schweden eingeladen wurden. Die Wiederherstellung des alten deutschen Bundes, doch ohne dessen Verfassung, war das Ziel. Die Herrschaft über den Rhein, die doch einst Preußen der französischen Revolution gegen Polen verhandelt hatte, sollte Frankreich genommen, Preußen in seiner früheren Macht wiederhergestellt werden; Rußland verpflichtete sich, seine gesamten Kräfte für diesen Zweck aufzuwenden. England war als Geld- und Waffenlieferant vorgesehen, das man dafür durch Vergrößerung seines deutschen Besitztums entschädigen wollte. Im Namen von Rußland, Preußen und England schrieb darauf Friedrich Wilhelm III. an Napoleon, daß man seinen Wunsch nach Frieden teile, daß er sich aber über die Entschädigungen äußern solle, zu denen sich Rußland und England an die Mächte, die Verluste erlitten, verpflichtet hätten. Ein Kongreß in Kopenhagen ward vorgeschlagen.

Das war der rosige Traum des Schwindsüchtigen vor dem Ende. Im Augenblick der völligen Auflösung träumte man von der Wiederherstellung des Deutschen Reiches, aber freilich nicht im nationalen, sondern im verstockten dynastischen und feudalen Sinne. Hardenberg hat in seinen Denkwürdigkeiten einmal den Vorwurf erhoben, seine Rivalen am Hofe, Zastrow und Lucchesini, hätten deshalb zum Frieden gedrängt, weil beide beträchtliche Güter in Südpreußen besaßen. Die Bartensteiner Konvention aber bedeutete die Auslieferung der deutschen und kontinentalen Entwicklung an England und Rußland, von denen das erstere wirtschaftlich an der Erhaltung des Agrarstaates, das letztere politisch an der Sicherung des Absolutismus in Mitteleuropa interessiert war. Hardenbergs auswärtige Politik war nicht national, sondern er verteidigte England, Rußland und ostelbische Getreideausfuhrinteressen. Daß diese Tendenzen mit einer deutsch-nationalen Bewegung nichts zu tun hatten, beweist schon allein die Bereitwilligkeit, mit der man England deutsches Gebiet abtreten wollte. Der Kampf gegen Napoleon

Englands  
Subsidien

Die  
Bartensteiner  
Konvention

war der Kampf gegen die europäische Revolution für den ostelbischen Gutshof, den Zarismus, die ausschließende Weltherrschaft Englands zur See in Handel und Industrie. Napoleon war der Vorkämpfer der bürgerlich-industriellen Entwicklung auf dem europäischen Festland, die England und Rußland gleichermaßen mit allen Mitteln zu hindern trachteten. In der Bartensteiner Konvention war der Triumph des englisch-russischen Systems vertragsmäßig festgelegt, das für das ganze Gebiet des alten deutschen Bundes den politischen und wirtschaftlichen Stillstand bedeutete. Zum Glück blieb sie jetzt auf dem Papier. Aber sie stieg lebendig aus den Trümmern der zäsaristischen Revolution 1815 empor und sie ward bald zur heiligen Allianz, die weltwirtschaftlich betrachtet nichts war, wie die bürgerlich-industrielle Hemmung Deutschlands und Osterreichs zugunsten und unter Führung Englands und Rußlands, — ein kultureller Hochverrat, den die siegreiche Dynastie Preußens und der feudale Egoismus seiner getreideexportierenden Großgrundbesitzer mehr als ein halbes Jahrhundert, nur durch die Revolution von 1848 unterbrochen und ein wenig beschränkt, unablässig trieb, bis die großen Umwälzungen auf dem Weltmarkt, die trotz aller politischen Einschränkung sich durchsetzende industrielle Entwicklung, endlich die daraus folgenden nationalen Veränderungen den Getreideexport des Ostelbiers vernichteten und den Freihändler zum Schutzzöllner machten.

Russische  
Raubwirtschaft

Aus den großen Projekten von Bartenstein entstand nichts wie eine Fristverlängerung für die russische Raubwirtschaft in Ostpreußen; die Soldateska des lieben guten Zaren erhielt keinen Sold — er floß in die Taschen ihrer Führer — und plünderte deshalb das Land. „Die abscheulichsten Plünderungen und Exzesse fanden sozusagen unter den Augen des Kaisers statt, denn auf dem Markte zu Bartenstein sah ich täglich geraubte Sachen feilbieten“, klagte selbst Hardenberg. „Bei Heilsberg hatten die Kosaken einen offenen Markt, woselbst alle möglichen Sachen, als Betten, Leinwand, Garn, Strümpfe, Stiefel, Handschuhe und auch geraubte Pferde öffentlich verkauft werden“, berichtete ein preussischer Offizier. Der Oberstkommandierende, General Bennigsen, ließ sich von einem seiner Armeelieferanten seine Königsberger Wohnung auf das köstlichste ausstatten und den Haushalt von ihm bestreiten. Der preussische König aber duldete still diese Brandschatzung des Landes durch seine Bundesgenossen. Weil er um sein bißchen Krone zitterte, verlängerte er die Qual seiner Untertanen, ohne einen Versuch des Einspruchs zu wagen. Jeder Tag, den der König den Frieden verzögerte, war jetzt, wo die militärische Hülfe völlig erlahmt war, nur noch in jedem Betracht ein Verbrechen. Napoleon hatte sich mit dem Friedenskongreß — mit einigen Gegenvorschlägen — einverstanden erklärt; er ahnte nicht im entferntesten, welche umstürzenden Pläne hinter dem russisch-preussischen Kongreßplan steckten. Vielmehr vermutete er, daß man auf einen Waffenstillstand dränge, um das bedrohte Danzig zu retten, und das wollte er zunächst noch erobern, nachdem er die in den Kampf eingreifenden Schweden zum Waffenstillstand gezwungen hatte. Nach 76 tägigem Widerstand kapitulierte Danzig mit 335 Offizieren und 12 448 Mann am 24. Mai; die Versuche der Russen zum Entsaß waren offenbar verräterische Scheinmanöver.

Kapitulation  
von Danzig

neh  
holu  
aus  
büni  
berg

Pre  
könn

Pos  
Geld

noch

gnab

Kron

auch

in ei

Wie

gehü

Her

heit

Ein

die

berar

die i

um i

Luis

für

Ron

Bed

nicht

nend

Mai

und

mäch

zahl

höch

gesch

aus

Köni

Benn

wenn

Freu

Loba

Der

des e

Erst im Juni begannen die Verbündeten wieder die kriegerischen Unternehmungen. Die Schlacht von Friedland am 14. Juni war die Wiederholung von Jena im Osten. Die russische Armee stob in wilder Flucht auseinander, sie bestand im Grunde nur noch aus Marodeuren. Die Verbündeten zogen sich hinter die Memel zurück. Die Verteidigung Königsmonts wurde aufgegeben.

Schlacht von  
Friedland

Niemals war Napoleon so stark wie in diesem Augenblick. Ganz Preußen war jetzt in seiner Hand, und niemand hätte es mehr retten können. Und wiederum wollte Napoleon nichts wie den Frieden.

Der letzte Akt des Dramas hub an. Es endigte in einer höfischen Possenszene, die noch ihres Dichters harret. In blutbespritztem, gellendem Gelächter vollzog sich die letzte Entwürdigung eines Monarchen, den nur noch eine Gier trieb: das einzige Gewerbe, das er verstand, das Gottesgnadentum sich zu retten, und wenn er sich die Stücke der zerbrochenen Krone im Kot zusammensuchen mußte. Was hätte dieser König im Exil auch anfangen sollen! Die preussische Legende hat die Farce von Eilfit in eine tränenreiche Tragödie der schuldlos leidenden Heldin umgewandelt. Wie oft haben wir in Wort und Bild die Königin Luise erlebt, wie sie, gehüllt in ihre Tugend und ihre Vaterlandsliebe, kühn vor den teuflischen Herrscher der Welt trat, der unwillkürlich sich vor solcher Macht der Reinheit beugte. Wir kennen heute die Szene und ihre Vorbereitung in allen Einzelheiten, und nichts bleibt übrig als das fast beschämte Gelächter über die Erniedrigung dieser Puppen der großen Welt, die — ihres Flitters beraubt — nur noch nackte Menschen sind. Frau Luise war keine Judith, die in das Lager des verhassten Feindes ging, sich in wildem Ekel ergab, um ihr Vaterland zu retten. Napoleon war freilich auch kein Holofernes. Luise war eine wohlstandige Dame, die, durch die zahllosen Huldigungen für ihre Weiblichkeit ihre Wirkung überschätzend, in einer einstudierten Romanrolle einem harten Gläubiger für den bankrotten Gemahl günstigere Bedingungen abschmeicheln wollte. Der Mann, der seine Frau schickt, — nichts weiter als dieser im bürgerlichen Leben sich unzählige Male ereignende Geschäftskniff — war die Haupt- und Staatsaktion von Eilfit.

Die Possen  
von Eilfit

Während des Feldzugs 1807 war dem Bürger Adam Müller zu Maisbach bei Wiesloch (in Baden) der Geist des Herrn mehrfach erschienen und hatte ihm verraten, der König von Preußen würde mit Hilfe Russlands mächtiger werden als zuvor. Müller reiste nach Königsberg, wo er nach zahlreichen Anfällen eintraf, brachte seine Prophezeiung vor, ward dort höchst freundlich aufgenommen und von der Königin beschenkt.<sup>302)</sup>

Aber der Geist des Herrn kannte den Zaren nicht. Alexander I., der geschworen hatte, mit seinem Freunde zu siegen oder unterzugehen, ließ aus qualvoll zerrissenem Herzen nach der Niederlage bei Friedland dem König mitteilen, daß er die Hoffnung aufgäbe, und daß er den General Bennigsen zu Waffenstillstandsverhandlungen ermächtigt hätte, aber nur, wenn der Zustand der Armee es durchaus notwendig machte. Der treue Freund verschwieg seinem Bundesgenossen, daß er bereits auch den Fürsten Lobanow ermächtigt hatte, mit Napoleon über den Frieden zu verhandeln.<sup>303)</sup> Der Bruch des Schwurs, den 1805 Friedrich Wilhelm III. beim Grabe des einzigen Friedrich geleistet, dem Zaren ewig beizustehen, war nun vom

Der Verrat  
des Zaren

Zaren mit gleicher Münze heimgezahlt. Er lud den König nach Tauroggen zu einer Unterredung ein. Aber Tauroggen schien ihm dann doch nicht sicher. Im Heere gährte es. Schon sah er das Schicksal seines Vaters vor Augen, des Zaren Paul, den er hatte ermorden lassen, um auf den Thron zu kommen — die fromme Königin Luise fand ihn um des bishen Vatermordes willen nicht weniger berauschend edel. Bis nach Sezawl flüchtete er, 160 Kilometer von der französischen Armee entfernt. Hier nun beschloß er, sich in den Schutz Napoleons zu begeben, zunächst einen Waffenstillstand zu schließen, für sich allein, ohne den Preußenkönig auch nur in Kenntnis zu setzen. Um das Geschäft allein mit Napoleon abzumachen, lief der Zar förmlich vor dem König davon. Kaum war Friedrich Wilhelm III. in Sezawl eingetroffen (am 21. Juni), so reiste Alexander nach Tauroggen. Derweil kam schon die Nachricht, daß zwischen Frankreich und Rußland allein ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Der König eilte dem Zaren nach, holte ihn in Tauroggen ein; der aber entwich ihm wieder. Ein beißendes Spottbild, wie der König dem Zaren nachläuft, um ihn am Armel zu fassen, wie aber der Zar in dem Wettlauf zu Napoleon Sieger bleibt! Am 24. Juni bat der Zar den französischen Kaiser um eine Unterredung und bot ein Bündnis an. Der Beherrscher des asiatischen Europa, der Despot eines mittelalterlichen Riesenreiches der Barbarei, bettelte vor dem Sohne der Revolution. In Piktupönen, eine Meile von Tilsit, auf einem im Memelströme verankerten Flosse, trafen sich Bonaparte und Alexander I. Sie sprachen von einem Weltbund gegen England, von der Aufteilung der Türkei. Am Ufer, in russischem Militärmantel, mitten unter russischen Offizieren, stand zwei Stunden lang in strömendem Regen Friedrich Wilhelm III., angstvoll des Augenblicks harrend, wo man seiner begehrte — eine ins Russische übersezte Canossaszene. Aber man dachte nicht an ihn. Endlich am 26. Juni wurde der König auf das Floß des Schicksals genommen. „Ich habe ihn gesehen“ — schrieb der König an seine Gattin nach Memel — „ich habe mit diesem Angeheuer gesprochen, den die Hölle ausgespien, den Beelzebub geformt hat, daß er die Geißel der Erde sei.“ Auf Wunsch Napoleons stellte Friedrich Wilhelm III. ihm seine Begleitung vor. „Denke Dir,“ fährt der König in seinem brieflichen Bericht fort, „dieses Vieh ist so unhöflich gewesen, mich weder vorzustellen, noch sein infernalisches Gefolge mir vorstellen zu lassen.“ Napoleon habe den Zaren zum Diner eingeladen, ihn nicht. Nach solchen Schimpfereien fügt Friedrich Wilhelm vorsichtig hinzu: „Ich bitte Dich, mach keinen unvorsichtigen Gebrauch von dem Inhalt dieses Briefes, vergiß nicht, daß wir mehr als jemals in den Fängen des Vogels Roc sind.“ Napoleon unterhielt sich übrigens mit Friedrich Wilhelm III. über die Mißstände in der — preußischen Armee.

Friedrich  
Wilhelm III.  
bei Napoleon

Die politische  
Luise

Luise, die man in diesen Briefen bei ihrer immer abgeleugneten politischen Tätigkeit beobachten kann, beeinflusste von Memel aus den Gemahl im Sinne Hardenbergs. Sie redet auf ihn ein, wie auf einen Menschen, dem man die Sätze sehr oft wiederholen muß, damit er sie begreift. In einem Briefe wiederholt sie ein dutzendmal unermülich die Losung: Du darfst nicht Hardenberg diesem Teufel, diesem Doktor Faust und seinem Famulus (Talleyrand) opfern, das sei der erste Schritt zur Sklaverei und würde

ihm  
auf  
Rb  
übe  
Ma  
vou  
gese  
in i  
den  
nur  
Lan  
und  
Her  
verh  
Kön  
jest  
zupa  
Rai  
Pos  
Du,  
ich  
hat  
hat,  
seine  
dem  
leutn  
  
Ged  
unter  
Maj  
merk  
sein?  
das  
Nap  
liebe,  
Dan  
Mar  
was  
was  
gesag  
Wun  
Luise  
Aug  
wün  
Ank  
könnt  
daru  
Hard  
ausw

ihm die Verachtung der ganzen Welt zuziehen. Der König solle lieber auf die Hälfte seines Besitzes verzichten, aber nicht durch Beitritt zu den Rheinbundsstaaten seine Unabhängigkeit opfern. Die Unhöflichkeit Napoleons überrascht die Königin nicht; denn ihm fehle der gute Wille oder es sei Mangel an Lebensart und an Kenntniss der Hofgebräuche. „Car comment voulez-vous que cet être infernal, qui c'est aus dem Roth emporgeschwungen, sache ce qu'il doit aux Roix?“ tröstet sie stolz den Gemahl in ihrem deutsche Brocken einmischenden Französisch.<sup>304</sup>) Sie nennt Napoleon den Infamen. Sie ruft Gottes Rache an, weil auf dem Memel-Davillon nur die Initialen N. und A. angebracht sind, aber nicht das F. W. des Landesherrn. Sie schildert ihn einen Unwürdigen, einen verruchten Mörder und zitiert — falsch — Maria Stuart: „In dieser Brust wohnt kein Herz.“ Am 1. Juli klagt der König, wie schwer es sei, mit Napoleon zu verhandeln. Auf dieselbe Weise, wie dereinst seine höfischen Kreaturen beim König sich bemerkbar zu machen suchten, so verfährt Friedrich Wilhelm jetzt selbst gegenüber Napoleon. Er bemüht sich, seinen guten humeur abzapfen. Bei der Revue habe man ihm geraten, sich in der Nähe des Kaisers zu halten, weil er dann anzusprechen liebt. „Nun, ich habe diesen Posten nicht mehr verlassen, wie ein Cavallerie-Wachtmeister. Aber glaubst Du, daß er an mich das Wort gerichtet hat? Nicht ein einziges Mal. Aber ich versuchte es, so oft ich die Gelegenheit dazu fand, es zu thun. Dann hat er mir höflich aber kurz geantwortet, und alles, was er mit mir gesprochen hat, war die Frage, ob Eilsit eine alte Stadt sei.“ Um das Angenehme seiner Lage zu steigern, begegne er im Vorzimmer Napoleons regelmäßig dem Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, seinem früheren Obristleutnant, in französischer Uniform.

Am 27. Juni keimt in einem Brief Luise's der grausam kitzelnde Gedanke auf, fast wie ein Schwangerschaftsgelüst — sie trug ein Kind unter dem Herzen — den Teufel zu sprechen: „Sollte nicht Seine Majestät Napoleon, damit das Eilsiter Fest vollständig würde, die Aufmerksamkeit haben, mich einzuladen, um auch bei dem intimen Bunde zu sein? Da ich ihn so sehr liebe, würde das mir sehr angenehm sein!“ War das die erste Anregung? Am 29. Juni meldet Friedrich Wilhelm III., Napoleon habe bei Tisch gesagt, er wisse, daß die Königin ihn nicht liebe, ob nicht nun auch sie mit ihm gleichzeitig den Frieden machen möchte. Dann habe er auf ihr Wohl getrunken. General Ralkreuth habe mit dem Marschall Murat über eine Reise der Königin nach Eilsit gesprochen, was ihr gewiß sehr unangenehm sein würde. „Ich habe zu Ralkreuth gesagt“, fügt der Gemahl hinzu, „wenn nicht wenigstens Napoleon den Wunsch äußert, wüßte ich nicht, wie sich das zweckmäßig veranstalten ließe.“ Luise aber greift den Gedanken sofort auf: „Mein Entschluß ist im selben Augenblick gefaßt worden. Ich komme, ich fliege nach Eilsit, wenn Du es wünschst, wenn Du glaubst, daß ich etwas gutes wirken kann, aber meine Ankunft müßte durch irgend einen dezenten Anlaß begründet werden.“ Sie könnte nur kommen, wenn Napoleon ihn in sehr ehrenvollen Ausdrücken darum bittet oder ihm wenigstens seinen Wunsch äußert. Sie will sich an Hardenberg wenden, daß er ihr die zu spielende Rolle ausarbeite, die sie auswendig (par coeur) lernen wolle, weil sie doch mit dem Menschen-

freund nicht frei vom Herzen (de coeur) zu reden vermöchte. Indessen Napoleon denkt nicht daran, sie einzuladen, und der Gatte drängt trotzdem: „Hier ist alle Welt vollständig überzeugt, daß Dein Erscheinen sehr wohlthätige Wirkungen haben könnte. Hardenberg (der in seinen Denkwürdigkeiten seine Mittäterschaft abgeleugnet hat) besonders äußert sich in diesem Sinne und bittet mich, keinen Augenblick zu verlieren, und Deine Reise zu beschleunigen, da der Augenblick kostbar sei.“ Es sei keine Aussicht, daß Napoleon der Königin seinen Besuch abstatte aber zu vermuten, daß er sie zu Mittag einladen würde. Luise, deren bezaubernde Heiterkeit während ihres nach Tilsit folgenden Königsberger Aufenthalts ihr alter Freund Scheffner nicht genug zu preisen weiß, ist erschreckt über die Art, wie sie kommen soll, ohne Einladung von dem Herrn der Welt — aber sie eilt zu dem Teufel, der sich aus dem Kot emporgeschwungen hat!

Die Toilette  
von Tilsit

Wir besitzen neuerdings eine gänzlich nüchterne Schilderung über die Zusammenkunft Napoleons und Luise's in einem Briefe, den der in allen Finanznöthen der Zeit nach Jena hülf- und ratreiche Stägemann an seine Frau geschrieben hat. Er beobachtete die Szene aus dem gegenüberliegenden Fenster. Wir erfahren, daß sich die Königin mit allem Raffinement geschmückt, ehe sie den Gang zum Hochgericht antrat; französische Beobachter haben nicht unterlassen, auf die Verwendung roter Gesichtsfarbe aufmerksam zu machen. „Im Schlafzimmer (schreibt Stägemann) sah ich zuerst die Königin ihre Toilette machen; der Morgen-Anzug, worin sie den Kaiser empfing, war weißer Mouffelin mit einem gleichen Schleier en diadème gewunden . . . , ein violette's, breites Band statt Gürtel. Der Kaiser kam um 12 Uhr in einem offenen Wagen. Der König empfing ihn . . . und hob ihn mit einer brüderlichen Umarmung aus dem Wagen. Der Kaiser führte sie in ihr Wohnzimmer. Sie war in großer Bewegung, ihr Gesicht glühend, das Schnupftuch in der Hand, mit dem sie sich von Zeit zu Zeit die Thränen zu trocknen schien. Der Kaiser stand ehrerbietig vor ihr, freundlich, aber doch viel ernster, als ich ihn mir dachte. Nach 10 oder 15 Minuten ging die Königin in ihr Schlafzimmer, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ. Nach 5 Minuten kam sie wieder, und diese Unterhaltung dauerte bis um halb Eins, wo der Kaiser zu Fuß in seine dicht anliegende Wohnung ging. Der König und die Königin schob das Fenster ein wenig auf, um Athem zu schöpfen. Sie war sehr heiter geworden. Unsere alte Generalität und Ministerialität, in voller Galla, empfingen ihn vor der Thür. Die Reliquien der Garde paradirten vor dem Hause.“

Luise und  
Napoleon

Wirklich sagte die Königin einen (erhaltenen) Text Hardenbergs wörtlich her, oder vielmehr sie versuchte es. Sie begann wie Hardenbergs Entwurf mit der Phrase: „Ich habe nicht die Absicht, mich in die politischen Angelegenheiten zu mischen, an denen ich niemals Anteil genommen habe, sondern ich will zum Herzen Napoleons als Mutter und Gattin sprechen.“ (Und der ruchlose Mörder hatte doch kein Herz!) Aber Napoleon, der es besser wußte, wollte nicht, daß sich die schöne Frau weiter in derlei Verlegenheitslügen stürzte. Er unterbrach sie und wich allen Versuchen des Hardenberg'schen Textbuchs, politisch zu reden, aus. Er spielte das Gespräch ins galante und frauenzimmerliche, und indem er die Gelegenheit wahrnahm, seine gewerblichen Kenntnisse zu bereichern, vielleicht auch, um zu er-

pro  
sch  
entz  
nete  
eine  
entz  
wür  
und  
Pre  
„Di  
dage  
Ma  
Pol  
einer  
von  
aber  
das  
zu f  
den  
bew  
umf  
und  
sperr  
mit  
verw  
auf  
Dafi  
Näc  
gäbe  
hatte  
reich  
polni  
9 743  
4 805  
dem  
gebill  
fische  
Ober  
zeichn  
fische  
sollter  
— 11  
nicht  
Napo

proben, ob man trotz der Kontinental Sperre Manufakturwaren aus England schmuggelte, erkundigte er sich nach der Herkunft des Stoffes, aus dem das entzückende, Weltgeschichte agierende Kleid der Dame hergestellt war.

Der Erfolg der auf die Sinnlichkeit eines plumpen Barbaren berechneten Intrige war umgekehrt. Luise hatte sich in der Heldenrolle gefallen, einem wüsten und ungeschlachten Satan entgegen zu treten, und sie war entzückt von seinem feinen Kopf, seiner edlen Haltung, seinem lebenswürdigen Wesen. Voll ausschweifender Erwartungen verließ sie Napoleon, und der König und seine Umgebung hofften mindestens ein Viertel mehr von Preußen zu retten. Napoleon aber schrieb an seine Gattin nach Paris: „Die Königin von Preußen hat gestern mit mir gespeist. Ich mußte mich dagegen wehren, daß sie mich noch zu einigen Zugeständnissen an ihren Mann nötigen wollte; aber ich bin galant gewesen, und habe mich an meine Politik gehalten. Sie ist sehr lebenswürdig.“ Und Tags darauf, nach einer zweiten Zusammenkunft mit Luise, neckte er seine Frau: „Die Königin von Preußen ist wirklich entzückend, sie ist voll von Roquetterie gegen mich; aber sei deshalb nicht eifersüchtig: ich bin eine Wachsleinwand, von der das alles abläuft. Der Preis würde mir zu teuer sein, den Galanten zu spielen.“

Die Pöffe, deren widrige Unwürdigkeit seltsamerweise keiner von allen in den Feinheiten germanischer, monarchischer und weiblicher Sittlichkeit bewanderten preußischen Geschichtsschreibern gefühlt zu haben scheint, was umsonst einstudiert.

Napoleon schloß am 7. Juli mit dem Zaren ein geheimes Offensiv- und Defensivbündnis, in dem sich Rußland zur Politik der Kontinental Sperre bekannte und sich unter bestimmten Voraussetzungen bereit erklärte, mit Frankreich zusammen den Krieg gegen England zu führen. Alexander I. verwandte sich zwar für seinen „unglücklichen“ Bundesgenossen, ließ sich aber auf dessen Kosten ein erhebliches Stück von Neu-Ostpreußen zuschanzen. Dafür wurde in den Friedensvertrag hineingeseht, daß Napoleon nur aus Rücksicht auf den Zaren die eroberten Provinzen an Preußen zurückgäbe. Diese spöttische Züchtigung für die Hingebung an den Zarismus hatte Preußen reichlich verdient.

Am 9. Juli wurde der Friedensvertrag zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet. Preußen verlor das Gebiet links der Elbe und die polnischen Landesteile. Es hatte vor dem Kriege 5570 Quadratmeilen und 9 743 000 Einwohner, es büßte fast die Hälfte, 2693 Quadratmeilen und 4 805 000 Einwohner, ein. 18 Millionen Taler Einkünfte entgingen damit dem Staat. Aus dem polnischen Preußen wurde das Herzogtum Warschau gebildet, das eine Volksvertretung, das französische Recht und die französische Verwaltung erhielt; der König von Sachsen wurde zum erblichen Oberhaupt ausersehen. Danzig wurde Republik. Am 12. Juli unterzeichnete General Kalckreuth einen weiteren Vertrag, nach dem die französischen Truppen etappenweise bis zum ersten November Preußen räumen sollten, aber unter der Bedingung, daß die noch zu zahlenden Kriegsteuern — 112 Millionen — bis zum 1. Oktober bezahlt würden. Da die Summe nicht gezahlt werden konnte, blieben die französischen Truppen in Preußen. Napoleon konnte nicht anders verfahren. Preußen erbot sich sogar, dem

Der Frieden  
mit Rußland

Französisch-  
preußischer  
Friedens-  
vertrag



Rheinbund beizutreten, um Erleichterungen zu gewinnen. Aber nach allem, was vorgefallen, mußte er Preußen mißtrauen, und ein später aufgefangener Brief Steins bewies ihm, daß man in Königsberg nur auf die Räumung des Landes wartete, um mit Osterreich sich zu einem neuen Feldzug zu verbinden. Deshalb wurde Preußen auch verpflichtet, zehn Jahre lang nicht mehr als 42 000 Mann unter Waffen zu halten.

Als Napoleon am 10. Juli 1807 nach Königsberg kam, befahlen die Behörden, die Stadt zu illuminieren. „Die Erleuchtung ward befohlen“, so schrieb damals der Nachfolger Kants, Professor Kraus, „nicht des Friedens wegen, der damals noch nicht geschlossen war, sondern, wie die Befehlenden ausdrücklich sagten (der Präsident hat es mir erzählt), um unsere Ehrfurcht ebenso, wie es alle anderen überwundenen Städte gethan, dem Kaiser zu bezeugen.“ Man illuminierte zu einer Zeit, wo in Preußen — so schildert es ein Zeitgenosse — alle Fabriken und Manufakturen stillstanden, wo die Maschinen, der Handel zugrunde gerichtet war; wo der Ackerbau vernachlässigt, die Bauern halb verhungert, die Beamten ohne Befoldung, die Staatsfinanzen vollständig zerrüttet waren. Durch das frevelhafte Verschulden der preußischen Monarchie und des herrschenden Junkertums!

Fichte aber schrieb nach dem Frieden von Tilsit aus Kopenhagen, wo er ein Asyl suchte, an seine Frau: „Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgerthum hinieden abzusterben, habe ich schon früher mich entschlossen. Ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht.“

## 11. Napoleons deutsche Verdienste.

Napoleon als  
Vorkämpfer  
der deutschen  
Einheit

Die erfolgreichsten Vorkämpfer der deutschen Einheit sind die französische Revolution und Bonaparte gewesen. Seit den Revolutionskriegen wurde unter den aus dem dreißigjährigen Kriege überkommenen dreihundert deutschen weltlichen und geistlichen Vaterländern gründlich aufgeräumt. Der Rheinbund ward, indem er das alte Deutsche Reich auflöste, eine Keimzelle des neuen Deutschland. Die Schaffung des Königreichs Westfalen riß das Elbe-Weser-Gebiet aus dem Joch des alten zersplitternden Feudalismus.

Wenn man die deutschen Karten von 1793, 1805 und 1808 vergleicht, so hat sich das Farbengesicht so vollständig geändert, daß man beinahe den Eindruck gewinnt, die Gestalt des Erdteils selbst sei durch einen ungeheuren Weltbrand von Grund aus umgeschmolzen worden. Der unübersehbar verwirrte Flickenteppich ist auf einmal verschwunden. Drei Farben genügen, um das alte Gebiet des Deutschen Reiches, wenn man von den linksrheinischen Bestandteilen absieht, zu zerlegen. Zwischen Rhein und Elbe die unter Frankreichs Einfluß stehenden Rheinbundsstaaten, im Nordosten das kleine Preußen, das die schlesische Zunge südöstlich nach Osterreich streckt, und schließlich die Habsburgische Monarchie selbst. In den Rheinbundsstaaten ließ Napoleon keine dynastischen Streitigkeiten mehr aufkommen. Als sich 1809 der Großherzog von Baden bei Napoleon über gewisse Land-

ansprüche des Königs von Württemberg beklagte, ließ sich der Kaiser eine Karte geben, zeichnete die Grenze mit einem Tintenstrich und gab das Blatt mit den Worten zurück: „C'est pour vous et cela pour les autres. Arrangez vous!“ (Das ist für Sie, das für die anderen. Setzt euch auseinander!)

Es war kein napoleonischer Byzantinismus, sondern klare Erkenntnis des großen Fortschritts, wenn in einem deutschen Journal 1808 die Verdienste des „großen Baumeisters und Weltenreformators“ dahin zusammengefaßt wurden: Napoleon hat nicht wie Preußen es mit Polen gemacht, den Deutschen die französische Sprache und französische Beamte aufgedrängt, er hat ihnen ihre Regierung gelassen, ihre Religion und Glaubensfreiheit geschont. Er hat den Deutschen im Rheinbund die bisher fehlende Einigkeit gegeben. Westfalens weise Konstitution hat vor dem bisherigen Zustand die Vorzüge: Gleichheit vor dem Gesetz, Aufhebung der Privilegien, Beseitigung der Leibeigenschaft, gerechtes Steuersystem. Den Adel hat Napoleon allerdings nicht beseitigt, aber er hat keine Privilegien mehr. Die Verwaltung ist vereinfacht. Die eingeführten „ständischen Kommissionen“ sind, was die alten Stände nie gewesen: über die Zweckmäßigkeit neuer Verordnungen beratende Versammlungen. Zu bedauern ist nur das Übergewicht der Grundeigentümer in der Kommission: 70 Grundeigentümer, 15 Kaufleute und Fabrikanten, 15 Gelehrte und Künstler. In Westfalen gibt es jetzt nur eine Justiz. Im ehemaligen Deutschland gab es so vielerlei Justiz als Klassen von Einwohnern. „Napoleon hat, was in Deutschland getrennt war, vereinigt, und einem der bedeutendsten Reiche Deutschlands eine Konstitution gegeben, welche den größten Teil der ehemaligen Mißbräuche über den Haufen geworfen hat; er hat dabei Sprache, Sitten und Religion unangetastet gelassen. Wollte der Kaiser den ganzen Rheinbund aufheben, sich zum Kaiser der Deutschen krönen lassen, ganz Deutschland unter einen Hut bringen, und der erste Heros sein, welcher die Deutschen zu einer Nation erhöhe, sie alle zu einem Zwecke vereinigte, so könnte man sagen, er habe ein Werk vollendet, woran seit dem Ursprung unserer Nation vergebens gearbeitet worden ist. Kein Deutscher würde dagegen etwas einwenden, und wenn es jetzt Unzufriedene giebt; so sind sie es deswegen, weil man meint, Deutschlands einzelne Staaten wären nur für Frankreichs Interesse vorhanden und organisiert: der Deutsche sei ein bloßes Instrument. Ich glaube nicht, daß die deutsche Nation zur Instrumentalität sich eignet.“<sup>805)</sup>

Die Verfassung des Königreichs Westfalen war in der That liberaler, als selbst die kühnsten Pläne, welche die preussischen Reformer nach Eilfit diskutierten, wenn auch die höfische Wirtschafft des liederlichen König Jerome, um den sich der deutsche Adel schmarotzend drängte, die Absicht Napoleons, einen liberalen Musterstaat aus dem Königreich Westfalen zu schaffen, hemmte. Es ist kein Zufall, daß in den Vasallenstaaten Napoleons westlich der Elbe zuerst die Verfassungskämpfe begannen, die in Preußen erst viel später einsetzten. Daß die bürgerlich-industrielle Entwicklung im Westen durch die napoleonische Wirtschaftspolitik entschieden gefördert ist, wurde schon dargelegt.

Aber Napoleon hat nicht nur im Westen Deutschlands den alten Feudalismus revolutioniert, er hat ihn auch dort, wo er weiterlebte, in all seiner Schande

Französische  
Verfassung in  
Deutschland

Napoleon,  
Kaiser der  
Deutschen

Die  
Entlarvung des  
Junkertums

entlarvt. Er hat das preußische Junkertum für immer an den Pranger der Geschichte geheftet. Alle Versuche, irgend etwas an der Schuld des feudalen Offizierkorps zu beschönigen, sind vollständig gescheitert. Der Kunstgriff, aus der losgelassenen Wut der Schmähchriften nach der Katastrophe die Verächtlichkeit der Pamphletisten und die verlogene Übertreibung zu folgern, ist vergeblich: Dies jämmerliche Geschimpf des revoltierenden Kammerdienergeschmeißes hat nicht mehr enthüllt und nicht mehr behauptet, als die tapferen und sachverständigen Kritiker lange vor Jena schon erkannt hatten. Weil man mit der Tapferkeit der Offiziere in den Festungen beim besten Willen zur Lüge nichts anfangen konnte, hat man mit ihrem Heldenmut in den minder kontrollierbaren Schlachten geprahlt. War es ritterlich und in der Zeit der allgemeinen Schmähung sogar mutig, wenn Scharnhorst 1807/08 aus den großen Verlusten an Offizieren ihre Tapferkeit zu beweisen bemüht war, so weiß man heute, daß er in dem Bemühen, die Niederlagen zum Teil aus der Übermacht der Franzosen zu erklären, die Zahl der kämpfenden Franzosen viel zu hoch, die der Preußen zu niedrig angegeben, daß er andererseits über die preußischen Verluste an Offizieren vollständig falsche Vorstellungen verbreitet hat. Um so unverständiger, aber auch verräterischer — denn es wird damit die geistig-sittliche Gemeinschaft des heutigen Militarismus mit dem vor 100 Jahren zugegeben, in dem man noch so innig das eigene Fleisch und Blut fühlt und anerkennt, daß man die elenden Ahnen zu verteidigen strebt, — um so lächerlicher ist es, daß das in diesem Jahr erschienene Generalstabswerk davon spricht, daß die „viel verleumdeten Offiziere von 1806“ ihre Makellosigkeit bewiesen hätten, weil sie dann mit beispielloser Strenge und Gerechtigkeit über sich selber zu Gericht geseßen. Zu keiner Zeit und an keinem Orte hätte die Welt ein so großartiges Schauspiel erlebt. In Wahrheit hat die Welt noch niemals einen so kläglichen Zusammenbruch eines Offizierkorps erlebt, wie den des preußischen Junkertums von 1806. Und das Gericht, das dann abgehalten, reichte nicht an das Maß von Verschuldung heran. Gerade das Generalstabswerk hat sich durch eine genaue Statistik das Verdienst erworben, festzustellen, wie verblüffend niedrig die Zahl der getöteten Offiziere war, niedriger, als wüßteste Junkerhaffer jemals anzunehmen gewagt hätten. Das Generalstabswerk beziffert die Zahl der in den ganzen Feldzügen 1806/07 getöteten oder an Wunden gestorbenen Offiziere auf 190: 6 Generale, 31 Stabs-offiziere und 152 Subalternoffiziere. Hundertneunzig Junker ließen sich also unter den Trümmern Preußens begraben! Die Junkerklasse, die Jahrhunderte hindurch Land und Armee ruchlos ausgeplündert hatte, brachte ganze 190 Personen als Opfer auf, als es galt, den Staat vor der völligen Zertrümmerung zu retten. Wahrlich, es gehört ein Heldenmut dazu, angesichts dieser zerschmetternden Zahlen irgend etwas retten, irgend etwas beschönigen zu wollen. In der anderthalbstündigen Schlacht von Roßbach betrug der Verlust der Verbündeten (unter Soubise) 650 Offiziere, und doch höhnen alle preußischen Schulbücher über die verlotterten französischen Weichlinge und Feiglinge. Das preußische Junkertum aber gab in dem ganzen Feldzug, als es sich um die nationale Existenz selbst handelte, nur 190 der Seinigen her — ein Fall so beispielloser Feigheit einer herrschenden Klasse, wie er in der ganzen Geschichte

nicht zum zweitenmal vorkommt! Das Generalstabswort hat nicht einmal das Bewußtsein, wie es sich selbst blutig peitscht, wenn es die Zahl der nach der Niederlage infolge von Strafen zwangsweise ausgestoßenen Offiziere auf 17 Generale, 50 Stabsoffiziere, 141 Subalternoffiziere, insgesamt 208 angibt. Es sind mithin mehr Offiziere durch das Kriegrecht als durch den Krieg vernichtet worden! Da man nach Jena ging, mußte das preussische Volk 7096 Junker als Offiziere füttern. Alle hatten geschworen, bis zum letzten Blutstropfen ihren König und das Land zu verteidigen. 190 hielten das Versprechen, oder eigentlich noch nicht einmal so viele; denn es sind noch abzuziehen, die auf der Flucht tödlich verwundet wurden, und außerdem befinden sich unter den 190 auch Bürgerliche und Nichtpreußen. Das war das blutige Opfer des preussischen Junkertums! Auch der Hinweis auf die große Anzahl der Offiziere von 1806, die noch 1813 mitgekämpft habe, nützt nichts. Von den höheren Offizieren waren nur wenige noch 1813 aktiv. Und dann waren es nicht die Offiziere, sondern das Volksheer, das siegte. Daß sich die militärischen Junker infolge der Katastrophe innerlich irgendwie gewandelt hätten, das anzunehmen verbietet schon das allgemeine Gesetz, daß eine privilegierte Klasse ihre Laster nicht ablegen kann, wenn sie sich nicht selbst aufgibt. In Goldap versuchten im Sommer 1807 preussische Soldaten eine Kartoffelfuhre gewaltsam wegzunehmen. Als die Frau des Besitzers das zu verhindern suchte, warfen ihr die Soldaten Rot in die Augen. Eine Nachbarin schrie: „Ja, hier haben die Herren Courage.“ Die Frau selbst fügte hinzu: „Aber vor Danzig sind sie gelaufen.“ Die Frau wurde von den Soldaten mißhandelt, dann beschwerten sie sich bei ihrem Kommandanten, einem Major v. Kampz. Der gürtete sich sein Schwert um, begab sich zu der Frau und schrie sie an: „Wo ist ihr Kerl?“ Als die Frau sich das verbat, schrie Kampz: „Was, verfluchte Hure, Sie will raisonniren? Der Teufel soll ihr auf den Kopf fahren.“ Er schlug die Frau mit seinem spanischen Rohr zu Boden. Der Mann kam, wollte der Frau beistehen. Der Obrist-Wachtmeister zog nun den Säbel, hieb den Mann über den Kopf und verwundete ihn lebensgefährlich.<sup>306)</sup>

Auch Napoleon hat das Junkertum zwar besiegt, aber nicht beseitigt. Bonaparte selbst war ja kein Jakobiner, kein Demokrat. Der französische Zäsarismus war revolutionär, aber er war nicht die Revolution. Gerade zur Zeit von Tilsit wurde in Königsberg die Sehnsucht geäußert, daß im Frieden einer oder der andere große Mann in Frankreich aufstehen möge, aber nicht etwa, um Friedrich Wilhelm III. und sein Junkertum zu befreien, sondern um eine ordentliche Verfassung unter Zustimmung der Nation durchzusetzen.<sup>307)</sup>

## 12. Die Wiedergeburt des Absolutismus.

Die Reformer  
keine Ostelbier

Seit Jena drang endlich zum erstenmal die Fernwirkung der Revolution auch über die Elbe. Sie rüttelte auch an diesem verstockten Junkerstaat. Aber alle Reformen blieben, mit dem alten ständischen Wesen verwickelt, in den Anfängen stecken. Und die Siege von 1813/1815 erstickten dann jede Weiterbildung. Was Jena errang, zerstörte Leipzig.

Die führenden Reformer waren keine Ostelbier: Stein, ein Reichsfreiherr aus Nassau; Hardenberg und Scharnhorst Hannoveraner; Gneisenau, der Sproß eines schwäbisch-fränkischen Adelsgeschlechts, selbst ein Sachse, ein Schildbürger; Grolmann, der Hauptstürmer der Militärreformer, ein Westfale.

Das  
militärische  
Interesse

Alle Reformen waren dem militärischen Interesse untergeordnet. Weil man eingesehen, daß weder ein Heer, noch eine Bürgerschaft zuverlässig, denen nur eine leidende und gehorchende Rolle im Staate gestattet ist, wollte man den Bauern das Selbstgefühl einer Scheinfreiheit, den bürgerlichen Untertanen das bedeutungslose Recht bescheidenen und beaufsichtigten Mitredens einräumen. Man demokratisierte den patriarchalischen Staat durch Fiktionen der Freiheit. Jena war die Form, unter der sich die Revolution in Preußen vollzog; wie das Mittel, der äußere Krieg, so war aber auch der sachliche Erfolg nur das verfälschte Surrogat einer wirklichen Revolution. Wie sehr man Stück für Stück die Umgestaltungen dem bornierten Junkertum und dem seelengleichen Monarchen der Ostelbier aus den Zähnen reißen mußte, wie sehr sie sich bis zum Wahnwitz gegen die „Jakobiner“ sträubten, alles geschah doch nur in ihrem eigenen Interesse. Das Haus wurde gestützt, damit das Dach nicht dem König und den Junkern auf den Kopf fiel.

Das Scheitern  
der Reformen

Von den weiter gehenden Plänen ist keiner durchgeführt; sie scheiterten an der herrschenden Kaste. Als 1807 die Militärreorganisationskommission eingesetzt wurde, sorgte Friedrich Wilhelm III. dafür, daß die Reformer nicht die Mehrheit in ihr hatten, und in dem Arbeitsplan, den er ihr vorschrieb, waren zunächst die Nebensächlichkeiten des Gamaschendienstes vorgesehen, die Pferde- und Knechtsstellung, der Festungsdienst; ganz zum Schluß folgte erst anhangsweise die eigentliche Organisationsfrage, die Schaffung einer Miliz, und gleich hinterher als letzter Punkt die Gendarmerie, die militärische Polizei.

Die Bauernbefreiung begann 1807 mit einer bloßen Prinzipienklärung der Aufhebung der ständischen erblichen Gebundenheit und endigte 1811, als die gesunkenen Getreidepreise wieder stiegen und den Landhunger der Junker aufreizten, mit der Junkerbefreiung von der Hemmung des Bauernlegens. Die Reformen hatten den Quell ihrer Kraft nicht in den Klassen, die sie erkämpften. Sie wurden „gewährt“; und damit waren sie von Anbeginn schutzlos, unbeständig, siech. Weder die Bauern noch das Bürgertum eroberten sich ihre Freiheiten und Rechte. Man gab ihnen, was die Herrschenden für gut befanden.

Die Loslösung Preußens von Frankreich war die Wiedergeburt des deutschen Absolutismus.

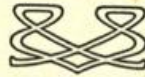
Die Zerstörung des alten Deutschen Reiches durch die französische Revolution und ihre zäsaristische Verbürgerlichung schuf freie Bahn für eine bürgerlich-industrielle Entwicklung. Die Zusammenbrüche der Jahre 1805 und 1806 rissen den Feudalstaat und den Absolutismus zu Boden. In dem furchtbaren Weltringen zwischen der durch Frankreich geführten kontinentalen wirtschaftlichen Entwicklung und der englischen Monopolmacht, die im Verein mit Rußland — hochverräterisch unterstützt durch die europäischen Dynastien und den getreidehandelnden Feudaladel — den festländischen Agrarstaat zu erhalten suchte und zur Erreichung dieses Zieles Europa von 1793—1815 durch ein Meer von Blut hezte, — in diesem Gigantenkampf unterlag die schließlich durch den Zäsarismus erschöpfte Revolution in den Freiheitsvernichtungskriegen 1813/1815. Der Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft war ein Sieg des englischen Weltmonopols und des Zäsarismus. Die Fortschritte, die 1806 für Deutschland und Preußen dank Napoleon ermöglicht wurden, wurden gehemmt. Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands wurde um ein halbes, die politische um ein ganzes Jahrhundert zurückgehalten. Wir spüren noch heute die Niederlage Bonapartes. Das Zeitalter Metternichs und die Heilige Allianz war die Bindung des Kontinents an den feudal-agrarischen Absolutismus, die Zurückdrängung der industriellen Triebkräfte und die Freiheit für Englands schrankenlose Entfaltung seiner kapitalistisch-industriellen Macht. In Preußen brachte erst die Revolution von 1848 eine kleine Erschütterung der feudalen Herrschaft, zu klein, um die Zerstörung herbeizuführen. Die unheimliche Wiedergeburt der absoluten Monarchie und des in der Form von Zöllen Hofedienste und Fronden heischenden Agrarfeudalismus wurde durch die Revolution für die Dauer nicht aufgehalten. Preußen lebt politisch noch immer vor Jena und hat Deutschland mitgezogen. Bei einem Zusammenprall mit einer Militärdemokratie ist sein Schicksal nicht minder gefährdet als vor 100 Jahren, obzwar jeder militärisch-technische Vergleich zwischen heute und damals absurd ist. Preußen-Deutschland hat noch niemals demokratische und für die Demokratie begeisterte Heere besiegt!

Was aber selbst den ungeheuersten, technischen und organisatorischen Fortschritt und die sicherste militärische Überlegenheit Deutschlands — wenn man sie einmal annehmen wollte — vollständig aufheben würde, das ist die von Grund aus geänderte Weltlage seit einem Jahrhundert. Heute sind England und Frankreich nicht in Vernichtungskämpfen sich erschöpfende Rivalen, sondern Bundesgenossen. Amerika ist als unüberwindlicher Wirtschaftsherrscher der Erde in die Geschichte eingetreten. Die Demokratie hat ganz Europa erfaßt. Die Industrie hat den Agrarstaat überwunden. Selbst Rußland sucht in revolutionärer Gärung seinen Anschluß an die moderne Entwicklung. Ein aufgeklärtes, kraftbewußtes Proletariat ist unter den Völkern der Erde aufgewachsen mit neuen, einheitlichen, universalen Zielen, für die Millionen Herzen auf der ganzen Erde schlagen, welche Millionen aufstrebender Kulturmassen mit ihrem Leben zu verteidigen bereit sind. Der absoluten Monarchie und dem ostelbischen Gutsbezirke lebt, wenn nicht irgend wo etwa noch ein krebserzessener Sultan auf solche Neigung Anspruch erheben sollte, auf der ganzen Erde kein Freund mehr. England zahlt keine Subsidien mehr, um Deutschland gegen Frank-

Jena — Leipzig — 1848

1806 — 1906

reich zu treiben. Und der Zarismus hätte nicht mehr die Kraft, sofern selbst den Willen, das preußische Junkertum gegen die anstürmende Demokratie der Erde zu verteidigen. 1806 war Preußen zwar nicht der Vorkämpfer, aber der verführte Söldner gegen die Revolution, es war politisch-wirtschaftlich verbündet mit allen reaktionären Mächten und denen, die von der Reaktion Nutzen zogen. Heute ist das ostelbische System vollständig isoliert. Kein Zweifel: die wirtschaftlichen, politischen, militärischen Machtmittel Deutschlands sind in dem Jahrhundert unvergleichlich gewachsen. Seine Situation in Europa aber ist heute eher noch ungünstiger geworden, weil sein herrschendes System keinen Bundesgenossen mehr findet, verhaßt dem eigenen Volke in seiner großen vorwärts drängenden klassenreifen Mehrheit, verachtet und beargwöhnt von den anderen Staaten.



In  
Kur  
Arde  
in d  
Gef  
der  
brin  
und  
wer

—  
der  
Küf

—  
Her  
Dün  
schif  
füh

Wü  
bür  
geh  
die  
wa  
Auf  
an  
Bo  
ber  
Zw  
mit  
M  
öff  
ob  
Do  
fam

der  
Res  
sein  
ein  
ma  
Ab  
beg